Ernst Wagner's

sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Dritte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Fleischer's Buchhandlung.
(R. Hentschel.)
1855.

Inhalt.

Isidora.

Erstes Buch.

Im Garten des Lustschlosses Tempe, welches der Hof des Herzogs von Agathonien seit etlichen Tagen als den gewöhnlichen Frühlingsaufenthalt bezogen hatte, saß ein junger Dichter still unter dem Schatten grüner Waldnacht. Sein Leben, erglüht mit der Tageshitze, frischte sich hier lieblich, und seine erwärmten Phantasien senkten allmälig ihren Flug in die Kühle der Betrachtung nieder.

Sinnig blickte er jetzt auf die schwarzen, buschbedeckten Ruinen hinüber, die wenige Schritte weit von ihm, in ungeheuern Massen die vormalige Pracht der dort gelegenen Marienabtei noch trübselig bezeugten; — ausgebrannte Ueberbleibsel jener einst weltberühmten Herrlichkeit, zu deren Thor sonst Heere gläubiger Wallfahrer mit reichen Opfern einzogen, um den Frieden ihrer Seele wieder zu gewinnen, während im Innern der heiligen Zellen so manches jungfräuliche Herz noch seinem Frieden entgegenrang; — jetzt nur dunkle Schattenbilder, groß aus den Sagen einer längstverhallten Zeit, traurigschön durch jene stillen Blüthengeister, die hier, wie aus dem Thale der Vergangenheit herüberduftend, den Wandrer umwehten. Dann senkte unser Fremdling den Blick zum Silberspiegel des neben ihm quellenden Hubertusbrunnens, der noch immer so ruhig und rein ans Licht zu treten schien, wie vor Jahrhunderten, wo er von so vielen Wundergerüchten umrauscht, als jetzt von Wiesenblumen umblüht

war, und wo noch viele tausend Thränen sehnsüchtiger Liebe sich mit seinen Perlen mischten. Schwermüthiger schaute er dann wieder in das zerrüttete Antlitz des wunderthätigen Madonnenbildes vor der nahen Waldkapelle; — einst das Ziel und der Begegnungsort von zahllosen Seufzern und Gelübden heißer Andacht; — nun, ach, so einsam und verlassen von der ehemaligen Pilgerschaar, nur selten besucht von den wenig gewordenen Kindern des Glaubens, und allein noch dürftig gepflegt von jenem alten Einsiedler, welcher jetzt dort neben der Kapelle sein Gärtchen bearbeitete; — vielleicht als der letzte Hüter dieses Heiligthums, und gleichsam der letzte schwache Odemzug Alles hier noch übrigen heiligen Lebens.

„Was ist nun geblieben von jener Herrlichkeit! rief er aus: Nichts, als der flüchtige Gedanke! Und selbst diesen schützt ja nichts mehr, als die Eitelkeit eines reichen Fürsten, der das Ganze dieser Alterthümer nur noch wie ein Familienbild aus größerer Zeit zu dulden, oder zur bloßen Zierde seines Gartens umzuschaffen, oder höchstens in der Erhaltung desselben der Sanction alter Volksmeinung zu huldigen beschloß! Bald stirbt er dahin, und sein Nachfolger macht vielleicht in wenigen Jahren Alles der Erde gleich, um hier die Aussicht seines Parks zu erweitern, welchen der geizige Sohn dann vielleicht wieder in ein einziges großes Saatfeld umwandelt!“

Unvermerkt bildete sich der Strom seiner Empfindungen zum klagenden Gedichte; doch das heitre Antlitz jenes still arbeitenden Greises, und die Sonnenbeleuchtung und der Vogelgesang der Gegenwart gossen wieder freundliche Rührung in sein Gemüth.

Die plötzliche Erscheinung zweier schlanken schön gekleideten Mädchen unterbrach seine Träume. Eine derselben that sehr ängstlich und weinte. Die Andere war ruhiger und schien ihre Gefährtin zu trösten. „Wir wollen es dem Vater Sylvester zeigen!“ bat Jene schluchzend. „Nein, sagte diese, ich fürchte mich vor dem Einsiedler. Sei nur ruhig, wir wollen den Arm im Hubertsbrunnen waschen.“

Jetzt erst bemerkte der Fremde, daß die, welche zuletzt gesprochen, stark am linken Arme blutete, und in diesem Augenblick entdeckten Beide seine Gegenwart mit einem leichten Erschrecken. Aber die Weinende flog sogleich auf ihn zu und rief, indem sie eifrig seine Hand ergriff: „Mein Herr — Sie sind mir unbekannt — aber — sollten Sie uns ein wenig Pflaster verschaffen können — ach, ich würde —"

„Es läßt schon nach! rief Jene lachend, indem sie den Arm tief in die Quelle tauchte und abtrocknete: Wir jagten einander, und ich fiel dort und verwundete mich an einem Felsenstück."

„Ich kann Ihnen wahrscheinlich helfen und Ihre Wunde verbinden, mein Fräulein," sagte der Ueberraschte, noch voll Entzücken über den Alabasterblick ihres blendenden Armes im Quell. Er trat zu ihr, indem er sein Patentpflaster aus der Brieftasche hervorzog, und faßte bewundernd ihren Arm, den sie ihm mit lächelnder Aengstlichkeit überließ. Die Wunde war völlig unbedeutend. Als er sie mit seinen Lippen berührte und sanft aussog, zuckte das süße Kind leise und sah ihm während der Operation aufmerksam ins Angesicht. Auch er schlug das Auge nach dem ihrigen schüchtern empor und Beide standen hellerröthend da und erbebten ein Wenig vor dem überraschenden Gefühle einer so interessanten Nähe.

„Ach, so sagen Sie mir denn um aller Heiligen willen, ob der Fleck ganz gewiß keine Narbe zurücklassen wird!" rief die ängstliche Freundin, als das Pflästerchen aufgedrückt war.

„Auch nicht die kleinste Spur!" sagte er, und gab jetzt den schönen Arm mit einer freundlichen Verbeugung frei.

„Mein Gott, das ist sie! fuhr die Andere wieder zusammen: dort kommt Fräulein Serena! — Ach, ich allein war an Allem Schuld! — Gewiß meldet sie es der Oberhofmeisterin, und die Alte schickt mich noch heute nach der Stadt zurück!"

„Aber, meine beste Isidora!" tönte jetzt eine sanfte, doch ernste Stimme. Fräulein Serena eilte herzu, und unser Mann verbeugte

sich schweigend und tief gegen die Prinzessin. — Denn jener Name sagte dem Erstaunten, daß seine Verwundete die künftige Erbin dieses Landes, die Tochter des Herzogs, war. Sie umarmte die besorgte Gouvernante zärtlich, erzählte das Ereigniß ganz treu und mit vieler Schonung für ihre Freundin Eulalia, die nun einen leichten Verweis erhielt, und stellte dann mit freundlich forschenden Blicken ihren Wundarzt vor, der jetzt erröthend herzutrat, um sich zu nennen.

„Ich heiße von Dagobert, sagte er, und bin aus der Gegend von Straland. Schon seit einigen Wochen hält mich die Liebe zur ländlichen Muse in diesen reizenden Fluren zurück!"

„Ein Dichter?" fragte die Prinzessin mit neu aufblühendem Interesse.

„Ich wünsche einst diesen Namen zu verdienen."

Es knüpfte sich eine leichte Unterhaltung über die Vorzüge der umliegenden Landschaften an. Mehrere Personen vom Hofe verkündigten die Annäherung des Herzogs, und die wohlwollende Hofmeisterin fand es angemessen, ihren Gast demselben vorzustellen. Dagobert bekam die gehörigen Lobsprüche wegen seiner chirurgischen Geschicklichkeit, der Herzog unterhielt sich eine Zeitlang gütig mit ihm und ließ den jungen Mann bei seiner Beurlaubung für morgen nach Hofe laden, „um den Verband der Patientin nachzusehen."

Das allgemeine Hofgespräch dieses und des folgenden Tages betraf fast einzig den jungen liebenswürdigen Dichter, der morgen erscheinen sollte, und auf dessen Anblick besonders die Frauen um so begieriger waren, da die, welche ihn bereits gesehen hatten, eine viel höhere und feinere Ausbildung in seinem Wesen wahrgenommen haben wollten, als man sonst bei einem gewöhnlichen Reisenden findet. So erschien denn Dagobert, — der eine halbe Stunde weit vom Schlosse

bei der Familie eines Winzers höchst reizend eingemiethet war, — schon im Voraus mit Augen voll Gunst begrüßt. Jedermann fand die in Rücksicht seines Aeußern gehegten Erwartungen heute noch weit übertroffen; und er wußte auch den ihm eigenthümlichen heitern Freimuth mit unmerklich einnehmender Bescheidenheit trefflich zu verbinden; nämlich durch jene seltnere Gewandtheit des Geistes, vermöge deren alle Männer, vom Herzoge bis zum letzten Hofmann, sich geneigt fühlen mußten, ihn gewissermaßen für Ihresgleichen zu halten, wiewohl übrigens ein etwas emporragender Stolz nicht leicht an ihm zu verkennen war. Die Frauen fanden ihn liebenswürdig und entdeckten für heute nur zwei besondere persönliche Eigenheiten an ihm: — einen gewissen Zug von stiller Schwermuth, wenn die Unterhaltung seine eigne Person betraf, und ein immer wiederkehrendes Erröthen, sobald die Rede auf das gestrige Ereigniß kam. Indessen theilte Letzteres die junge Fürstin selbst zuweilen in lächelnder Verwirrung mit ihm, und das Erstere war sie geneigt, ihren Damen als die gewöhnliche Dichterschwärmerei zu erläutern. Uebrigens hatte er sich zwar gestern zum Priester der Dichtkunst bekannt; allein er begegnete den artigen Aufforderungen, die man ihm deßhalb machte, nur mit der schüchternen Erklärung: es werde vielleicht nächstens Etwas von ihm öffentlich ans Licht treten. Kurz, seine erste Bekanntschaft befriedigte, und man hörte es mit Vergnügen, daß der Herzog ihn für alle Tage nach Hofe geladen, und er versprochen habe, diese Erlaubniß fleißig zu benutzen.

In der Unterhaltung mit seinen drei Freundinnen, von gestern her, schien er sich am meisten zu gefallen, und diese nahmen ihn auch bald in einen gewissen besonderen Bund und Schutz auf, da er ihnen heute schon als ein bestimmterer Bekannter angehörte, und da vorzüglich der Prinzessin, einer entschiedenen Freundin der Poesie, seine Gespräche Vergnügen gewährten. Alles Schöne und Hohe, was sie bis jetzt aus Werken der Dichtkunst kannte und verehrte, konnte

Dagobert so ganz im innigsten, wärmsten Sinn ihres kindlichen Gemüthes wieder mitgenießen, und dabei ihren Genuß durch seine eignen vielseitigeren Ansichten oft so unerwartet bereichern und erhöhen, daß sie sich wegen dieser neuen Bekanntschaft insgeheim dem Schicksal zum herzlichsten Dank verbunden fühlte.

Auch Dagobert empfand eine so interessante Erweiterung seines gegenwärtigen Lebenskreises mit innigem Wohlgefallen. Der Herzog von Agathonien war als ein trefflicher und edler Regent bekannt, und verdiente den Namen eines Beschützers, ja selbst Vertrauten der Wissenschaften und Kunst. Seine nächsten Umgebungen, weniger zahlreich als auserlesen, rechtfertigten seinen Geschmack, und der ganze Hof stand im Rufe jener feinern Bildung und menschlichen Eleganz, womit dergleichen beschränktere Zirkel der großen Welt, sich leichter und dauernder auszuschmücken vermögen, als Höfe vom ersten Range, sobald nur der Regent selbst wahre Bildung besitzt, oder doch in der Atmosphäre derselben gern athmet. Daher durfte hier Jeder, der Etwas wußte oder konnte, auf einen freundlichen Empfang, und Jeder, der Etwas war, auf ehrenvolle Auszeichnung rechnen.

Der Herzog liebte Musik, und sorgte in Rücksicht dieser Kunst stets für reichliche Genüsse. Seine Tochter selbst sang vortrefflich und gern zur Guitarre. Das Schloß enthielt eine kleine, aber ausgesuchte Gemäldesammlung, auch außer dieser in seinen eignen Verzierungen und besonders in den nächsten Gartenanlagen manches Schöne, ja selbst einige berühmte Werke der Bau- und Bildhauerkunst. Die kleine Bibliothek war in Ansehung der Dichterwerke ziemlich vollständig, und dort wurden auch sogar mehrere schätzbare Antiken aufbewahrt. Dem zufolge konnte denn wohl das Herumtreiben unter

einem so schön ausgestatteten, schon an sich geistreichen und liebenswürdigen Personal, nicht anders als höchst reizend sein.

Am meisten ergötzte sich Dagobert mit seinen drei Gönnerinnen auf kleinen Spaziergängen im Park, oder größeren Streifereien durch die herrliche Gegend und in manchem vertraulichen Zusammensitzen unter freiem Himmel. Ihre Gespräche betrafen dann fast immer Natur und Kunst, unter der Idee des Schönen betrachtet; und je länger sich dieselben ausspannen, je schwerer ging man gewöhnlich daran, sie abzubrechen, da zuletzt Jeder insgeheim fühlte, es sei wohl nichts so sehr geeignet, die gemeinen Verhältnisse vergessen zu machen, und die Geister für einen wahrhaft traulichen Menschenverein zu reinigen, als ein ruhiges, gemeinschaftliches Bewundern schöner Erscheinungen.

Oft wurden auch örtliche Denkwürdigkeiten Gegenstände ihrer Belustigung. So verweilten sie einst wieder bei den Ruinen der Marienabtei, in deren Nähe überall die anmuthigsten Ruheplätze angebracht waren, und wo jetzt Dagobert seine Damen befragte, ob ihnen die Gerüchte und alten Sagen von jenen Ueberbleibseln bereits bekannt seien. Die Prinzessin hatte bis jetzt nur das Geschichtliche von dem ehemaligen Nonnenkloster erfahren, wornach die Erbauung desselben von einer ihrer Ahnenfrauen (die nachher mit ihrem Gemahl lebendig gen Himmel gefahren sein sollte) einst der Mutter Gottes gelobt und mit großer Pracht ausgeführt worden. Lange hatte es, wegen der hier befindlichen wunderthätigen Madonna den höchsten Glanz und Ruhm behauptet, bis er vor mehreren Jahrhunderten im Ungewitter des Krieges ein Raub der Flammen ward. Der vorige Herzog hatte das Schloß Tempe größtentheils aus den ungeheuern Ruinen der Abtei aufgebaut, von welcher man demungeachtet noch immer große Werke übrig sah. — Dieß war Alles, was die gegenwärtige Generation noch der Mühe werth hielt, von der alten Geschichte des Orts zu lehren; und die schöne Fürstin zeigte jetzt um so größeres Verlangen, mehr zu erfahren, da ihr

Dagobert entdeckte, er sei durch die verworrenen Erzählungen des alten Einsiedlers, hauptsächlich aber durch schriftliche Mittheilungen eines benachbarten Klostergeistlichen, von der ganzen Legende unterrichtet. — Hierauf zog er ein altes Pergamentbüchlein voll buntgemalter Mönchsschrift hervor, um daraus seinem Gedächtnisse nachzuhelfen, und erzählte dann Folgendes:

Legende.

„In grauer Vorzeit herrschte einst über diese Gegenden ein sehr reicher Graf, Namens Hugo, der viele Burgen, Güter und Städte besaß, und bei allen Regenten und Herren der Christenheit in hohen Ehren stand. Seine Gemahlin war ein Wunder von Schönheit und Zucht; aber, so inbrünstig auch ihr Eheherr sie liebte, und so sehr sie Gott um Kindersegen bat, blieb doch ihr Leib unfruchtbar. Darüber härmte sich nun der Graf Tag und Nacht, und sein Gemüth ward endlich so traurig, daß er alle menschlichen Herrlichkeiten und Vergnügungen haßte, und von keiner Freude mehr hören wollte, einzig die Jagd ausgenommen, deren wildes Gelärm noch zuweilen seinen Gram übertäubte, und die er daher fast täglich in seinen Forsten trieb.

Einst zog er mit großer Jägerschaar durch den Wald. Man jagte eine Menge Hochwild auf, und Jeder suchte seine auserseh ene Beute so geschwind als möglich zu ereilen. Graf Hugo sprengte mit seinem vogelschnellen Roß einem schönen Hirsche von besonderer Größe nach, dessen Flucht ihn bald seitwärts von dem Jagdgefolge ab und soweit nach der Tiefe des Waldes zog, daß er endlich anhalten mußte, um sich ein Zeichen zu machen, und dadurch die Rückkehr zu seinen Begleitern zu sichern.

Da gewahrte der Graf eines jungen Bauernweibes, das über dem Holzlesen ermüdet war, und wenige Schritte von ihm auf einem Wildpfad im Grase sanft schlief. In ihrem Arme lag ein holdes

Knäblein und trank freudig an der Mutter Brust, blickte auch manchmal ganz munter nach dem Reiter auf und lächelte ihn an. Aber der Graf ward über der Betrachtung dieses Knabens sehr traurig, wandte sein Angesicht weg und ritt leise vorüber, indem er ausrief: „Ach, wie viel tausendmal glückseliger ist doch diese arme Frau in ihren elenden Lumpen, als ich mit all meinem Prunk und Ueberflusse, da sich ihr Herz eines so schönen Söhnleins erfreuen mag!" Hiermit wollte er sein Roß von Neuem zur wilden Jagd antreiben; allein das Thier fing jetzt an zu schnauben, bäumte sich empor, und wollte nicht weiter fürbaß. Plötzlich trat aus dem nächsten Busch ein häßliches gelbes Weib auf den Grafen zu, und sprach ihn mit freundlichem Grinsen folgendermaßen an: „Du sollst Dich nicht mehr grämen, Graf Hugo von Agathonien, darum, daß Du kinderlos geblieben bist; denn ich will Deiner Hausfrau bald einen fürtrefflichen Trank bereiten, wovon sie gleich dem Weinstocke fruchtbar werden soll; doch bedinge ich mir dafür drei Gaben von Dir aus: daß Du mir nämlich gebest, binnen dieser und der siebenten Minute, sieben Tropfen Blutes, welche aus dem Herzen eines Säuglings gedrückt sind; weiterhin binnen diesem und dem siebenten Tage sieben Pfund des feinsten Goldes; binnen diesem und dem siebenten Monden aber sieben Pfund guter Perlen aus Deiner Schatzkammer, falls es Dir dann schon offenbar worden ist, daß meines Trankes verheißne Kraft sich bewährt hat."

„Einen Pfeil für sieben in Dein schandbares Herz! rief der Graf zornig aus: Du verfluchte Zauberin, Du böse Sieben, die Du den Rathschluß Gottes und seiner Heiligen zu ändern vermeinest, und nach dem Blute jenes unschuldigen Knaben dürstest!" Bei diesen Worten spannte er schnell seine Armbrust und schoß einen Bolzen nach der Zauberin; aber der Bolzen saus'te durch die Luft, das Weib war vor seinen Augen verschwunden, und nichts als ein scheußlicher Gestank blieb von ihr zurück.

Der fromme Hugo schlug ein Kreuz vor seiner Brust wegen dieser arglistigen Versuchung des Satans zum Morde. Er fühlte aber eine neue Sehnsucht, das schöne Knäblein noch einmal zu sehen, und ritt daher wieder zu der schlafenden Frau zurück. Diese erwachte jetzt von dem Geräusche, schrie und fürchtete, es solle ihr oder dem Kinde Gewalt geschehen. Da stieg der Graf von seinem Rosse, tröstete sie und sprach: „Fürchte Dich nicht, denn ich bin Dein gnädiger und günstiger Herr, der Graf Hugo, — und weil ich sehe, daß Du in großer Armuth leben mußt mit Deinem schönen Kindlein, so soll es von nun an Euch Beiden wohl gehen Euer Leben lang." Hiermit zog er einen überaus köstlichen Ring vom Finger und schenkte ihn der Frau mit den Worten: „Nimm dieses Kleinod und thue Dir mit Deinen Hausgenossen gütlich, und kaufet Euch Felder und Wiesen, bis Ihr genug habt. Doch ermahne ich Dich, daß Ihr dabei Gottes und meiner nicht vergesset, sondern fleißig für mich und meine Ehefrau beten möget, damit Gott uns auch segne. Und wenn Dein Knäblein erwachsen sein wird, sollst Du mir es bringen, denn ich will für seine Nahrung und Aufnahme unter meinem Jagdgesinde sorgen, also, daß ein stattlicher Jägersmann aus ihm werden soll."

Ueber diese frohe Kunde fing die arme Frau vor Freuden an zu weinen, und lief eilends nach Hause, um ihrem Manne Alles anzusagen.

Graf Hugo ritt hierauf nach der Gegend hin, wo er wieder zu seinem Gefolge zu gelangen hoffte; allein nach mehrern Stunden hatte er noch keine Spur von demselben gefunden, wußte nicht mehr, wo er selber war, und fühlte in allen Gliedern eine ungewöhnliche Schläfrigkeit. Daher band er das Roß an einen Baum, und legte sich im Schatten eines überhangenden Felsen nieder, um ein wenig zu ruhen. Kaum war er eingeschlummert, als ihm träumte, der heilige Hubertus stehe vor seinem Lager, mit Spieß, Pfeil und Bogen bewaffnet, und rede ihn freundlich folgendergestalt an: „Hugo!

Dieweil du dich fromm vor Gott bezeiget, und den Lockungen des Satans widerstanden hast, so ist das Gemüth der Gebenedeieten von deinem Anliegen bewegt worden, deine Hausfrau wird eines schönen Töchterleins genesen, und die Mutter aller Gnaden will dessen Pathin und Mutter sein. Darum soll es Maria heißen; und wenn deine Tochter das vierzehnte Jahr erreichen wird, sollst du sie zu diesem Felsen führen; da wird ihr der Wille ihrer göttlichen Pathin offenbar werden, und Alles, was sie von dir begehren mag, das mußt du thun. Denn die Königin des Himmels hat sie auserkohren, hier ein Jungfrauenkloster zu erbauen, und ein Gnadenbild zu errichten, durch dessen Kraft viele tausend Wunderthaten an der Liebe und Ehetreue unter den Menschen geschehen sollen." Hierauf kam es dem Grafen vor, als verschlösse der Heilige Etwas in den Felsen, der sich von seinem Befehle willig auf und wieder zuthat. Auch faßte er zuletzt seinen Spieß wie einen Schreibestift, und zeichnete an die glatte Steinwand schöne goldne Striche, woraus endlich der Umriß einer wunderherrlichen Jungfrau entstand; welches Alles der Graf mit höchstem Erstaunen ansah. Aber Hubertus wandte sich drauf wieder zu ihm und sagte: „Damit dir nun offenbar werde, daß dein Traum, welchen du weder deinem Weibe noch Kinde jemals verrathen sollst, nicht leer, sondern von göttlicher Art sei, will ich dir ein Zeichen machen und einen köstlichen Brunnen hier stiften, wo zuvor keiner gewesen. Nun sollst du aber künftig eine Stunde rings um ihn her nicht mehr jagen, hetzen und stellen, sondern alles Wild in diesem Bezirke verschonen, und mir hegen und heilig halten. Und das Wasser dieses Quelles wird überaus köstlich sein, und gesunder, als alle Brunnen weit umher. Es wird auch gar vielerlei bösen Zauber auflösen; aber, wenn zwei Liebesleute oder gute Freunde einen Becher aus dem Quell unter sich theilen, so werden sie einander treu sein bis in den Tod."

Da stieß der Heilige seinen goldnen Spieß dreimal in das Gras, und verschwand.

Graf Hugo erwachte gleich darauf, verwunderte sich über den schönen Traum und schaute neugierig nach dem Bilde der Jungfrau an der Felsenwand. Doch er bemerkte dort nichts mehr von den goldnen Zügen, sondern der Felsen war an jener Stelle nur mit einem lustigen grünen Moose überwachsen. Aber im Emporspringen sah er mit Erstaunen, daß vor seinen Füßen ein herrlicher Quell langsam aus der Erde hervortrat. Er war anzusehen wie ein breites Silberband, und indem sein glänzendes Wasser sich langsam durchs Gras fortwälzte, drückte es für sich selbst zwei sanft gekrümmte Ufer in den Boden ein, als wäre es so schwer und gediegen wie fließendes Silber; und der Graf sah vor seinen Augen die anmuthigsten blauen Blümlein an den Rändern aufsprießen. Er folgte dem Laufe des Quells mit heiligem Grauen bis zum nahen Bache, wo derselbe sich mit dem gemeinen Wasser wie mit seines Gleichen vermischte und weiter floß.

Indem der Graf dieser Begebenheit weiter nachdachte, erschien von allen Seiten sein Jagdgefolge. Sie hatten ihren Herrn lange gesucht, und freuten sich, ihn hier so fröhlich und wohlgemuth anzutreffen. Er zeigte ihnen darauf den vortrefflichen Brunnen, den er hier entdeckt habe, und Niemand konnte sich eines so reichen, klaren Quells in dieser Gegend erinnern. „Nun wohlan! sagte Hugo: so gesegne uns Gott und die heilige Jungfrau den ersten Trunk aus diesem Quell, der forthin der Hubertusborn heißen soll, weil wir ihn auf der Jagd entdeckt haben.“ Damit schöpften Alle ihre Kürbisflaschen voll, erhoben ein freudiges Jagdgeschrei und tranken; worauf sie sich so gestärkt und neu belebt fühlten, daß sie die labende Kühlung und Reinheit des Quells nicht genug loben konnten. Auch nahm der Graf eine Flasche voll zu sich, um zu Hause seiner Gemahlin daraus Bescheid zu thun, welche dann das Wasser ebenfalls sehr köstlich fand.

Gar bald zeigte sich auch die Erfüllung dessen, was Sanct Hubertus verheißen hatte. Denn nach Jahresfrist kam die Gräfin mit

einem Töchterlein nieder, welches man Maria nannte, und welches gar schnell und freudig zu einer ausnehmend schönen Jungfrau heranwuchs, so, daß die Eltern über des Kindes Gedeihen unbeschreibliche Freude empfanden, und wegen seiner Schönheit von allen Fürsten und Herren weit und breit beneidet wurden.

Aber Hugo vergaß über seinem Glücke nicht, was Sanct Hubertus ihm befohlen hatte, sondern gebot in seiner ganzen Grafschaft, daß man Frieden um den Brunnen her halten solle, und ließ überall eine Stunde weit von demselben in der Rundung Hegepfähle aufstellen, so daß alles Wild in diesem Bezirk eine Freistätte fand, und von keinem Jäger verfolgt oder erlegt werden durfte. Daher ward der gehegte Raum bald ein überaus lustiger Aufenthalt; das Wild scheute innerhalb desselben keinen Menschen, und die Vögel bauten dort am liebsten ihre Nester, und sangen nach Herzenslust. Weil nun die ganze Wildniß dem Grafen eigen war, so wurden auch dessen arme Unterthanen, die in jener Gegend wohnten, gar froh über diese Hege; denn das Wild that plötzlich, als wäre es in die Hege gebannt, und verlangte nicht mehr ihre Saatäckerlein abzuweiden, sondern blieb lieber auf seinen sichern Waldhuten, da ihm draußen überall die Jäger auflauerten. Der Graf aber hatte seine Jagdlust in andern Wäldern.

Er nahm auch das Kind, dessen Mutter er einst im Walde seinen Ring geschenkt hatte, bald zu sich, und es erwuchs daraus ein so treuer und kühner Knabe, daß ihn Hugo zum Diener seiner Tochter und zu seinem Leibjäger machte, und diesem getreuen Jüngling, Medorus genannt, unter allen Dienern seine Gunst am meisten zuwandte.

Nicht weit vom Schlosse des Grafen aber hauste ein armer Vetter desselben, ohne Land und Leute, bloß von Hugo's Wohlthaten lebend. Dieser hatte einen schönen Sohn, Namens Roland, welchen man der jungen Gräfin zum adlichen Gespielen und Hüter gab. Wiewohl nun Roland fünf Jahre älter war als Maria, so verlangte diese doch nach keinem andern Gespielen als ihm, weil der junge

Vetter ihrem Willen in keinem Stücke zuwider that, sondern, nach seiner verträglichen und sanften Natur, allen Scherz und Uebermuth von ihr geduldig ertrug. Als aber Roland sah, wie Maria in ihrem dreizehnten Jahre schon zu solcher Schönheit gelangt war, daß auf die Gerüchte davon bereits viele große Potentaten ihren Herrn Vater mit Brautwerbung angingen, da fühlte er plötzlich, daß sein Herz von der heftigsten Liebe gegen Marien entzündet, und daß bisher nichts als heiße Minne die Ursache seiner beständigen Geduld mit ihrem Uebermuthe gewesen sei, und that einen Schwur, nun und ewig keine Andere zu lieben, als seine Base Maria. Allein er fand damit kein Gehör bei dem jungen Fräulein, und sobald er ein Wort von Minne sprach, lachte sie nur, zog ihn mit Scherzen auf und jagte ihn wohl gar von sich, indem sie drohte, es ihrem Herrn Vater zu verrathen. Doch sagte sie dem Grafen nichts davon.

Aber Roland, der seine feurige Liebe nicht länger zu verbergen wußte, traf einst seinen Herrn Vetter, bei welchem er gar wohl gelitten war, allein an, fiel ihm zu Füßen und bat mit Thränen, er möge ihm seine Tochter zusagen, und bei ihr selbst ein Fürwort einlegen, damit sie seine große Liebe und Treue nicht verschmähe.

„Mein lieber Vetter," sprach der Graf, der das scherzhafte Gemüth des Fräuleins wohl kannte: „es gehet Dir bei Marien, wie es vielen Andern gehet, von welchen sie auch nichts wissen und anhören will. Indessen, da sie doch in ihrem übrigen Leben und Wandel ganz feingesittet ist, so glaube ich, daß sie wohl dermalen zu jung sein mag für die Minne, und keineswegs von verhärtetem oder falschem Gemüthe. Kannst Du selbst aber künftig noch ihr Herz erwerben, so sollst Du mir recht sein zum Eidam, und noch lieber als der reichste und mächtigste Fürst oder Herr, da ich Dich und Deinen Vater sehr werth achte und gewißlich einem so guten und nahen Anverwandten mein Land und Leute eher gönnen würde, denn einem Fremden. Doch siehe Du selbst zu, wie Du ihr Herz bewegen mögest."

Diese gutgemeinte Rede Hugo's gab zwar dem armen Roland einigen Trost; aber das Fräulein fuhr fort, seine Liebe zu verlachen, und wollte endlich gar keinen Umgang mehr mit ihm pflegen, falls er ferner von Minne reden würde.

Einige Zeit nachher reiste Graf Hugo mit mehreren Dienern und seinem getreuen Medorus von einer benachbarten Stadt heim zu seiner Hofburg. Da sie nun gegen Abend durch die Hubertushege ritten, wo man jetzt viele Gänge und Kreuzpfade zum Lustreiten fand, erzählte Medorus dem Grafen allerlei Geschichten von diesem Walde, welche ihm die Jäger berichtet hatten, und besonders, wie man darin zuweilen des Morgens vor Tages Anbruch eine aus weiter Ferne tönende liebliche Jagd mit gar vielen Waldhörnern hören könne; und doch sei nachher niemals irgendwo einige Scheu oder Furcht an dem Wilde zu verspüren gewesen. Der Graf hörte dieß sehr gerne, und da er mehr zu wissen verlangte, gestand ihm auch Medorus ein, daß er selbst einmal in allzugroßem Jagdeifer eine Hündin bis in den Hegebezirk verfolgt habe, doch unwissend wo er sei, und ohne den nächsten Hegestock wahrzunehmen. Auf einmal sei ihm Sanct Hubertus selbst, eine Kuppel großer und ungemein schöner Hunde haltend, mit zorniger Miene entgegengetreten, habe den Spieß aufgehoben und damit gebieterisch nach dem Gränzstocke gezeigt. Da er aber, hierüber sehr erschrocken, seine Knie ehrfurchtsvoll gebeugt und sich bescheidentlich zurückgezogen, so habe der Heilige lächelnd mit dem Finger gedroht und ihn in Frieden ziehen lassen.

Mit diesen und anderen hübschen Geschichten suchte Medorus seinem Herrn die Zeit zu kürzen. Er sah aber bald, daß der Graf immer schwermüthiger und nachdenklicher ward, und konnte sich nicht einbilden, was doch wohl sein Gemüth zu solcher plötzlichen Traurigkeit bewegen möge. Nach einiger Zeit hieß der Graf die Diener ein wenig bei Seite reiten, wandte sich darauf zu Medorus und sprach: „Mein getreuer Diener! Mir ist seit einer halben Stunde zu Muth, als stehe

mir ein besonderes Unglück oder Glück bevor, ja, als wollte der allmächtige Gott mich schnell und unverhofft von dieser Welt ab- und in sein himmlisches Freudenleben rufen. Da ich nun nicht weiß, wie nahe mir mein Ende sein mag, und ob ich vorher noch einen Priester der heiligen Kirche Beichte zu thun Gelegenheit erlange, so habe ich mir vorgenommen, um Lebens und Sterbens willen, Dir, mein guter Medorus, in dieser Stunde noch dasjenige zu vertrauen, was meiner Tochter Maria wegen mir auf dem Herzen liegt, und welches mir der heilige Hubertus, ihr selbst und meiner lieben Ehefrau zu entdecken, verboten hat. Du, mein Getreuer, wirst es wohl bewahren, und alles, was Du dabei fördern kannst, klüglich ausführen." Hiermit erzählte ihm der Graf, was ihm einst in diesem Walde mit der bösen Zauberin, mit dem kleinen Medorus selbst und dessen Mutter, und zuletzt mit dem heiligen Hubertus begegnet war, und nahm drauf einen Schwur von ihm, daß er seine Tochter an dem Tage, wo sie ihr vierzehntes Jahr erreichen werde, gewißlich zu dem Hubertusbrunnen hin zu wandeln vermögen, doch aber von dieser Geschichte ihr nichts wiedersagen wolle, es sei denn im Falle der höchsten Noth.

Medorus schwur seinem Herrn andächtiglich, und sprach: „Seid wegen alles dessen ohne Sorgen. Aber der gütige Gott und seine Heiligen werden Euch, mein liebster Herr, diesen Tag, welcher so nahe ist, und außer ihm noch viele Jahre in Fröhlichkeit und gutem Wohlsein erleben lassen, warum mein Gebet sie alltäglich anflehen soll, und bitte ich Euch gar sehr, daß Ihr solcher traurigen Gedanken Euch gänzlich entschlaget, da Ihr in Ansehung der Leibesbeschaffenheit so kräftig und wacker seid, als man sich wünschen mag."

„Du hast wohl Recht; versetzte der Graf, aber es ergehe mir nun, wie Gott will." So ritten sie also weiter, und Medorus sang, da die Nacht einzubrechen begann, ein schönes frommes Abendlied.

Aber kurz vorher, ehe sie das Schloß erreichten, hörten sie, daß der Graf tief seufzte und um Beistand rief, und als sie hinzusprengten,

sank der fromme Herr von seinem Rosse herab in ihre Arme, sprach nicht ein Wort weiter, und sie sahen endlich, daß er nach einem besondern Verhängnisse Gottes plötzlich verstorben war.

Da man nun seinen Leichnam in das Schloß brachte, entsetzte sich die Gräfin dergestalt darüber, und ihr Gemüth ward von einer so großen Sehnsucht nach ihrem liebsten Eheherrn befallen, daß sie schon am dritten Tage demselben im Tode folgte.

So war denn nun die Gräfin Maria ihrer beiden Eltern beraubt, und es läßt sich nicht beschreiben, in was für tiefe Schmerzen sie durch dieses traurige Ereigniß versetzt wurde. Es schien, als wolle sie in Thränen zerfließen, und als sei ihr sonstiges munteres Wesen ganz und gar verschwunden, so daß sie auch, als nun die Lehensleute und Unterthanen ihr und ihren Herrn Vormündern den Eid thaten, vor Trauer und Thränen kein Wort redete.

Ihr Vetter, Herr Roland, wandte dabei alle Mühe an, sie zu trösten, und sie hörte auch seine Reden unter allen am liebsten an. Doch als er einst wieder ein Wort von seiner inbrünstigen Liebe zu ihr sprach, da schien es, als kehre plötzlich ihre vorige lustige Gemüthsart sich wieder zu ihr. „Herr Vetter! sagte sie mit lächelndem Munde, Ihr singt mir da wieder ein Lied, das ich schon längst auswendig weiß. Seid Ihr nicht ein junger und stattlicher Edelmann? Ich will Euch ausrüsten aufs köstlichste; dann ziehet doch fort und schaut Euch vorher nach andern und schönern Jungfrauen um, ehe Ihr bei mir freien wollt, die keines Freiers bedarf. Auch habe ich schon heute Euern Herrn Vater schriftlich gebeten, daß er Euch von diesem Schlosse ziehen lasse; denn da meine werthen Eltern nun Todes verfahren sind, so will es mir, als einem ledigen Fräulein, nicht mehr geziemen, daß ich mit einem jungen Fant unter einem Dache lebe.“

Durch diese Reden ward der gute Roland voll Unmuths, und da er über seine brennende Liebe nicht anders Meister werden konnte, so verließ er noch an demselben Abende die Burg der Gräfin, und sie

hörte nach einigen Tagen, er mache sich zu einer Fahrt nach Frankreich bereit. Diesen Entschluß lobte die Gräfin sehr, und sandte Herrn Roland ein köstliches Geschenk auf die Reise.

Als nun bald darauf der Tag erschien, an welchem Maria ihr vierzehntes Jahr zurücklegte, da trat der getreue Medorus des Morgens in ihr Gemach und redete seine Herrin folgender Gestalt an: „Edles Fräulein, da heute der frohe Tag Eurer Geburt ist, an welchem Euer Herr Vater, unser lieber seliger Herr, sich fast allezeit in dem anmuthigen Hubertuswalde aufzuhalten pflegte, so habe ich, weil die Sonne sehr lieblich scheint und alle Vögel mit heller Stimme singen, dort auf einem schönen grünen Platze, nahe bei dem Brunnen Eure Mahlzeit bereiten lassen, und verhoffe, daß mein Anordnen Euer Gnaden nicht mißfällig sein werde."

Die Gräfin lobte ihren Diener wegen seiner Veranstaltung, und zog bald hinaus auf den grünen Waldplatz, wo man ein prächtiges Zelt für sie aufschlug. Während nun die Diener ihr Mahl bereiteten, spazierte sie im Walde herum. Da kamen Hirsche, Rehe und anderes Wild, und fraßen Blumen und Kräuter aus ihrer Hand, und schöne Singvögel flatterten um sie her, setzten sich auch auf ihren schneeweißen Arm und pickten allerlei Naschwerk zwischen ihren Rosenlippen heraus, worüber die Gräfin ganz fröhlich ward und sich sehr verwunderte.

Als sie nun auch zum Hubertusbrunnen kam, da sprengten ihr drei Reisige entgegen, bei welchen Roland war. Dieser stieg sogleich vom Roß und trat mit ehrerbietigem Gruße vor die schöne Maria, indem er sprach: „Ich kam auf Euer Schloß, geliebteste Base, um Euch Valet zu sagen und zugleich das reiche Geschenk, was Ihr mir neulich übersandtet, wieder in Eure Hand zurückzugeben, weil es wohl viel zu köstlich für einen armen und vom Glücke ganz vergessenen Junker sein möchte. Ich bedarf auf meinem Zuge keines Gepränges, und diese beiden Knappen folgen mir um geringen Sold. Weil es

mir aber so gut geworden ist, Euch noch hier zu finden, und ich einmal Eure Waldlust gestört habe, so vergönnet nun, daß ich mir ein letztes Zeichen Eurer Huld erbitte, um meine Waffen damit zu verzieren, und lasset mich noch zum Valet einen Becher auf Euer Wohlsein leeren, welchen Euer süßer Purpurmund kredenzen möge."

Das verdroß die Jungfrau ein wenig. Doch ließ sie sich äußerlich nichts merken, sondern nahm das Kleinod von seiner Hand wieder, bückte sich zum Rande des Quells, brach ein blaues Blümlein ab und reichte es dagegen Herrn Roland mit den Worten: „So nehmet denn hier eine kleine Blume, die an Unwerth und Verwelklichkeit wohl der Männerliebe mag verglichen werden, wenn Ihr doch nichts besseres wollt; lasset sie von dem Wappenmaler abkonterfeien und wählet Euch die Inschrift dazu selbst."

Ueber dieser Rede trat Medorus mit einem Becher herzu, und füllte ihn mit Wein. Aber die Gräfin sagte: „Gib diesen Wein seinen Knappen; denn mir und meinem Vetter wird ein Trunk Wasser viel gesunder sein, um den heißen Schmerz unsers Abschiedes zu kühlen." Medorus that hierüber äußerlich gar traurig, denn er hielt Herrn Roland sehr hoch. (Im Herzen aber gedachte er der Worte des Hubertus, und freute sich höchlich über Herrn Rolands gutes Geschick in Ansehung dieses Brunnen.) Deswegen sprach er zu ihm: „Edler Herr, Ihr möget nicht zürnen auf mich; aber ich muß meiner gnädigen Gräfin gehorsam sein." So gab er denn den Knappen diesen Wein und brachte eilends einen andern Becher herbei, der war von Gold, und außen waren zwei blaue Augen so künstlich darauf gemalt, daß sie einander anzublicken schienen, und zwischen ihnen stand geschrieben: „Vergiß mein nicht!"

Aber Herr Roland sah seine Base beweglich an, und sprach: „Das Gold des Weins und das Silber dieses Quells gilt mir gleich, und auch nach Deinem Gold und Silber verlangt mein Herz nicht, Du holde Jungfrau. Aber schau doch dieses blaue Blümlein an:

Gleicht es nicht an Farbe diesen gemalten Augen, und noch mehr den Deinigen, nach deren Freundlichkeit allein ich mich sehne? Vergiß mein nicht, allerliebste Base, und vergiß nicht aller unsrer ehemaligen schönen Kinderspiele! Und Vergißmeinnicht will ich nun dieses Blümlein nennen, und will diese Worte in schöner Schrift darunter malen lassen, und seine Farbe soll immerdar meine Leibfarbe sein und mich in aller Versuchung getreu und beständig erhalten, und soll die Farbe der Beständigkeit heißen, weil sie auch des Himmels Farbe ist, deren man im Ungewitter nicht vergessen soll. Und wenn ich Deiner Augen jemals vergesse, so vergesse meiner selbst auch Gott, dessen wunderbare Kraft diese Augen, dieses Blümlein, diesen klaren Quell und den Himmel selber geschaffen hat!"

Mittlerweile hatte die Gräfin aus dem Quell geschöpft, und indem sie den Becher zum Munde führte, sagte sie mit freundlichem Lächeln: „Nun, so lebe wohl, mein lieber Vetter Roland und vergiß mein nicht!" Aber als sie den Becher vom Munde nahm und ihn Herrn Roland zubringen wollte, fiel plötzlich eine Thräne aus ihrem klaren Auge in den Becher. Roland, dieß gewahrend, trank denselben vollends rein aus, warf ihn in den Quell und sprach: „Verflucht sei, wer jemals wieder aus diesem Becher trinket!" Darauf reichte er seiner Base mit abgewandtem Antlitz die Hand, schwang sich auf sein Roß und ritt eilends davon. Da griff Medorus schnell in den Brunnen, um den goldnen Becher zu holen, und indem er ihn faßte, zerschmolz er in seiner Hand und ward zu Wasser.

Allein Medorus, welcher erschrocken war und jetzt sah, daß seine Herrin erblaßte, sprach: „Wie nun, gnädiges Fräulein? Ihr waret vor kurzem so wohlgemuth, und habt den guten Herrn noch zuletzt waidlich geneckt; und jetzt sind Eure Augen trübe und Eure Rosenwangen blaß geworden? Soll ich Euer Gnaden selber einen Becher Weins holen?"

Die Gräfin aber wollte weder essen noch trinken, sondern befahl allen ihren Leuten, sich von ihr zu entfernen, setzte sich traurig in das Gras und fing bitterlich an zu weinen, einmal über das andere ausrufend: „O mein lieber Roland, wie schwer habe ich mich doch an dir versündigt! Ach mein liebster Freund, wo werde ich dich nun wieder finden! Ach, nun fühle ich erst, wie sehr und außermaßen ich dich liebe! O liebster Roland, komm doch zurück, da ich viel eher das Leben als dich verlieren will und ohne dich gewißlich bald vor Liebe sterben werde!" Dazu brach sie viele von den blauen Blümlein ab, drückte sie an ihr Herz, schluchzte und seufzte laut: „Vergiß mein nicht, o Roland, Roland!"

Von diesem Klagen und Weinen ward die gute Gräfin endlich so matt, daß ihr die Augen zufielen. Sie begann darauf in einen ruhigen und tiefen Schlummer zu sinken, die heilige Jungfrau nahm sich ihres Leidens an und kam in einem lieblichen Traume zu ihrer Pathe hernieder. — Da war es plötzlich der schlafenden Maria, als würde durch eine freudenvolle Himmelsbotschaft all ihr großes Liebesleiden, so auch die Trauer über ihre werthen Eltern und jede Sehnsucht der Erde auf einmal von ihr genommen, und sie fühlte sich so selig wie im Himmel. Und die Mutter aller Gnaden erschien in unaussprechlicher Schönheit, eine Sternenkrone auf dem Haupte und einen Lilienzweig in ihrer Hand, und trat vor sie hin und sprach: „Maria! Du sollst wissen, daß ich Deine liebe Pathin bin, und Dich dazu auserwählt habe, mir an dieser Stelle ein Heiligthum zu erbauen. So berühre nun jenen Felsen, und Du wirst dort die Befehle finden, welchen Du nachleben sollst. Und wenn Du alles nach meinem Willen ausrichten wirst, so will ich auch Deine irdische Liebe segnen und Dir ein glückseliges Leben und hohes Alter von Gott erbitten." Da neigte die Königin ihren Lilienzweig gegen die Schlafende, und zerfloß in Licht.

Maria aber erwachte, warf sich fröhlich auf ihre Knie, und nachdem sie lange gebetet, nahte sie dem Felsen, welchen ihr die himmlische Mutter gezeigt hatte. Sobald nun ihre Hand die grüne Moosdecke an demselben berührte, sank diese herab und ward zu Staub, der Felsen spaltete sich und warf ein schönes Büchlein aus, neben dem Spalt aber sah die Gräfin an einer glatten Steinwand das goldene Bild schimmern, welches einst Hubertus dort angezeichnet hatte, und dessen Züge der himmlischen Mutter, wie sie Marien vorhin erschienen war, ganz und gar glichen. Da setzte sich Maria auf einen Stein, betrachtete fleißig das Bild und las andächtig in dem Büchlein, worin alles stand was sie wissen sollte, und prägte alles ihrem Gemüthe sehr wohl ein. Doch als sie das Büchlein wieder zuschloß und auf ihren Schooß legte, da hob sich dasselbe in die Luft und verschwand aus ihren Augen. Hierüber ward sie sehr traurig, und sann bis an den Abend sorgsamlich nach, ob sie auch nichts vergessen habe. Allein sie merkte endlich, das alles, was ihr das Buch auszurichten befohlen, ganz wohl in ihrem Gedächtnisse geblieben war.

Als nun endlich Medorus herzutrat und ihr berichtete, daß der Tag sich neige, fragte ihn die Gräfin, was er von jenem Bild am Felsen halte? Der Diener schaute hin und her, und sein Auge konnte dort nichts erblicken, als einen glatten vortrefflichen Mormorstein. Da merkte Maria, daß die Züge der göttlichen Jungfrau seinen Augen verborgen blieben. Sie schwieg also darüber und sagte auch weiter nichts von den übrigen Erscheinungen, die ihr hier begegnet waren, sondern eilte heim auf ihre Burg zu kommen.

Des andern Morgens sandte die Gräfin Boten in alle Städte und Dörfer ihrer Grafschaft und ließ eine große Menge Arbeiter, Fuhrleute, Bau- und Kunstverständige zu sich fordern, weil sie der Mutter Gottes den Bau eines Jungfrauenklosters gelobt habe und denselben sehr herrlich auszuführen gedenke. Auch begab sie sich in ihre Schatzkammer und überlegte dort klüglich, wieviel wohl ihres Herrn

Vaters Nachlassenschaft auf den Bau und die Einkünfte des Klosters zu wenden erlaube. Da fand sie so große Schätze, daß ihr Herz sich aller Sorgen entschlagen durfte. Als sie nun auch ihre Herren Vormünder zu sich entbot, und mit ihnen über den Bau Rath pflog, widerriethen ihr diese denselben eifrig, und wollten nicht zugeben, daß sie durch ein so großes Unternehmen all ihr Gut vergeude. Aber Maria sprach: „Ihr wisset wohl, liebe Herren, daß ich Euren Rath stets hoch und werth halte; aber in einer Sache, die ich zur Ehre Gottes ausführen will, habt Ihr mir nicht zu gebieten, und ich will mich künftig nicht mehr um Euch kümmern, sondern bauen was mir beliebt.“ So mußten sie ihr endlich den Willen lassen, und Einer sprach zum Andern: „Sie wird bei solchen weitläuftigen Dingen bald genug in Noth gerathen und uns dann selber um Hülfe anflehen müssen.“

Als aber die Gräfin dem Baumeister Befehle gab, wie er das Werk einrichten sollte, und dabei all sein eignes Wesen abänderte und ihm jede Mauer und jedes Ecklein auf das genaueste vorschrieb und ausmaß, da erstaunte der Meister höchlich über ihre Klugheit und große Wissenschaft, meinte auch, ein so herrliches Kloster müsse noch niemals gebaut worden sein, wie dieses, und lebte darauf in allen Stücken ihrem Willen nach. Und so ging denn alle Arbeit schnell und wohl von statten.

Auch führte die Gräfin gleich anfänglich einen Bildhauer zu der Felsenwand am Brunnen, und da derselbe mit seinen Augen so wenig als Medorus und Andere das goldne Bild erkennen konnte, so ließ sie den Stein, auf welchem dasselbe abgerissen war, aus dem Felsen losarbeiten und zeichnete dann die goldnen Striche mit einer Kohle darauf nach, worüber der Bildner bald in die höchste Verwunderung gerieth, weil er dergleichen himmlische Gestalt nie gesehen, weshalb er dann bei seiner Arbeit beständig die Gräfin um Rath fragte, und auch

zuletzt ein solches Wunderbild der Mutter Gottes hervorbrachte, bei dessen Erblickung alle Leute andächtig auf die Knie sanken.

Maria aber ließ das Bild der Gnaden nicht im Innern der Abtei, sondern außen unweit des Brunnens aufrichten und mit einem künstlichen Himmel, der auf schönen Säulen ruhte, überbauen. Man verzierte es auch mit Gold und Farbe so herrlich, daß es zu leben schien, und daneben wurde ein Häuslein gesetzt, zur Wohnung des Einsiedlers, welcher das Gnadenbild stets zu hüten und zu pflegen gehalten war.

Ueber allen diesen hohen und himmlischen Dingen aber konnte doch die gute Gräfin ihrer irdischen Liebe sich keineswegs entschlagen, ja ihr süßes Leiden ward nur um soviel heftiger, je länger sie keine Botschaft von ihrem geliebten Roland erlangen konnte, der nunmehro schon zwei Jahre lang abwesend war, und weder seinem Vater noch ihr selbst Kunde von seiner Fahrt gegeben hatte. Es kehrten zwar bei der Gräfin gar viele Fürsten, Grafen und Ritter aus allen Landen ein, um ihr zu hofiren; und wo möglich ein so schönes Händlein und Ländlein zu erwerben. Aber keiner wußte zu sagen, wo Herr Roland sich aufhalte. Fast täglich ließ Maria bei seinem Herrn Vater, dem sie überaus viel Gutes erzeigte, um Nachricht fragen; als aber derselbe im dritten Jahre plötzlich verstarb, so fürchtete sie, der Liebste möchte sich nun, wenn er diesen Todesfall erführe, nimmer wieder zu seinem väterlichen Lande wenden, nnd gab daher all ihr irdisches Glück für verloren. Dabei ängstete die jungfräuliche Scham ihr zartes Gemüth so sehr, daß kein Mensch die Ursachen ihres geheimen Bekümmernisses erfuhr, sondern Jedermann nur glaubte, sie habe diesen heiligen Bau etwa zur Erlösung der Seelen ihrer Eltern gelobt, und lebe wegen deren ewigen Heils in schwermüthigen Gedanken. Uebrigens war es allen Leuten eine bekannte Sache geworden, daß die Gräfin Maria sich nicht zu verehlichen, sondern als eine Jungfrau zu sterben Willens sei. Nur dem getreuen Medorus, der die ganze Verfassung ihres Gemüths wohl schon längst errathen hatte, ließ die arme

Gräfin zuweilen deutlich genug merken, wie leid ihr Herrn Rolands Abwesenheit und ihre ehemalige unfreundliche Gesinnung gegen ihn sei, und wie sehnlich ihr Herz nach seiner Zurückkunft verlange. Sie brachte fast alle ihre Tage bei dem Klosterbau und an dem Brunnen zu. Denn es war noch ihre einzige Freude, wenn sie sah, wie wohl dort alles ausgeführt ward und gerieth, was sie anordnete. Da saß denn das gute Fräulein oft nachdenklich bei dem schönen Quell und rief schluchzend aus: „Wie wohl war mir doch einst bei dir, mein liebster Roland — und ich wußte es nicht! Wie inniglich habe ich dich stets geliebt — und ich erkannte meine Liebe nicht, sondern verlachte die deinige! Ja, als mein böser Spott dir auch den letzten Labetrunk Weines zu Wasser machte, da war mein Herz viel härter als das Gold jenes Bechers, welches im Wasser zerschmolz und mir anzeigte, wie der Himmel nun auch den Hochmuth meiner eignen Augen bald mit Wasser strafen werde. Du verschmähtest mein Gold und meinen Reichthum, wornach alle meine Freier lediglich trachten, und verlangtest nur nach meinem undankbaren Herzen, welches ich dir zuschloß und das nun vergebens nach deiner Minne schmachtet. Denn nun wirst du der unempfindlichen Jungfrau dich längst entschlagen, und einer andern, die es besser verdient, dein Gemüth zugewandt haben, dessen Hoheit und Vortrefflichkeit ich Aermste nun lebenslang beweinen muß!" — So seufzte und sehnte sich Maria sehr oft. Aber wenn sie dann seiner Abschiedsworte gedachte, und einen frischen Trunk aus dem Quelle that, in welchem sich die blauen Blümlein so lieblich bespiegelten, da war es ihr immer wieder, als werde und könne Herr Roland ihrer nimmermehr vergessen, und sie gab sich wieder zufrieden. Auch suchte der getreue Medorus, so oft er seine Gebieterin weinen sah, ihr Herz beständig zu trösten, und sprach einmal kühnlich zu ihr: „Hoffet nur auf Gott, gnädiges Fräulein! Ich weiß sehr wohl die Ursache von Euern heimlichen Thränen; aber glaubet mir nur, Euer Weinen wird sich endlich noch in lauter Freude verkehren." — Die Gräfin verwunderte

sich über diese Worte, aber ihr Angesicht erröthete höchlich, und sie schwieg stille.

Bald hierauf verbreitete sich durch mehrere fahrende Ritter das Gerücht von Rolands großen und wunderbaren Heldenthaten, wie er viele Ungeheuer geschlagen, Riesen umgebracht, Gefangene erlöset und in allerlei Kriegen und Befehdungen überaus großen ritterlichen Ruhm erworben habe, und endlich an den Hof des Königs von Frankreich gekommen, wo er nun groß geachtet sei und in hohen Ehren und Würden lebe. Das vernahm Maria mit herzlichem Wohlgefallen, und als nach einiger Zeit ein alter Ritter bei ihr einkehrte, der Herrn Roland selbst gesehen hatte, verlangte sie, er solle ihr recht viel Neues von ihrem Herrn Vetter erzählen. „Ich kann Euch wohl sagen, sprach der Ritter, daß aus Herrn Roland einer der schönsten, edelmüthigsten und tapfersten Ritter der ganzen Christenheit geworden ist. Auch weicht er an Zierlichkeit und wohlgefälligem Betragen gewiß keinem andern Edelmanne. Die Damen beeifern sich gleichsam von selber um seine Gunst, weil er von ungemein schöner Gestalt ist. Doch darf ich Euer Gnaden auch ein übles Gerücht nicht verhehlen, das mir bei meiner Abreise von dem Hofe zu Frankreich ward, weil Ihr doch so vielen Antheil an Eurem Herrn Vetter nehmet. Es ging nämlich die Rede, als stelle er sich gegen aller schönen Frauen Minne ganz unempfindlich, lebe aber insgeheim in großer Unehre mit der französischen Königin, die zwar ein Wunder von Frauenschönheit, aber auch eine wahre Teufelin ist, und schon manchen braven Ritter in ihre Netze verstrickt und hinterher böslich verderbt hat, ohne daß ihr frommer Gemahl je einige Kunde von ihrem schändlichen Leben erhalten. Allein, ich sehe wohl, gnädiges Fräulein, daß Euch die Sache nahe geht; daher wollen wir lieber das Beste vermuthen, und in der Hoffnung leben, der gute Roland werde ihren Schlingen noch glücklich entkommen sein."

Es ist unbeschreiblich, welchen tiefen Eindruck diese traurige Mähr auf die arme Gräfin machte. Sobald der alte Ritter sich wieder beurlaubt hatte, verschloß sie sich in ihre abgelegenste Kammer und wollte drei Tage lang Niemand vor sich lassen, selbst den getreuen Medorus nicht mehr. Doch wagte es dieser endlich vor sie zu treten, und sprach: „Gnädige Gräfin, ich habe gar wohl gehört, was der fremde Ritter von Herrn Roland erzählt, und was für einen nagenden Wurm er durch seine Reden an Euer heftig liebendes Herz gelegt hat.“ Da unterbrach ihn die Gräfin plötzlich, indem sie eine Fluth von Thränen vergoß und ausrief: „O mein guter Diener Medorus, ich will es Dir nicht länger verschweigen, daß ich mich schon längst unsäglich nach Roland sehne, und daß nun mein Herz vor Liebe und Trauer bald brechen wird. Denn jetzt weiß ich leider, daß allein durch meine harte Verstocktheit sein vormals reines Herz sich von der Tugend zur Sünde gewendet und daß er seinen mir beim Abschiede gethanen Schwur der ewigen Treue blos deswegen gebrochen hat, weil ich damals denselben verspottete. Und so muß ich mich nun auch als seine Mörderin ansehen, und Du, mein treuer Diener, wirst so wenig als sonst Jemand auf Erden einen Rath mehr für mich Elendeste wissen!“

„Ich weiß Euch wohl einen Rath; entgegnete der kluge Medorus: Ich kenne Herrn Rolands tugendhaftes Gemüth viel besser, als daß ich dem Gerüchte, welches dieser Ritter gehört hat, Glauben beimessen sollte. Gebt mir Urlaub, liebste Gräfin, so will ich nach Frankreich ziehen, die Sache selber erkunden und Euch bald viel bessern Bericht bringen.“

Dieß gefiel der Gräfin sehr wohl, und Medorus mußte noch an demselben Tage eilends nach Frankreich abziehen. Sie aber begab sich zu dem neuen Bau, setzte sich am Brunnen hin und weinte bitterlich.

Das Frühjahr begann eben damals mit großer Lieblichkeit wiederzukehren, und es war bald an dem, daß die Jungfrauen in die

Abtei einziehen und den heiligen Ort mit schönen und hehren Gottesdiensten einweihen sollten. Der Bau war schon im vorigen Jahre beendigt worden, und jetzt fingen die Leute an, den Vorhof zu ebnen, Gärten zu bereiten und Blumen in den Würzgärtlein und um die Lusthölzlein her anzupflanzen, alles in der klugen Ordnung und anmuthigen Mannichfaltigkeit, welche Maria zu veranstalten wußte. — Die Waldungen trieben schon junge Blätter hervor, das Wild war fröhlich und alle Vögel sangen. Die Gräfin aber schaute und horchte hin und her, ihre Zähren flossen jetzt mildiglich und es ward ihr wohl und wehe in ihrem Gemüthe. Da nun auch der Einsiedler, welcher bei dem Muttergottesbild wohnte, herzu kam, um einen frischen Trunk aus dem Quell zu schöpfen, sprach derselbe lächelnd zu ihr: „Mit Vergunst, gnädige Frau, Ihr sehet heute freudiger und blühender aus, als ich Euch in langer Zeit nicht gesehen. Gott lasse es Euch in seinem heiligen Frieden immer so wohl sein!"

„Ihr habt Recht, lieber Einsiedler, versetzte die Gräfin, und es gefällt mir auch heute so wohl hier, daß ich im Leben und Tode nicht wieder diesen lieblichen Platz verlassen möchte. Auch will ich Euch etwas vertrauen, das jetzt mein Herz bewegt. Sollte ich etwa frühe als eine Jungfrau versterben, wie es mir 'zuweilen ahnen will, so sollt Ihr der Aebtin dieses Klosters anbefehlen, daß sie meinen Leib hier an dem lustigen Bächlein begraben lasse, und Ihr sollt dann meinen Grabhügel mit keinem Steine, sondern nur mit zweien der schönsten Pflanzen von diesen blauen Blümlein verzieren. Denn, ich gedachte jetzt daran — und, sehet nur selbst um Euch her, wie angenehm es sich hier ruhen muß! Ja, wenn es Gottes Wille sein möchte, so wollte ich noch heute gern meinen Geist aufgeben. Die frommen Jungfrauen dieses Klosters werden hier meiner stets in freundschaftlicher Erinnerung gedenken, und ihre schönen Gesänge werden über meinen Gebeinen hin lieblich tönen, worein auch viele tausend Waldvögelein ihre Stimmen mischen werden. So wird die Asche meines

Leibes hier gar friedlich und sanft ruhen, ich aber werde vom Schmerz der Erde frei sein und zu Gott kommen; denn meine himmlische Pathin, Maria, wird mit den Heiligen für mich bitten, daß ich, aller Sünden meines irdischen Lebens baar, in die seligen Wohnungen der Gnade eingehen möge.“

„Ihr habt überaus hohe und heilige Todesgedanken, antwortete der Einsiedler, und Ihr macht, daß mir selbst jetzo mein Grab anmuthiger entgegenlächelt als noch jemals; doch harret nur freudig auf Gottes Ruf; denn mich dünkt, er habe auch auf dieser Erde Euch noch viele Freuden zugedacht, deren Ihr in seiner Furcht wohl genießen möget.“

Maria sah ihn nachdenklich an; aber er wußte keinen weitern Trost, sondern ergriff seinen Becher und schied von dannen.

So lebte denn die fromme Gräfin still in ihren heiligen Geschäften fort, und fast jede Stunde ihres Lebens war für die armen Leute in ihrem Lande so beglückend und segensreich, daß sie von Jedermann für eine Heilige gehalten, und gleichsam auf den Händen getragen wurde. Kein menschliches Auge hat es gesehen, wieviel sie dabei um Herrn Roland gelitten. Aber der helle Brunnen hat gar manche ihrer heimlichen Liebesthränen aufgenommen, und sein köstliches Wasser ist der guten Jungfrau gar oft wiederum zur wunderbaren Herzstärkung und Labung geworden.

Da nun Medorus nach vielen ausgestandnen Fährlichkeiten endlich von seiner Reise zurückkam, konnte er seiner Gebieterin nur einen traurigen Bericht geben, der weder ihr Gewissen noch ihre inbrünstige Minne zufrieden stellte. — Er hatte, da ihn seine Herrin mit viel Gold und Kleinodien ausgerüstet, am Hofe zu Frankreich sich die beste Gelegenheit gemacht und den wahren Befund der Sache auf das genaueste erforscht. Herr Roland, berichtete er, habe dort gleich bei seiner Ankunft sich in des Königs und seiner Gemahlin große Gunst gesetzt, und es sei ihm, wegen seiner vielen preiswürdigen Thaten, mehr

Ehre zu Theil geworden, als allen einheimischen und fremden Rittern. So wie er aber gemerkt, daß die Königin ihre sträflichen Blicke auf ihn gerichtet und ihn sogar mit seinem blassen und verliebten Aussehen und der allzugroßen Treue gegen seine grausame Dame öfters geneckt und aufgezogen, sei er dieser buhlerischen Frau mit Fleiß aus dem Wege gegangen, und habe einst, da sie ihn allein getroffen und ihre Absichten deutlich merken lassen, ihr kühn ins Angesicht Hohn gesprochen. Hierüber sei nun ihre Rachsucht plötzlich erwacht, sie habe ihn durch ihre andern Buhlen in einen schlimmen Handel verwickelt und nicht eher geruht, bis er auf Tod und Leben gefangen gesetzt worden. Allein, es habe ein treuer Ritter und Rath des Königs diesem endlich die Augen über Herrn Rolands Unschuld und hohe Tugend geöffnet, worauf derselbe mit großer Ehre befreiet und mit reichen Geschenken vom Könige entlassen worden sei, da er nicht länger an einem so schnöden und üppigen Hofe verweilen wollen. Wohin nun aber Roland auf der weitern Fahrt seinen Weg gerichtet, das hatte Medorus bei aller angewandten Mühe nicht erfahren können, und nur ein einziger alter Knappe, welcher eine Weile in des Grafen Diensten gestanden, hatte ihm die Vermuthung geäußert, er möge wohl gar nach dem Morgenlande gefahren sein.

Bei Anhörung dieser leidigen Nachricht rief die Gräfin mit großen Schmerzen aus: „O daß ich auf dem Abendwinde dem Liebsten nachschiffen, oder als ein Vögelein ihm nachfliegen und sein flüchtiges Roß ereilen könnte! Aber ach, ich werde ihn nimmer wiedersehen!" — Es war, als wolle ihr Herz vor Sehnsucht brechen. Sie begab sich hierauf tiefseufzend nach dem Kloster, um dort dem guten Einsiedler ihre Noth zu klagen. Indem sie nun ankam, erschien der Baumeister mit seinen Gehülfen und begehrte seinen Urlaub von ihr, weil nunmehro der herrliche Bau ganz vollbracht und alles auf das genaueste nach ihrem Willen fertig und zur Einweihung bereit da stehe. Die Gräfin aber wies sie zu ihrem Rentmeister, welcher Jedem

seinen reichlichen Lohn bezahlte. Und als sie nachforschte, wer etwa über dem Bau zu Schaden oder Unglück gekommen sei, da fand es sich, daß kein einziger Bauarbeiter dabei verunglückt war, ja keiner sich nur einen Finger blutig gestoßen hatte, worüber sich Jedermann höchlich verwundern mußte. — Und so ist denn diese große Abtei ohne alles Unglück herrlich vollendet worden.

Als aber die Gräfin nach dem Hubertusbrunnen ging, verrichtete sie erst ihr Gebet vor den Füßen der Mutter Gottes, und bat in frommer Demuth, daß die Königin dieses nun vollbrachte irdische Heiligthum gnädig ansehen und beschützen möge. Da war es der Jungfrau, als sähe sie ein gnadenvolles Lächeln über die anmuthigen Lippen des himmlischen Bildes hinschweben, und sie sank auf ihr Angesicht und betete noch lange.

Indem nun die Jungfrau endlich aufstand, erblickte sie den Einsiedler, welcher am Brunnen trank, und, da sie auf ihn zu kam, sich vor ihr nach seiner Klause zurückzog. Und als sie ihn zu sich rief, blieb er erst lange stehen, und sprang hierauf, als sei er von einem plötzlichen Wahnsinne befallen worden, zum Quell zurück. Die Gräfin redete ihn freundlich an: „Warum wollt Ihr vor mir fliehen, mein lieber Einsiedler, da ich jetzt Eures Trostes und Zuspruchs so sehr bedarf, indem mir durch den treuen Medorus keine gehoffte Nachricht von meinem liebsten Roland zugekommen, und daher mein liebendes Herz voll Trauern und Sehnen ist."

Da sprach der Einsiedler mit lauter Stimme: „Maria!"

Aber die Gräfin that einen lauten Schrei; denn der Einsiedler warf seinen langen Bart von sich, und vor ihr stand Herr Roland, der wenige Tage vorher von seiner Fahrt zurückgekommen war, und sich bei dem alten Einsiedler verborgen hatte, um hier das Angesicht seiner Liebsten zu sehen, und ihre Gesinnung gegen ihn zu erforschen.

Da hielten denn die Liebenden einander gar süß und lange in den Armen und küßten sich dermaßen zärtlich, daß all ihr langes

Trauern, Sehnen und Zagen auf einmal verschwunden war. Und sie weinten vor Liebe und Freude, und tranken auf ewige Treue und Beständigkeit einander aus dem Brunnen zu.

Bald nachher ward das Kloster mit großer Pracht eingeweiht, und gleich darauf auch die Vermählung Herrn Rolands mit der schönen Maria vollzogen. Dieses fromme Ehepaar aber lebte darauf viele Jahre lang in der höchsten Glückseligkeit, Liebe und Freude; auch gebar Maria einen Sohn, Guido genannt, welcher bald als der stattlichste Ritter weit und breit bekannt, und mit einer zahlreichen Nachkommenschaft gesegnet worden ist.

Als nun das werthe Paar schon in sehr hohem Alter stand, und der Graf, aller Welthändel müde, seinem Herrn Sohne bereits das Regiment über Land und Leute in die Hände gegeben hatte, da sprach Roland einst: „Sieh doch an, liebste Maria, wir sind nun alt, und das Leben unter dem Schwarm des Hofgesindes und in der allzu geräuschvollen ritterlichen Pracht unsers lieben Sohnes will uns nicht mehr gefallen, und verträgt sich gar übel mit unserm stillen Sinnen und Begehren nach der Herrlichkeit jenes himmlischen Vaterlandes, welche uns und allen frommen Christen zum ewigen Erbtheil verheißen ist. So steht nun mein Wunsch hinüber zu den stillen lieblichen Wohnungen, welche Du zu Ehren der Mutter Gottes an dem Hubertusbrunnen erbauet hast; und wenn Dein Gemüth hierüber gleiche Gesinnung mit dem meinigen hegt, wie ich nicht zweifle, so magst Du künftig in jenen heiligen Mauern leben, ich aber will außerhalb bei dem frommen Einsiedler meine Tage beschließen. Dort zu den Füßen der himmlischen Königin ist gut wohnen, dort soll unser irdisches Leben sich zur frommen Betrachtung reinigen, ja zum stillen Gebete werden, und endlich unter jenen heiligen Lobgesängen selber so lieblich wie ein Schwanengesang verklingen."

Diese Rede gefiel auch der Gräfin überaus wohl; denn sie und ihr Gemahl waren stets Ein Herz und Eine Seele. Und so geschah

es denn, daß sie ihre Wohnungen nahmen, wo Herr Roland sie bestimmt hatte, und dort noch lange ein heiliges Leben in Gottes Frieden und wahrer Glückseligkeit führten, ohne Krankheit, und in so gesundem Alter, daß sie ihre irdische Zeit brachten, Maria auf fünf und neunzig, er aber auf hundert Jahre.

Hierauf traf es sich einst an einem Frühlingsmorgen, daß man zu ungewohnter Zeit die Jagd des heiligen Hubertus wieder sehr deutlich im Walde vernahm, als eben der Graf aus seiner Wohnung zum Brunnen ging, und Maria gerade auch von der Aebtin des Klosters herzu geleitet wurde, da Beide eifrig gewünscht, sich aus dem Quelle zu laben. Nachdem sie nun einander, mit Ueberreichung des Blümlein Vergißmeinnicht, gar freundlich gegrüßt und den Becher getheilt, sprach der gute Roland plötzlich sehr verwundert: „Ei, liebste Maria, ich habe Dich ja erst vor wenigen Tagen gesehen, und doch dünkt mich jetzt, Du seiest auf einmal wieder so jung und schön geworden, wie Du in den Tagen der Kindheit warest, als wir so anmuthig miteinander spielten!“ Die fromme Maria verwunderte sich dessen noch mehr, und sprach: „Sieh doch, mein liebster Gemahl, bist Du nicht gleichfalls so jung und zart gebildet, wie der Jüngling jener lieblichen Tage war? Doch hörst Du auch wohl, wie schön heute in jener Ferne die Jäger Huberti musiciren? Ist es nicht, als kehre unser Hochzeittag wieder?“ — Da nahte ihm die gute Frau, und sie umfaßten sich in frommer Liebe gar sanft und selig.

Aber die Aebtin wandte ihr Angesicht zu dem Gnadenbilde, um für sie zu beten, und sah dort mit hohem Erstaunen, daß die steinerne Hand der Mutter Gottes ihren Lilienzweig bewegte, und sanft nach dem guten Paare herab neigte. Und als die Aebtin mit heiligem Grauen zu ihnen herumschaute, da waren die Liebenden hinweggenommen, und kein menschliches Auge hat ihre Gestalten je wieder auf Erden erblickt.“

Dagobert schwieg, und seine Freundinnen feierten in stiller Rührung das Andenken des frommen Paares, indem sie jedem der heiligen Trümmer umher sanfte, melancholische Blicke weihten. Dort stand ja der Felsen, an welchem man die alte verwitterte Bruchstelle noch zu erkennen glaubte, die einst den Wunderstein in sich gefaßt! Hier predigten die Ueberbleibsel des heiligen Bildes laut genug von der Veränderlichkeit des Menschen, welcher oft auch sein Heiligstes der Zeit zum Raube hingibt; und drüben dunkelten die hohen Mauern so ernst und traurig hinter dem lichten Gebüsch! Nur der Quell, — das Einzige, was von einer höhern als der menschlichen Hand geschaffen war — floß noch ewig treu hervor; und zu seinen, auch heute wie ehemals blühenden, Vergißmeinnicht-Blumen senkte jetzt die Fürstin einen langen glänzenden Blick, in welchem unser Freund mit Entzücken die fromme Herzlichkeit uralter Zeit wieder abgespiegelt zu sehen glaubte.

Nach den ersten Momenten des stillen Gefühles ward Dagobert ein lauter Dank zu Theil. „Ich wünschte, sagte die Prinzessin, meine Lehrer hätten mich früher in den Besitz dieser Geschichte gesetzt; gewiß, meine Jugend hätte an Freuden gewonnen; oder mein Leben wäre doch s e l i g e r geworden. Man verbirgt uns, aus eigner Abneigung gegen die Schwärmerei, so manche liebliche Fabel des Alterthums, ohne zu bedenken, daß man uns dadurch auch das Historische derselben, und mit diesem nach meinem Gefühl einen Schatz von Heiligkeit raubt, den wir doch in der ganzen modernen Welt nicht mehr zu finden vermögen. In meinem Falle hatte man um so mehr Unrecht, da diese Legende doch wirklich mein Eigenthum ist und als ein werthes, von meinen Vorfahren stammendes Erbtheil mir nicht entzogen werden durfte. Freilich kannte ja Niemand mehr diese Geschichten! Und so will ich denn gern einzig Ihrer Güte diesen schönen Wiederbesitz verdanken.“

Dagobert meinte, aus einem bloßen glücklichen Zufalle, wie hier, dürfe ohnehin Niemand ein bestimmter Vorwurf erwachsen; und es hätten auch wohl noch tausend aufmerksame Reisende außer ihm jene Klosterbibliothek durchsuchen können, ohne gerade auf diese kleine Schrift zu stoßen.

„Aber Geringschätzung, versetzte Isidora, ist doch wohl die gewöhnlichste Ursache, warum uns so Manches von dieser Art verloren geht. — Sie, meine Gute, fuhr sie zu Serenen gewandt fort, Sie sollten Geschichte lehren! Denn ein Weib vergißt bei keiner ihrer lehrenden Mittheilungen die Labung und Befriedigung unsers Herzens."

Die Frauen hatten sich, im Nachgefühl von Dagoberts Erzählung, einander traulich genähert und da die erwärmte Isidora den Wunsch nicht verhehlen konnte, jetzt sogleich gemeinschaftlich aus dem heiligen Born zu trinken, dessen kühle Wellen ja auch der Freundschaft, so wie der Liebe, Ewigkeit mittheilen sollten, so bat die feurige Eulalia durch den nächsten Diener ein Trinkgeschirr herbeischaffen zu dürfen. Aber Dagobert hielt sie zurück, indem er sein Reiseglas aus dem zierlichen Futteral hervorzog, schnell damit zum Bache hintrat und den reinen Kristall dort abfrischte.

Serena nahm mit Eifer Dagoberten das Glas aus der Hand, um selbst zu schöpfen, und reichte dann der Prinzessin den Trunk. Diese verlangte aber im Trinken die Letzte zu sein. Man nöthigte sie, und sie trank mit Erröthen. Serena suchte die Letzte zu werden und sagte heiter zum Künstler: „Wir lassen Sie nicht mittrinken; denn Sie haben so gut erzählt, daß wir an Wunder glauben." — Isidora blickte betroffen auf die Hofmeisterin, und Eulalia sah Dagobert mitleidig an. Während dessen aber hatten sie den Becher gedrittheilt, Serena trank ihn rein aus, reichte ihn dankend dem Eigenthümer wieder und breitete schnell gegen die beiden Andern enthusiastisch ihre Arme aus. Sie hielten sich lange umfaßt und fühlten sich so weich gestimmt, daß die Prinzessin endlich mit schwanken-

dem Tone ausrief: „Glaubt mir nur, es ist ein besonderes Wasser! — und ich werde Euch nun getreu bleiben bis in den Tod!"

„So sei es," sagte Serena seelenvoll, indem sie die Uebrigen mit einigem Eifer zum Abschied von dem Wunderorte zu bewegen strebte, der ihnen heute wieder um Vieles bedeutender geworden war.

Dagobert schlug ihnen vor, auf einem kleinen Umwege nach dem Schlosse zurückzukehren, um von dem nahen Hügel das schöne Vieh der Herzoglichen Meierei auf den Weideplätzen zu sehen.

Ihr Weg schlang sich um die düstre Kapelle herum und bei dem Gärtchen des Einsiedlers vorüber, welcher dort auf einer von Linden überschatteten Rasenbank, seiner kleinen Blumenwelt gegenüber, ausruhte. Mit gefalteten Händen, das Silberhaupt an den Stamm des Baumes gelehnt, saß der Greis vor den blühenden Kindern des Jahres da, und sein matter Blick schien sanft mit ihrem Duft als Dankopfer emporzustreben.

„O du gute, erbauliche Gestalt! sagte Isidora leise, um ihn nicht zu stören: Wie lieb bist du mir nun geworden! Es ist sonderbar, daß ich diesen Einsiedler, dessen Gestalt mir als Kind schon zuweilen, und noch kürzlich einmal, im Traume erschien, bis diesen Augenblick stets *gefürchtet* habe; und jetzt auf einmal fühle ich mich ganz unwiderstehlich zu ihm hingezogen! Mir ist, als sei über die ernste Rinde seines furchtbaren Alters nun plötzlich, durch die Hand des Alterthumes selbst, die lustigste Mooshülle von jugendlich grünenden Erinnerungen gezaubert, deren zarte, kaum sichtbare Blüthen mir sein ganzes Bild zum anmuthigen Frühling umwandeln; — zum Frühling, den meine Seele lieben muß! Ihr wißt ja Alle, wie wenig Trost unser Herz und Geist bei solchen modernen gemeinen Mönchen gewöhnlich zu erwarten haben. Ihr Aeußeres imponirt dem religiösen Menschen, während ihre geistige Bildung meistens schon bei der ersten Unterredung Lachen erregt. Aber hier ist es ganz anders! Dagoberts Erzählung hat den schönen Greis auf ewig

mit der Würde des Alterthums umgeben und durch die Sage einer heiligen, werthen Zeit geadelt. Und, seht ihn nur selbst! Jetzt tritt er hin zu seinen Blumen; sein Leib wankt leise, wie ein freundlicher Schatten; sein körperliches Leben besteht nur noch in einem fortwährenden schwachen Zittern; sein letzter Hauch ist nahe, und mit ihm entflieht auch mir, — o ich fühle es wohl! — es flieht das letzte Heilige zum Himmel, was bisher noch in diesen theuren Denkmälern lebte! Aber gewiß, die Würde des Alters ist auch an sich schon ganz unabhängig von Bildung und jeder andern menschlichen Hoheit."

Jetzt erst gewahrte der Alte unsre nahenden Freunde. Es war ein himmlischer Gruß, den Isidora ihm bot. Er brach die schönsten seiner Blumen und überreichte sie ihr schweigend und mit zitternder Verneigung; gleichsam, als könnten nur sie einen solchen Gruß erwiedern.

„Seid Ihr noch, wie sonst, mit der Pflege des Castellans zufrieden, mein ehrwürdiger Vater?"

Der Alte bejahte es und machte eine dankende Bewegung nach oben. Sie nahm eine kleine Kette von ihrer Brust, woran das von ihr selbst gemalte Miniaturbild ihres Vaters befestigt war, und hing sie lächelnd über das welke Haupt. Sein Auge erkannte das Gemälde, und staunend drückte er es in tiefer Feier an seine Lippen. „Betet für uns, guter Vater!" sagte die Bewegte und eilte vorüber.

Bald hatten sie die Höhe erreicht. Drüben am Fuß ihres Hügels weidete und ruhte ein Theil der Heerde, während der andere vom klaren Wasser des Wallersees, der die Au begrenzte, trank. Das bunte Vieh zu ihren Füßen: auf dem frischesten Grün und am Kranze der reinen Bläue hin zerstreut, und hier und da durch wilde Gebüschgruppen getrennt, — gewährte hier ein höchst reizendes Bild. Doch bald nahm das Ganze der herrlichen Gegend alle Aufmerksamkeit gefangen. Das ferne Getön der Abendglocken hallte schon aus den Schluchten der nähern Berge, vielfach und vom Echo verdoppelt,

herüber. Dagobert fand hier den schönsten Punkt, um den Damen die Abendbeleuchtung der ganzen Gegend im anmuthigsten Spiele zu zeigen. Ostwärts, wo der See sich erweiterte, glänzten jetzt die entferntesten Berggipfel, so wie die nahen Weinbergufer noch einmal frischer aus der in der Fluth sich spiegelnden Himmelsklarheit hervor, in die noch überdies das Abendroth seine durchsichtigen, aus lieblichem Rosendunst gewebten Bilder malte. Westlich prangten nahe und ferne Landschaften im mannichfaltigsten Farbenschmuck. Nach Norden hin lagen Gebirge, zwischen deren Senkungen man wieder neue Thalwelten ahnen mußte, und in einigen Fernen fand das Auge des Sehers keine eigentliche Beschränkung.

Stumm und lächelnd schwelgten Alle eine Zeitlang in der Fülle dieser Herrlichkeit. Auf dem rechten Felsenufer des Sees entdeckte Eulalia die romantische Lage eines großen Winzerhauses, dessen röthlich gemalte Wände aus einem Trupp großer Eichbäume gar fröhlich hervorleuchteten. Dagobert erläuterte ihnen, daß jenes Haus sein dermaliger Aufenthaltsort sei, dessen Besitzer ihn mit vieler Freundlichkeit zum Miethling aufgenommen habe. Und noch nie sei ihm eine liebenswürdigere und rechtlichere Familie von Landleuten vorgekommen, als diese.

Er wollte weiter reden, als zwischen dem Gebüsch ein wunderschöner, reinlich gekleideter Bauerknabe hervortrat, der aus jener Gegend zu kommen schien, freudig schreiend auf Dagobert zulief und keck an ihm emporsprang. „Anshelm will wissen, sagte er jetzt etwas blöder, ob wir beide, ich und er, die Pferde noch ausreiten sollen. Dein alter Herr wußte es uns nicht zu sagen, und hat mich fortgejagt."

Dagobert lächelte, und die Damen liebkoseten den Kleinen, der dadurch wieder kühner ward. „O laß mich heute den Falben reiten! schmeichelte er: Er thut mir nichts! Er hat ja noch gar nichts gethan, als daß er neulich die großen lockigen Mähnen so wild zurück-

schüttelte, als Du ihn an das Fenster der Schwester aufspringen ließest. Anshelm soll ihn auch immer am Zügel behalten!"

Indem Dagobert den Freundinnen erzählte, wie ähnlich Euphrosine, die Tochter des Winzers, ihrem Bruder, dem kleinen Guntram sei, verweilte sein Auge mit innigem Wohlgefallen auf dem holden Angesichte des Knaben; ja, er konnte es sich nicht versagen, diesem das Vergnügen seiner Reitanstalt selbst einzurichten. Und so beurlaubte er sich deshalb wirklich von den Damen, und ging, mit dem hüpfenden Knaben an der Hand, fort.

Die Freundinnen wandten ihre Schritte nach dem Schlosse hinab und schwiegen eine Zeitlang. Aber Eulalia konnte ihre Bemerkungen über Dagoberts schnelles Entfernen nicht unterdrücken. „So viel ist gewiß, sagte sie ein wenig empfindlich, daß unser neuer Freund aus den gewöhnlichen Vorschriften des Anstandes nur die herausgreift, welche ihm selbst zu passen scheinen. Er hat sich heute einer mehr als fürstlichen Freiheit gegen den Gebrauch bedient; und, so unpassend auch bei uns eine ängstliche Beobachtung des Zeremoniels, besonders hier auf dem Lande, sein würde, so wenig kann ich es doch begreifen, wie er selbst sich von der Erlaubniß lossagen konnte, unsre Fürstin bis an die erste Wache zurück zu begleiten; zumal, da sein kleiner Wildfang sicherlich auch ohne ihn eben so froh mit der bloßen Gewährung seiner Bitte heim gesprungen wäre."

„Aber gerade dies freie Betragen, erwiederte die Prinzessin, macht ihn in meinen Augen zum eigentlichen Mann von Stande."

Serena, welche es liebte, jede freie Aeußerung zu begünstigen, und überhaupt den Busen voll reiner Duldung trug, wodurch sie jeder ihrer Zurechtweisungen den leisesten Schein des Hofmeisterns zu nehmen, und sich das Vertrauen der Prinzessin, so wie ihrer lebhafteren Gespielin zu sichern glaubte, sagte jetzt heiter zu Eulalien: „So ganz unbegreiflich kann ich Dagoberts Betragen nicht finden. Es gründet sich, wie mich dünkt, auf seinen eigentlichen Charakter."

„Dieser Mensch, fiel Isidora ein, kann einmal nichts halb thun. So lebte heute sein ganzes Wesen in der uralten Zeit, als er uns durch den Vortrag seiner heiligen Sage in jene sanfte Begeisterung versetzte, an die ich stets mit Entzücken denken werde. So schien er vorhin die reizende Natur ganz und einzig in seine Seele aufzunehmen, als auf unserm Hügel ihr heiligster Vorhang vor seinem Blick emporrollte. Und so wollte er jetzt einem, durch schöne Naivetät ihm werth gewordenen, Kinde das gewünschte Vergnügen in eigner Person gewähren, weil er es eben aus Neigung zu dem Knaben mit keiner andern Menschenseele theilen mag. Uebrigens kann ohnehin die ihm natürliche Feinheit des Betragens auch kein anderes Gesetz, als sein eigenes Gefühl und seine Ueberzeugung anerkennen.“

„Sie selbst, Eulalia, sagte jetzt Serena lächelnd, haben ja in Ihrer Beschuldigung Dagoberts Betragen schon vertheidigt. Wenn Sie doch selbst das in der Regel finden, was wir so oft zu sagen und so selten zu thun pflegen, nämlich: „daß wir auf dem Lande, ja überall, gern den Zwang des Zeremoniels erlassen;“ — warum bemerken wir es denn doch sogleich, wenn nun einmal wirklich ein freimüthiger Mensch uns bei'm Worte nimmt, weil es ihm gerade gelegen kommt?“

„Das alles ist sehr wahr, versetzte die Dame, allein ich kann doch immer ein gewisses Gefühl nicht unterdrücken. Mich dünkt, er hätte nicht so auf freiem Felde von uns laufen und uns allein lassen dürfen.“

„Der freie Fremde, erwiederte Serena, darf sich von einer Fürstin so ziemlich an jedem, nur übrigens schicklichen, Orte beurlauben. Und, folgt uns denn nicht jederzeit in der Ferne ein Bedienter? Und könnte man nicht im Nothfalle von diesem Hügel schon die nächste Schildwache herbeirufen? Und ist denn etwa Dagobert die Ursache, daß wir den dienenden Cavalier nicht hinter uns her zu schleppen lieben? Kurz, es bleibt zwar eine Freiheit, aber

eine sehr erlaubte Freiheit! Und nur das kann ich Ihnen zugeben, daß vielleicht jeder andere Edelmann, und selbst mancher Fürst, anders würde gehandelt haben."

Eulalia schien sich mit dieser letztern Aeußerung zu beruhigen.

Die Prinzessin schwieg. Aber seit Eulaliens letzter Bemerkung war das sinnige Kind sich insgeheim bewußt, daß sie selbst in dieser Sache richtiger urtheile, als beide Freundinnen. Ohne zu wissen, warum, glaubte sie nämlich in der Schwester des kleinen Guntrams einen gewissen reizenden Magnet zu sehen, dessen im Antlitz des Bruders wiedergefundenes Bild Dagoberts Gedanken zerstreut, dessen Kraft endlich den Freund hinweggezogen habe. Sie sprach nichts weiter zu seiner Vertheidigung, sondern äußerte nur nach einiger Zeit den Wunsch, die von ihm gerühmte Winzerfamilie bei Gelegenheit einmal zu besuchen, und dort eine frische Milch zu genießen.

Im Schlosse hatte während dessen die unerwartete Ankunft des Fürsten von Oran und seiner Familie, welche fast alljährlich den Herzog von Agathonien in seinem Tempe besuchten, das ganze Hofpersonal in Bewegung gesetzt. Die Abwesenheit der Prinzessin begünstigte den schnell ersonnenen Plan der jungen Fürstin von Oran, Jene auf gefällige Art zu überraschen. Der neue Gartensaal ward zur Ausführung dieses Planes gewählt. Er sollte dadurch zugleich eingeweiht werden.

Der Saal war in ovaler Form erbaut und durch schlanke Säulen rundumher in schönverziertes Nischenwerk abgetheilt. In jeder Nische stand ein Marmorblock, und auf diesen Blöcken hatte man vorläufig wohlgelungene Abgüsse von Statüen der Blumengöttin und ihrer Nymphen aufgestellt, deren Plätze aber nach und nach durch die Arbeiten einiger großen Bildhauer besetzt werden sollten. In der ersten

Biegung der gewölbten Decke befand sich eine mit Rouleaus verdeckte Gallerie, für die Musik bestimmt.

In der größten Eile legte die Fürstin nebst mehreren Damen weiße Gewänder von Atlaß an, sie schmückten das Haar mit Kränzen und bestiegen dann die Plätze so vieler Statüen, als man während dessen zu diesem Zweck dort weggenommen hatte. Dem Eingange gegenüber nahm die Fürstin in der reichverzierten Hauptnische die Stelle der Flora ein. Ihre Rechte hielt den für Isidora bestimmten Myrthenkranz, die Linke aber das zum Glücke von ihr selbst mitgebrachte, überaus zierlich gearbeitete Füllhorn, worin sich allerlei eigne Arbeiten und kleine Geschenke verwahrt befanden, um über die Freundin ausgegossen zu werden. Ein anwesender Künstler erhöhte den Reiz in den Stellungen der Frauen noch durch allerlei sinnreiche Attribute, grüne Umwindungen und Verkettungen durch Blumenschnüre und das sittsame Helldunkel der Mondlampenbeleuchtung vollendete den gewünschten Effekt.

Der Herzog hatte nicht vergessen, auch unsern Dagobert geschwinde noch zur Einweihung des neuen Saales, der diesem vorzüglich gefallen hatte, einladen zu lassen. Aber die Prinzessin nahte schon, ehe er ankam. An der Schloßallee empfing der Vater die Tochter. Aus dem Garten herüber erklangen jetzt Isidorens Lieblingsmelodien; sie wurden immer vernehmlicher gehört, und so schlug man natürlicher Weise den Weg nach dem neuen Gebäude ein, um zu erfahren, was doch wohl jene Musik bedeute. Beim Eintritt der Prinzessin neigten sich die Häupter der Nymphen ihr entgegen und der Herzog führte die Erstaunte den Umarmungen und Bekränzungen ihrer fürstlichen Freundin entgegen. Auch die Nymphen verließen nun ihre Plätze, bewillkommten sie in Flora's Tempel, das fremde und hiesige Hofpersonal strömte von allen Seiten herbei, der Jubel ward allgemein und endigte sich im Beschauen und Bewundern der geschmackvollen Reichthümer, welche das Füllhorn spendete.

Da der Abend warm und sternenhell war, und alles Fußwandern in Tempe ein für allemal zum großen Tone gehörte, so veranstaltete man jetzt einen Spaziergang, auf welchem sich die ganze Gesellschaft gruppenweise im Garten zerstreute.

Nach einiger Zeit erschien auch Dagobert im Saale und ließ sich über die Vorfälle und Anordnungen des heutigen Abends vom Küchenmeister des Herzogs unterrichten, welcher dort noch mit Befehlen zur Wiederherstellung der vorigen Dekoration des Saales und für die Abendtafel, beschäftigt war.

„Wird man noch lange im Garten verweilen?“ fragte er den ewig finstern und ewig guten Mann.

„Gott weiß es! rief er heftig: Ich bin nun fertig; ganz fertig! Meinetwegen können sie den Augenblick zur Tafel blasen. Aber wie lange wird jetzt wieder das Herumziehen im Garten dauern! Es ist keine Ordnung mehr bei Hofe, gnädiger Herr!“

„Lustig, alter Freund!“ sagte Dagobert und reichte dem Geplagten, dem er schon längst gewogen war, treuherzig die Hand.

„Ich, gnädiger Herr? fing er mit schwerem Herzen an: Es ist zuviel verlangt, daß ich lustig sein soll. Aus meiner sauern Arbeit mach' ich mir soviel als gar nichts! Aber dort draußen, in Neapel, habe ich einen Sohn sitzen; er soll ein geschickter Maler sein, und ist der bravste Junge von der Welt; aber, Geld will er und nichts als Geld! Gestern erhalt' ich wieder einen Brief — nur noch ein einzigesmal soll ich ihm Geld schicken, und viel Geld; dann soll es das letzte gewesen sein, und er will anfangen, mir zu schicken. Ich glaube ihm noch obendrein, denn er ist die Sparsamkeit selbst: aber ich habe nichts mehr; und den Herzog kann ich nicht noch einmal ansprechen, denn er hat schon mehr gethan als ich und meine Kinder werth sind. Nein, Gott weiß, ich kann und thue es nicht! Ohnehin bin ich schon zum Sprüchwort bei Hofe geworden mit meinen ewigen schlimmen Briefen aus Neapel. Mach' ich ein sauer Gesicht, gleich

heißt es: Der hat wieder keine guten Briefe! Da sei mir einer noch froh! Tagtäglich muß ich mich hier zwischen Saus und Braus herumtreiben; übersatt essen und essen sehen; Jahr aus, Jahr ein muß ich die fünf Thierheiligen*) anbeten, — und dort lebt vielleicht mein armer Herzensjunge manchen Tag vom trocknen Brode!"

Dagobert hatte ihm aufmerksam zugehört. Jetzt wandte er sich von ihm und sagte: „Es thut mir recht leid, daß ich Sie gerade jetzt in einer so verdrießlichen Laune finden muß! Ich hatte mir vorgenommen, dem Herzog noch einen Spaß zu bereiten, und Sie allein sollten mir ihn ausführen: aber nun —"

„Allerbester Herr Baron! Alles, was Sie befehlen! sobald es nur meinem Herrn Spaß macht! Sagen Sie doch —"

„Nun dann, kommen Sie! Ihr Geld wird sich schon auch noch finden. Nur jetzt lustig und geschwinde!"

Er zog ihn hinaus unter die Bedienten, gab dort die nöthigen Befehle, und Alles rannte fort, um sie zu vollziehen, da der vortheilhafte Eindruck, den er auf den Herzog gemacht hatte, natürlich nicht unbemerkt geblieben war und Jedermann in ihm schon den neuen Günstling erblickte. Der Küchenmeister ward schnell in eine Art von Satyr verwandelt, bei dessen Anblick auch der Ernsthafteste lachen mußte, zumal da es ein Satyr in Trauerkleidern war. Nur das Gesicht ließ man ihm ganz frei und unentstellt, damit Jedermann ihn sogleich erkenne. Als die Figur vollendet war, heftete ihm der behende Dagobert heimlich noch einen mächtig großen Brief mit ungeheurem schwarzgemaltem Siegel auf den Rücken, worüber schon die Bedienten heimlich zu lachen anfingen. Nun ward er in den Garten gebracht und hoch auf ein steinernes Piedestal gesetzt, von welchem

*) Die fünf Thier- oder Wirthschafts-Heiligen heißen nach den Festen im deutschen Kalender: Hühnerhans, Hasenbarthel, Vogelmichel, Gänsemärten und Schweinstoms.

man zuvor den darauf gehörigen Blumenkorb abgehoben hatte. Unser Freund gab ihm die nachdenkliche Stellung an, in welcher er immer beharren sollte, und befahl, daß man sechs Gueridons mit großen Lichtern um ihn herstelle und diese anzünde, sobald er durch einen Bedienten das Zeichen dazu werde geben lassen.

„Gnädiger Herr! es ist mir so wunderlich!“ — rief der Alte, dem doch zu grauen anfing.

„Ich stehe für Alles!“ tröstete Dagobert, und ging nun, um sich dem Herzoge vorzustellen. Dieser empfing ihn in der herrlichsten Laune, und machte ihn sogleich im Finstern auf eine romantische Art den fremden Herrschaften bekannt. Die schöne Jugend ergötzte sich hier in kleinen Wettläufen und allerlei andern Uebungen; ja man wurde allmählig so laut, als irgend das Verhältniß zu erlauben schien; und die Freude, welche Jeder über die Freiheiten dieses schönen nächtlichen Lebens selbst empfand, steigerte endlich die heutige Stimmung zur allgemeinen Lustigkeit.

Dagobert gab nun das verabredete Zeichen und auf einem freien Platze ward es jetzt plötzlich hell, und der arme Satyr kam zum Vorscheine. Wer in der ganzen Gegend wandelte, sprang eilig herbei, und ehe noch Dagobert dort ankam, hörte er schon ein allmächtiges Gelächter und lautes Rufen: „Er hat keine guten Briefe! Keine guten Briefe!“

Schnell ließ sich Dagobert von einigen Damen den kleinen Spaß erklären, und merkte dann an, die zierliche Hirtentasche, die man dem Trauer-Gott umgehängt habe, scheine sich nach Etwas zu sehnen, und sei wenigstens unstreitig viel zu leer für einen so schönen Abend und seine fluthende Freudenfülle. Er sprang zugleich mit gezogener Börse nach der Hirtentasche hin und machte den Anfang zu ihrer Füllung. Laut jubelirend folgte Alles nach, was Börsen hatte und über Börsen disponiren konnte; denn der gute Alte war durchgängig beliebt und wegen seiner beständigen Klagen allen Menschen merk-

würdig. Niemand mißgönnte ihm diese Ernte, welche sehr reichlich ausfallen mußte, da besonders die Herrschaften von Oran als höchst-freigebig bekannt waren.

So wie indessen der erstaunte Mann vernahm, daß man seinem Rücken einen Brief angeheftet habe, erschrak er und wollte schnell entlaufen. Aber das ging nicht, denn man hatte weislich seine langen Extremitäten unten um den Stein her mit Stricken wohl befestigt, und seine komisch ängstlichen Anstrengungen dienten nur dazu, das Gelächter noch zu erhöhen. Er mußte also den Mißhandlungen der herzuströmenden Wohlthäter still halten, und jammerte nur immer dem lachenden Dagobert zu: „Das hätt' ich vorher wissen sollen! In dieß Unglück haben Sie mich gebracht! Was wird der Herzog glauben! Vor Gott und unter freiem Himmel sage ich es, daß mein Herr es mir an nichts fehlen läßt! Aber in meinem ganzen Leben will ich nicht wieder klagen! u. s. w."

Die Prinzessin ward von dem Jammergeschrei dieser verschämten Rechtlichkeit innigst gerührt, und schilderte dieselbe dem Herzoge, der erst jetzt, unter den Letzten der Gesellschaft, hinzutrat. Er lachte zwar ebenfalls eine Weile, fragte aber dann doch mit ernsterem Tone: „Alter, wer hat dich hier fest gebunden?"

„Ich, gnädigster Herr!" sagte Dagobert freundlich, während der Küchenmeister die Hände über dem Kopfe zusammenschlug: „denn der Scherz ist so klein und unbeholfen, daß man ihn leider wohl eingestehen muß. Ich hatte heute das Beste versäumt und glaubte also, mir selbst eine Maskerade auf meine Hand machen zu dürfen, wozu dieser alte Freund einwilligte. Wer ihm aber den Brief angeheftet hat, weiß ich nicht; — und ich hätte freilich nicht gedacht, daß dieß Unglück so sehr zu seinem Glück ausschlagen und alle Welt, mich selbst mitgerechnet, heute noch ums Geld bringen werde!"

„Nun, sagte der Herzog lachend, so sollst Du mich auch noch ums Geld bringen." Er griff dem bei ihm stehenden Minister tüchtig

in die Tasche, ließ den fröhlich gewordenen Schächer von seinem Kreuz abnehmen und vor der aufjauchzenden Versammlung vorbeidefiliren.

Aber Eulalia hatte nicht allein Dagoberts vorhergegangene Ausdeutung der Hirtentasche und sein erstes Opfer in dieselbe wahrgenommen, sondern auch nachher schon von einem Bedienten den wahren Zusammenhang mit dem Briefe erfahren, und theilte diesen jetzt der Prinzessin mit. „Hat nicht Dagoberts abermalige Freiheit meine heutige Meinung von ihm noch mehr begründet?“ sagte sie.

„Still! erwiderte Isidora sanft: willst Du etwa dem Freunde deswegen zürnen? Oder willst Du gar sein schönes Herz verrathen?“

„Aber ihn warnen!“ versetzte Jene mit Bedeutung.

„Du bist nicht klug! sagte die Prinzessin: Warne lieber Deinen neuen Ankömmling, den Kammerherrn Lierry, daß er Dir nicht so tief ins Auge sehe. Für Dagobert wird man schon sorgen.“

„Theuerste Prinzessin?“ lispelte die besorgte Eulalia. Aber ein schwärmerischer Kuß verschloß ihren Mund. Ob er dem Fräulein galt, wollen wir nicht untersuchen.

Trompeten und Pauken riefen jetzt zum Einweihungsmahle, das im neuen Saal aufgetragen war. Die bunte Reihe des Hofes, geschmückt durch eine Menge der herrlichsten Gestalten, zog feierlich dort ein und ward mit einer mächtig brausenden Ouvertüre empfangen. Die Beleuchtung des Saales war überreich, aber doch in Rücksicht der gefälligen Anordnung ein wohlüberlegtes Kunstwerk. In die Tafel, welche aus kleinen Tischen mit Einschnitten bestand, hatte man die Kasten der jungen Orangerie eingeschoben, und so war auf ihre Oberfläche ein duftendes Wäldchen von reich blühenden Orangen- und Zitronenbüschen entstanden. Die große Menge blitzen-

der Krystallgefäße, geschmackvoller Blumenverzierungen und schimmernder Geräthe von edlem Metall, erhöhte das Ganze zu einem wahrhaft prachtvollen Gemälde; und selbst die Fröhlichkeit, — dieser himmlische Gast, dessen man sich einmal schon im Freien bemächtigt hatte, — war nun auch willig mit unter das schöne Obdach eingezogen, und weihte hier von neuem fast jedes Auge zum Spiegel ihres göttlichen Bildes.

Die Gäste von Oran besahen sich jetzt unsern Dagobert bei Licht, und man konnte bemerken, daß er hier nicht verlor, besonders in den Augen der liebenswürdigen Fürstin, welche gern und öfters das Wort an ihn zu richten schien. Ihre reizende Gestalt durfte sich in diesem Zirkel, wenn man die Prinzessin ausnahm, mit jeder andern messen, und der Aushauch ihres schönen Geistes wehte so wohlthätig und weiblichsanft, daß Isidora wie eine Entzückte an ihrer Seite saß und sich nicht enthalten konnte, Dagoberten, dessen immer steigendes Interesse sie freudig bemerkte, heimlich sagen zu lassen, „nach ihrer Meinung sei es unmöglich, auf Erden etwas Liebenswürdigeres zu finden, als die Fürstin von Oran!“ Seine zurückgehende Antwort bestand nur in der kurzen Aeußerung, „daß er die Entzückung der Prinzessin schon längst von Herzen theile.“ Aber im größten Feuer wandte er sich jetzt zu seinen Nachbarinnen, Serena und Eulalia, und offenbarte ihnen diesen Wechselgruß. „Es ist zwar immer, sagte er, ein vergebliches Unternehmen, Etwas, das sich uns am Ganzen eines schönen weiblichen Wesens als das Liebenswürdigste zu offenbaren scheint, nennen zu wollen. Allein an unsrer Prinzessin, — diesem Bild einer reinen, himmlischen Jugend, — finde ich doch besonders einen Zug hervorstrahlend, den ich überhaupt für das Liebenswürdigste am Weibe zu erklären wagen möchte. Es ist die seltne, schöne Neigung, jeden lieblichen Vorzug des Körpers, Geistes und Gemüths an andern weiblichen Wesen aufzusuchen, innig zu bewundern und mit voller kindlicher Hingebung zu ge-

nießen. O wohl Ihnen, mein verehrtes Fräulein, fuhr er gegen Serena gewandt fort, daß Sie, wenn nicht zur Schöpfung, doch zur Entwicklung dieses göttlichen Zuges geweiht wurden!"

Serena dankte ihm mit Erröthen und gab einzig der holden Bildnerin Natur die Ehre von dem, was großentheils ihr eignes schönes Beispiel erregt hatte; denn sie selbst lebte im reinsten Besitze jener Eigenschaft, und ward jetzt zum erstenmal sich dessen mit süßer Scham bewußt.

Die lebhafte Eulalia verlangte von ihm zu wissen, warum er diesen liebenswürdigen Charakterzug des Weibes selten genannt habe. Aber er wollte sich jetzt auf nichts weiter einlassen. Sie machte ihm hierauf einige Lobsprüche wegen seines heutigen Scherzes und nahm Gelegenheit, ihn vor dem Stolze des Herzogs zu warnen, der sich doch bei solchen Veranlassungen zuweilen zeige. Aber er antwortete nur leichthin: „Ich bin eben nicht sehr edelmüthig; allein für dießmal konnte wohl dem verschämten armen Teufel nicht anders geholfen werden, als durch einen derben altdeutschen Hofpfiff; und, in dem Momente, wo ich selbst vielleicht ein finsteres Gesicht hätte davon tragen können, war zum Glück das meiste Geld schon in jene Tasche gespielt, in die es kommen sollte. Ein wahrhaft guter Fürst darf nicht so stolz sein, daß er solche Dinge gleich für Lectionen nimmt. Ihr Andern bemerkt nur dergleichen altväterische, aber gute Scherze stets allzuschnell. Ihr haltet die Fürsten für stolz und schlimm; — und hierdurch macht Ihr sie endlich dazu."

„Warum vertheidigen Sie sich nicht, Eulalia?" fragte die Hofmeisterin lächelnd.

„Hm! rümpfte Jene das Näschen: Was sagt man uns armen Hofleuten nicht nach!"

„Nun, das mag sein! fuhr Dagobert leiser und freundlicher fort: Aber Eins sagen Euch Andere weniger nach, als ich, — und dieß kann ich Euch nicht verzeihen: Ihr modernisirt Eure Fürsten zu

sehr! Ein Fürst ist eine organisirte Antike; er verträgt, seiner Würde, seiner Ehrenfestigkeit wegen, weniger modischen Zierrath, als irgend ein anderer Christenmensch auf Erden. Viele Beispiele der größten Monarchen beweisen diesen Satz. Sobald ein Regent erst wahrhaft groß zu werden anfing, kehrte er sich gleichsam um und sah ins Alterthum zurück. Aber Ihr wollt nicht ruhen, bis Ihr sie zu Zier- und Modepüppchen, zu Euresgleichen, gemacht habt. Und doch wird es Euch, so Gott will, nie ganz gelingen! Denn wirklich, jeder regierende Fürst, — ich mag ihn mir denken, oder auch schon gesehen haben, hat und behält dennoch für mich etwas Antikes, und muß älter sein, als seine kleine Zeit, besonders, wenn er diese in der Folge groß machen will."

Eulalia wollte dies deutlicher erklärt haben, als Dagobert sie auf den Gesang einer artigen Sopranstimme zu horchen bat. Sie tönte ungemein hell von der verdeckten Gallerie herab, wo man während der Tafel mehrere Singstücke aufführte. „Wem gehört wohl diese Stimme an?" fragte er die Damen.

„Keiner bekannten Sängerin," sagte Eulalia.

„Schwerlich einem Mädchen," meinte Serena.

„Es ist der kleine Guntram; berichtete Dagobert: Ich habe ihm Einiges gelehrt, und seit ein Paar Wochen gibt ihm hier eine Hofsängerin Unterricht. Heute Abend nahm ich ihn auf Verlangen des Musikdirektors mit hierher, wo er jetzt seine erste Probe ablegt." Guntram schwieg indessen wieder.

„Ich ahnete fast in diesem Ton eine Knabenstimme; sagte Serena: Sie hat zuweilen eine ganz eigne Süßigkeit."

„Das war es eben, versetzte Dagobert, worauf ich Sie zu merken bitten wollte. Sie nennen das eine Süßigkeit, wofür ich schon lange einen Namen suche. Der Ton, welcher uns hier entzückt, kommt fast niemals in der Höhe vor, sondern mehr in den mittleren, oft gar in den tieferen Bahnen des Diskants. Ich habe ihn nur

selten, und einzig in Knabenstimmen wahrgenommen, uud zwar in solchen, die noch nicht, oder nicht mehr ganz korrekte Diskantstimmen waren. Hauptsächlich kommt er in Vorschlägen, gezogenen Tönen und Uebergängen vor. Es ist der lauteste, männlichste, volleste und sogar der hohlste Ton, den man aus einer menschlichen Stimmritze hören kann; und dennoch besteht er fast ganz allein aus jenen weich saftigen, schlüpfrig schmatzenden Metallklängen, welche die Nachtigall im höchsten Schmerze zuweilen hören läßt, und die ich eben auch nur sehr armselig zu beschreiben vermag."

(Wir machen hier eine Einschaltung für diejenigen Leser, welche es schon zuweilen mit unserm Dagobert gefühlt haben, daß ein ganzes Lied, in solchen Tönen gehört, nicht nur alle Frauen- und Kastratenstimmen weit übertreffen, sondern fast zum englischen Gesange werden müßte. Da aber dieser Ton nur gleichsam in elektrischen Zeitkürzen auf unser Gemüth wirkt und von anders gearteten Tönen immer schnell wieder verlöscht wird, so kann er fast nie eine vollständige Wirkung hervorbringen. Durch ihn scheint sich übrigens die gesammte mögliche Anmuth der männlichen Jugend in ihrer reinsten Frische zu äußern, und Frauen müssen daher seine Wirkung noch auffallender empfinden, als unser Geschlecht. Wir möchten sagen: Es ist der höchstmögliche Geschlechtsreiz des Mannes, der sich in kindlichreiner Form eines Tones brünstig offenbart.)

Guntram hatte indessen wieder angefangen, und man horchte jetzt und fand nun erst Sinn in Dagoberts Rede, da dießmal der Gesang länger dauerte, und jene, in fließendem Metall gebadeten, Töne sich sehr oft hören ließen. Man studirte dabei die Gesichter der Gesellschaft, und fand in gar vielen stets eine körperliche sehr merkliche Neigung nach dem Chore hin, so oft ein solcher Ton erklang. Doch hatte die Stimme im Ganzen zu wenig Auffallendes, und die Menschen waren ohnehin viel zu zerstreut, als daß ein allgemeines Aufsehen oder eine besondere Nachfrage nach dem Sänger hätte statt

finden können. Auf Isidora hin blieben die Blicke unserer drei Freunde jetzt fest gerichtet. Sie konnte nicht ganz aufmerken, denn ihr Gespräch mit der Fürstin schien lebhaft fortzugehen; aber jeder von jenen Klängen schien dennoch, wie ein spielender Goldblick der Morgensonne, das bewegte Meer ihres nach Licht schmachtenden Gemüthes süß zu erhellen. Denn bei jedem wandelte sich der Athem ihres Busens in einen tiefen Seufzer um, oder ihr Blumenstrauß zitterte höher und langsamer, oder ihr Auge sah in bewußtloser Trunkenheit nach dem Chore hinauf.

Indem Guntram endigte, blickte die Prinzessin mit voller Seele nach Dagobert herüber, und da dieser es nicht bemerkte, sondern sich eben in triumphirender Freude über den Gesang zu Serenen gewandt hatte, gab sie, — mit Augen, die im Glanze göttlicher Sehnsucht schwammen, — der Freundin Eulalia ein Zeichen, welches diese verstand.

„Die Prinzessin wünscht, sprach sie zu Dagobert, daß Sie uns etwas singen. Lassen Sie sich erbitten! Weihen Sie den Saal durch Ihren herrlichen Tenor mit einer hübschen Ballade.“

Er machte Einwendungen, indem er eine Zeitlang nachdenkend in den Spiegel seines goldenen Desserttellers sah. Aber als er empor und zum Antlitz des königlichen Mädchens hinüberschaute, deren Auge ihm jetzt bittend begegnete, schlug er schnell erröthend das seinige nieder. Sie wandte sich zerstreut zur Fürstin von Oran. Nach einigen Minuten sandte ihm diese den Auftrag: „Er möge in ihrem Namen dem Herzog irgend eine Huldigung darbringen, die einigen Bezug auf den neuen Saal habe, und wo möglich von musikalischer Art sei.“ Lächelnd verbeugte er sich und sagte zu Eulalia: „Nun wohl, ich will ihn weihen, diesen Saal, — mit dem Herrlichsten will ich ihn weihen, das mir zu Gebote steht!“ Er stahl sich fort, und die Fürstin übernahm seine Entschuldigung, als der Herzog aufmerksam ward.

„Hätten wir nur Alle gute Stimmen! sagte dieser jetzt wohlgemuth: Wie gern schlüg' ich an diesem fröhlichen Abend einen Rundgesang vor.“

Das Angenehme des Gedankens theilte sich schnell mit. Von der Gallerie ward ein schönes Lied angegeben; man forderte nur hier und da Personen zum Solo auf, deren Stimme bekannt war, und das Tutti ward dann mit immer steigender Lust abgesungen.

Als sie nach einiger Zeit eine Pause machten, trat Dagobert, im Kostüm eines alten Harfners, in den Saal, stellte sich dem Herzog und seinen fürstlichen Gästen ehrerbietig gegenüber, griff, unter allgemeinem Staunen, mächtig in seine Harfe, und sang.

Weder der Leser, noch der unsterbliche Dichter des schönen Sanges wird uns darüber zürnen, daß wir seine Worte, welche schon in vielen tausend Herzen leben, hier wiederholen, da der Zusammenhang der Sache dies zu erfordern scheint.

Der Sänger.

„Was hör' ich draußen vor dem Thor,
Was auf der Brücke schallen?
Laß den Gesang vor unserm Ohr
Im Saale wiederhallen!
Der König sprach's, der Page lief;
Der Page kam, der König rief:
Laßt mir herein den Alten!

Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
Gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
Schließt Augen euch; hier ist nicht Zeit,
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt' die Augen ein,
Und schlug in vollen Tönen;
Die Ritter schauten muthig drein,
Und in den Schooß die Schönen.
Der König, dem es wohlgefiel,
Ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
Eine gold'ne Kette holen.

Die goldne Kette gib mir nicht;
Die Kette gib den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern;
Gib sie dem Kanzler, den du hast,
Und laß ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet.
Doch darf ich bitten, bitt' ich ein's:
Laß mir den besten Becher Weins,
In purem Golde reichen.

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
O, Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke."

Gar manches Auge war vom Anwehen dieser sanften, kräftigen Töne feucht geworden. Der Herzog saß in rührender Bewegung da, und gab, während das Nachspiel verhallte, der schönen Tochter einen freundlichen Wink, den sie erwartet zu haben schien. Indem Dagobert sich verbeugte, stand sie auf. — Man trug ihr den gefüllten goldnen Pokal auf prächtigem Geschirre vor; sie nahte dem Sänger, wie einem freundlich wiedergekehrten Geiste aus ihrer Väter Zeit. Ihre

rosige Lippen kredenzten ihm, und im Ueberreichen flüsterte es sanft, nur ihm, dem Entzückten, hörbar: „Guter Dagobert!“

Er aber — „Er setzt' ihn an, er trank ihn aus“ — und griff noch einmal herrlicher in die Saiten:

„O, Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem hochbeglückten Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's Euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott so warm, als ich
Für diesen Trunk Euch danke.“

„Lebt froh!“ sprach er ihr leise und mit wankender Stimme zu, indem er seine Harfe schwang und in einer ehrfurchtsvollen altdeutschen Kniebeugung Abschied nahm. Langsam, aber mit festen, hallenden Schritten, verließ er den Saal, und kehrte nicht wieder.

„Guter, anmuthiger Mensch!“ rief jetzt auch der gerührte Vater, als der Sänger geschieden war, und wandte sich in dankender Bewegung zur fürstlichen Freundin. Isidora setzte sich, und sah ihm süß zitternd nach.

Aber Dagoberts fröhlich gemeinter Anklang war wider seinen Willen zum Geistergruß geworden. Mit dem Sänger schien eine schöne, blühende Sommerszeit langsam hinwegzugehen. Die Blicke so vieler edlen Gestalten im Saale glänzten nicht mehr von festlicher Lust; ernst betrachtete man einander, und seufzend schienen die Schatten der Väter, die Heldengeister des schönern Alterthums jetzt durch den langen Saal über die trauernden Kinder hinzurauschen.

Ein bittender Blick der Fürstin, — ein Wink des Herzogs: — plötzlich fielen Pauken- und Trompetenwirbel, wie das Feldgeschrei einer verwüsteten, sturmbewegten Zeit, über die Versammlung herein, und man verließ schnell die schöne Festtafel.

Der folgende Tag war ein Sonntag, dessen Morgen im reinsten Blau des Himmels aufstrahlte. Frühe und heiter war Dagobert er-

standen. Der alte Herr, Marcellus hieß er, Dagoberts ehemaliger Erzieher, und bis jetzt immer noch sein treuer Freund und Lehrer, wollte an die blühenden Gestade des Wallersees hinabwandern zu seiner Morgenandacht. Unten im Hause verschloß man allmählig die Thüren, um in die Kirche zu gehen, und Dagobert schickte sich ebenfalls hierzu an, da er lange keinem Gottesdienste beigewohnt hatte. Die Messe besuchte man am liebsten in der Schloßkapelle zu Tempe, wohin an diesem Tage die schöne Welt aus der Hauptstadt, und viele Menschen aus der umliegenden Gegend strömten, um den Hof zu sehen, den man sehr liebte. Dagoberts Bedienter, Anshelm, war dazu ersehen, heute das Haus allein zu bewachen. „Euphrosine hat es mir auf die Seele gebunden, sagte er zu seinem Herrn, Ihnen nichts abgehen zu lassen. Sogar die Blumen hier soll ich heute begießen, was sie sonst immer selbst in Ihrer Abwesenheit thut. Das ist eine gar große, seltne Ehre!"

„Du bist ihr wohl recht sehr gut."

„Ach von ganzem Herzen! Es graut mir, wenn ich dran denke, daß —"

„Sage mir, Anshelm, soll ich bei Euphrosinen für dich werben?"

„Gerechter Himmel! O wenn Gott das wollte! Aber, das Mädchen ist mit ihren Gedanken anderswo; sie ist —" Er stockte und schwieg.

„Mensch, du traust mir doch?"

„O, wenn man auch der Gnade, der Engelsgüte, selbst nicht mehr auf Erden trauen dürfte! — Aber Euphrosine —"

„Sey ruhig, ehrlicher Bursche! Dringe nicht zu sehr in das Mädchen; ich will für dich reden; ich will für dich sorgen. Bleibe nur stets so treu, wie bisher."

Der Mensch umfaßte seine Kniee und sprang aus dem Zimmer, um den Sturm seines Innern zu verbergen.

Dagobert schlenderte fort. Aber kaum tausend Schritte vom

Hause sah er schon Euphrosine, die vor ihm her durch die Büsche wanderte, im nettesten Sonntagsstaat, den Rosenkranz am Arme. Er holte sie bald ein.

„Wohin, schönes Pilgermädel!"

„In die Messe nach Tempe."

„Ich auch. Gehen wir zusammen?"

„Es schickt sich nicht."

„Wir thun's eben doch. Sind Sie noch niemals in Gesellschaft gewallfahrtet?"

„Im Leben nicht!" sagte sie, und setzte in höchst froher Unschuld hinzu: „Der hochwürdige Herr hat mir auch noch keine einzige Buße auferlegt. Ach, da gingen Sie wohl nicht mit mir, gnädiger Herr!"

„Gute Seele, warum nicht? Und ginge die Wallbuße bis nach Vierzehnheiligen, ich würde sie mitmachen."

„Nach Vierzehnheiligen! Jesus Maria, wie viel muß man da gesündiget haben! Nein, ich fürchtete mich; ich ginge doch am liebsten zu unserm Gnadenbilde beim Hubertusbrunnen, wo meine Urgroßeltern schon gebetet haben. Aber wir müssen eilen, gnädiger Herr, daß wir die Eltern und Guntram noch einholen. Dort sind sie schon!"

„Die Mutter wird nicht zanken. Wissen Sie wohl, Euphrosine, daß Anshelm zu Hause vor Freude über Ihre vielen Aufträge Luftsprünge macht?"

„Er ist so dienstwillig! sagte sie lächelnd: Ich wollte ihm meiner Eltern Hab' und Gut vertrauen. Wäre er nicht so gut, ich müßte jetzt zu Hause sitzen; und solchen schönen, schönen Sonntag! (Sie blickte in reiner Freude zum Himmel.) Ueberall das liebe Glockengeläute — nein, so einen hab' ich Gott weiß noch nicht erlebt! Sehen Sie doch! Auf allen Wegen kommen geputzte Leute und gehen nach Tempe; und jede Christenseele muß sich darüber freuen,

daß die Menschen alle auch mitbeten wollen! Nicht wahr, gnädiger Herr?"

Das kleine, blondlockige Haupt bog sich so sanft zu ihm herüber, und ihr frommes, unschuldvolles Auge hing so wehmüthig an seinem Blick, daß er ihr innig gerührt die Hand reichte. Sie ließ ihm geduldig die ihrige.

„Mein gutes Mädchen, sage mir —"

„O, wollen Sie mich nun immer und ewig Du nennen?" fiel sie ihm fröhlich ins Wort.

„Sage mir, liebes Kind, bist Du wohl Anshelm gut? Aber aufrichtig!"

„O ja — aber doch — und dann hat er auch jetzt immer so wunderliche Reden!" — Sie erröthete in hoher Scham.

„Nun sieh, Kind: Anshelm hält Dich für sein höchstes Gut; für sein Liebstes auf der Welt! Anshelm ist ein gar treuer, guter Bursche; er ist ein einziges Kind braver Eltern, von welchen er einmal ein sehr hübsches Bauerngut erbt. — Ich werde ihm dies Vermögen noch mehren, denn ich liebe ihn; — er kann auch wohl hieher zu Deinen Eltern ziehen, wenn ihr nicht lieber in meiner Nähe leben wollt; kurz, ich wünsche, daß ihr Beide ein Paar werdet; — ich wünsche das von ganzer Seele!"

„Sie? —" staunte das Mädchen. Ihre Augen blickten starr auf ihn. Aber bald sanken sie gleichsam zurück, als wollten sie sich im Herzen verbergen. Alle Farbe schwand allmählig aus dem holden Angesicht, und ihre Arme sanken kraftlos nieder. Die gesunde Natur war plötzlich erschrocken. Das arglose Kind hatte bisher froh vom Ueberflusse einer köstlichen Gegenwart gelebt, und auf einmal stand eine öde, nahrungslose Zukunft vor ihr. Der Augenblick des Erwachens entdeckte ihr erst das Geheimniß ihrer Seele, dessen die glücklich Schlummernde vorher sich selbst nicht bewußt war. Dagobert fühlte sich schuldlos, doch erschrak er von Herzen.

„Wie ist Dir, gute Euphrosine? sagte er: Komm, gib mir deine Hand, ich habe Dich erschreckt.“ Sie lehnte sich einen Augenblick an ihn; denn die Kraft der Jugend war von ihr gewichen. „Ich bin Dein Freund und will es bleiben, und lebenslang Dein redlicher Beschützer sein. Ich dringe nicht in Dich. Aber sprich mit den Eltern offenherzig über meinen Antrag. Vielleicht würde der gute Anshelm elend, wenn Du ihn verschmähtest — aber doch mußt Du frei wählen, und ich sage Dir weiter kein Wort für ihn, wenn gleich Deine Zustimmung mich höchst glücklich machen würde.“

„Ach, ich will ja das so gern! stammelte sie; alles — wenn Ihr Wille — Anshelm ist so ehrlich! — ich verstehe nun, was er meinte; — aber, mir war sonst so wohl, — nun, nun ist mir so weh — lassen Sie uns gehen, gnädiger Herr!“

Du verstandest den Schmerz des guten Anshelms nicht. Die Liebe thut weh; nun fühlst Du ihn und wirst ihn heilen; und ihr werdet froh leben. Ueberlege es aber recht wohl.“

Sie ging langsam neben ihm fort, die herabhängenden Hände sanft gefaltet. Er suchte sie durch ein heiteres Gespräch zu ermuntern, und die gute Seele war willig dazu und lächelte ihn immer freundlicher an. Aber die frische Farbe des zarten Gesichts wollte nicht ganz wiederkehren, und allmählig schien ihr Auge feucht zu werden.

Nahe am Hubertusbrunnen holten sie die Eltern ein, die auf einer Bank saßen und still den Singvögeln des Waldes zuhörten. Man begrüßte sich herzlich.

„Der gnädige Herr will gewiß in die Kirche, sagte die Alte, und will unsere Prinzessin mit der Hofmeisterin singen hören!“

„Ach, haben Sie das noch nicht gehört? fragte ihn Euphrosine eifrig, die Beiden singen fast jeden Sonntag auf dem Chore das Ave Maria. — O, wie schön nur diese zwei Worte lauten, das geht über Alles.“

„Vollends, wenn man die zwei Engelsköpfe gesehen hat, sagte der Winzer freundlich, welche unsrer lieben Frau diesen hellen Gruß singen! Ich habe sie Gottlob oft gesehen und mein Herz an ihrer Freundlichkeit gelabt.“

„Mutter, darf ich jetzt beten gehen?“ sagte Euphrosine mit einem tiefen zitternden Seufzer. Es war leer bei dem Marienbilde, und das Mädchen eilte mit Sehnsucht hinüber, und grüßte schon in der Ferne gar oft knieend und mit ausgebreiteten Armen das heilige Mutterbild. Die drei Uebrigen sprachen traulich weiter fort, von Isidorens Anmuth, von der Kirche, von den Hofleuten und andern Dingen. Guntram war schon voraus.

Es wurde endlich Zeit, zur Messe zu gehen, und die Winzerin sah ängstlich durch die Hecken nach ihrem Kinde.

„Was ist Dir, Mutter?“ sagte der Alte.

„Euphrosine weint so gar sehr,“ antwortete sie wehmüthig.

„Sollten wir das nicht Alle? versetzte der fromme Vater: Ach, das Mädchen ist wohl recht gut! Der liebe Gott wird auch künftig ihr Herz bewahren.“ Dagobert wandte sein Gesicht ab.

Die Mutter bemerkte endlich, daß sie aufstand. Man ging nun nach der Kirche. Euphrosine folgte ihnen still und lächelnd nach.

Die Schloßkapelle war nicht prächtig eingerichtet, sondern höchst einfach, fast ländlich. Doch stand auf dem Chore eine vortreffliche Orgel, und einige sehr gute Bilder zierten die Kirche. Am Eingange bemerkte man jetzt ein schönes, herrliches Händedrücken der sich begegnenden Landleute, und dies rührte unsern Dagobert so sanft, daß er den reinsten Frieden Gottes mit sich in den Tempel nahm.

Dort herrschte schon eine tiefe Stille. Der Hof war bereits gegenwärtig, man hörte nichts als das leise Geräusch der frommen Beter, und lieblich duftendes Rauchwerk schwamm in zarten Wölkchen durch den geweihten Raum. Alles harrte und feierte.

Leise schlug jetzt ein einzelner Grundton des sanften Violonbaß=

registers an, und hielt; — und aus seiner schönen ruhigen Tiefe schwang sich in Isidorens und Serenens unaussprechlich reinen Terzen der himmlische Gruß allmählich hervor.

Man führte keine berühmte Messe, kein großes Oratorium in dieser Kirche auf. Der Chor war zu klein für vollbesetzte Instrumentalmusik. Auch heute war es nur das gewöhnliche Ave, das man sonst sogar in katholischen Dorfkirchen hörte, und welches meistens von zwei Chorknaben angestimmt ward.

Dagobert hätte Alles hingegeben, um jene verborgnen süßen Gestalten zu sehen, als die ersten Töne in sein entzücktes Ohr spielten. Ein goldner Strahl, der über den Wald der Marienabtei höher heraufgestiegnen Frühsonne war schon durch das bunte Glas eines Fensters gedrungen, und schoß feuriges Lichtgelb durch den leisen Weihrauchduft, und erleuchtete erst eine einzige Stelle des Tempels, wo ein herrliches Bild der Verkündigung neben dem Hochaltare hing. Und, wie wohl ward unserm Freunde jetzt, als die Stimmen, immer in gleichem Schritte, sich nun auf der schönen schwesterlichen Bahn den Tönen jenes hohen Namens näherten, dessen holdseliger Klang für alle Welt ewig eine himmlische Melodie sein wird! Auf Cherubimsflügeln hoben sich die hellen Silberklänge zur reinsten weiblichen Stärke und Inbrunst empor, und sanken dann selig ermattend in die Ruhe zurück. Dagobert breitete seine Arme zum Himmel aus, und Euphrosine, die in der Ferne auf den Knien lag, blickte mit heißer Sehnsucht nach einem Muttergottesbilde über ihr und verhüllte dann vor Wonne das Gesicht; und alle Seelen versanken in Andacht.

Nahe an dem Winzerhause bildeten die Felsen des thurmhohen senkrechten Seeufers oben eine kühle, von Epheu dicht belaubte Wölbung, die der Weingärtner zugänglich gemacht, mit Tisch und Moosbänken und sogar mit einem Schrank in der Felsenwand versehen hatte, worin man Getränke, Bücher und Schreibmaterialien aufbe-

wahren konnte. Dieses Oertchen war Dagoberts liebster Aufenthalt und schien recht eigentlich für ihn gemacht. Nur in den längsten Tagen des Sommers, und auch dann nur kurz vor ihrem Scheiden, grüßte die Sonne das verborgne Gewölbe, in dessen Dunkel ewige Kühlung wohnte, während man von dort aus alle Welt im hellen Sonnenlicht erblickte. Der Felsen, welcher dieser stillen Kammer zum Fußboden und Vorplatze diente, ragte schauerlich weit hinaus in den See. Man übersah diesen mit allen seinen malerischen Ufergruppen hier am vollständigsten, und wenn man links über einen Theil des schönen Spiegels hinblickte, so lag tief unten im Thale das stolze Tempe friedlich in der vollen Blüthenpracht seiner Umgebungen da; gleichsam als der Edelstein des prächtigen Ringes.

Es war ein lieblicher Abend. Der Sonnengott spielte schon freundlicher mit den kleinen von der frischen Abendluft sanft gekräuselten Wellen. Dagobert hatte eben seine Arbeit, die hier immer am besten gelang, beiseite geschoben, weil bereits die Abendgluth seine Einsamkeit süß zu röthen begann, als er in seiner Nähe den kleinen Guntram rufen hörte: „Sieh nur, Anshelm, die vielen vornehmnehmen Leute! die kommen gewiß von Tempe herauf."

Dagobert trat hinaus und sah den ganzen Hof gerade auf das Winzerhaus zu wandern. Man hatte einen Abendspaziergang in Vorschlag gebracht. Sie waren an der hohen, mit Wald bewachsnen Kante der Ufer hingezogen, und in die Nähe des artigen Landhauses gekommen, wo nun Jedermann Dagoberts Wohnort besehen und mit frischer Milch bewirthet sein wollte.

Hier war Eifer und Behendigkeit erforderlich. Dagobert empfing die Herrschaften und führte sie, während unten die Milch besorgt ward, in die obern Zimmer, die zwar nur ländlich eingerichtet, aber in ganz gutem Stande waren, da hier oft Reisende und Künstler der schönen Gegend zu Gefallen eine Wohnung suchten. Gegenwärtig, wo ein so werther Gast hier weilte, glich Alles an Reinlichkeit und

Wohlgeruch einem netten Putzschranke; denn Euphrosine war ohne Unterlaß um Verschönerungen aller Art bemüht, und Jedermann mußte sie jetzt als eine sehr geschickte und glückliche Blumenpflegerin anerkennen. Die Geräthe, worin man die Milch servirte, waren sauber und im Grunde besser, als es vornehme Leute bei dergleichen Landpartien zu verlangen pflegen. Freilich fehlte es dennoch an Vielem, da die Gesellschaft schrecklich zahlreich war. Aber gerade dieß versetzte die Gäste in eine lustige Stimmung, welche sich allmählig auch den Anfangs erschrockenen Wirthsleuten mittheilte; und diese gutmüthigen Menschen verloren sich zuletzt ganz im Gefühl der Freude und hohen Ehre, den geliebten Landesherrn und die schöne Erbtochter einmal unter ihrem Dache zu sehen. Und — o der Wonne! Das erhabene Paar untersagte ihnen alle tieferen Bezeugungen ihrer treuen Demuth, und reichte jedem Hausgenossen mit herzlicher Freundlichkeit die Fürstenhand, eine Huld, die schon manchen Unterthan auf Lebenslang glücklich, ja vielleicht auf ewig gut gemacht hat.

Da der Herzog die Aussicht rühmte, welche diese Zimmer gewährten, so sagte die Winzerin: „Aus dem Eckzimmerchen drüben, wo der alte Herr wohnt, kann man doch am schönsten umschauen und gar tief ins weite Land hineinsehen. Er ist auch sehr höflich, der alte Herr. Wir haben ihn gar zu lieb.“

Alles schickte sich sogleich an, hinüber zu gehen. Dagobert sprang eilig voraus zu Marcellus, riß die Thüre auf und rief ihm heftig zu: „Der Herzog mit dem ganzen Hofe folgen mir auf dem Fuße nach! — Sie ist dabei! Du wirst sie jetzt sehen; — die Schönste ist es; — die Andere trägt blaßviolet.“ Er machte die Thüre weiter auf.

Marcellus, der über dem Tönen seiner Geige kaum einen besondern Aufruhr im Hause bemerkt hatte, empfing die so eben am Arm der Fürstin eintretende Isidora noch mit empor gehaltnem Bogen. Dagobert stellte ihn als seinen Lehrer und Freund vor, und der Alte, welcher hier an neugierige Besucher schon gewöhnt war, errieth so-

gleich die Absicht der Ankommenden, begrüßte die Fürstinnen schweigend und führte sie zu den offnen Fenstern. Die Prinzessin erbat sich ihn zum Ausleger der fernen Landschaftspunkte, und seine Fertigkeit hierin und im Richten seines vortrefflichen Sehrohres schien sie ausnehmend zu ergötzen. Er blieb dabei stets trocken, aber freundlich.

Da die Aussicht durch einige nahe stehende Bäume doch auf mehreren Punkten gehemmt ward, so that ihnen der Alte den Vorschlag, sie an den schönsten Platz der ganzen Gegend zu führen, nämlich zu Dagoberts Felsengewölbe, das noch Niemand aus der Gesellschaft kannte. Sein Freund gab zwar eine andere, noch höhere Stelle hierzu an; aber die Prinzessin sagte: „Nein, ich glaube jetzt schon, daß Herr Marcellus mehr von der Gegend versteht, als Sie, und ihn wähle ich zu meinem Führer."

„Er denkt nur, lächelte der Alte, wir wollten ihn dort in seinem Arbeitsschranke stören."

Fröhlich gab Isidora dem neuen Bekannten ihren Arm, den er recht galant annahm. Sie drängte hurtig die Menschen aus dem hübschen Zimmerchen fort, und der ganze Haufe zog hinab. Dagobert hatte Mühe, seine Bücher und Schreibereien dort zum Schranke zu fördern, da manche Damen wirklich Lust bezeigten, sich darüber herzumachen, wodurch seine jungfräuliche Muse in die größte Angst versetzt ward. Man fand die Aussicht von dieser herrlichen Laube aus über alle Erwartung schön, und ließ dem Geschmack und Fleiße des Weingärtners volle Gerechtigkeit widerfahren. Den Felsenweg von seinem Hause bis zur Laube hin hatte er mit schönen Rebengeländern und anderm Buschwerke so dicht besetzt, daß auch der Furchtsamste ohne Schwindel zu fühlen ihn betreten konnte.

„Ich habe schon längst hier oben etwas Romantisches geahnet; sagte Isidora: Es ist dies der einzige Punkt um diese Meierei und das ganze Seeufer her, den ich aus meinen Fenstern erblicken kann.

Die Sonne bescheint ihn noch, wenn alles Uebrige schon im Abendschatten liegt, und der Mond gibt ihm zuweilen die seltsamsten Beleuchtungen. Sehen Sie, — dort, vom Eckfenster an, — wandte sie sich jetzt zu Dagobert: das ist mein liebstes Zimmer. Wie genau sieht man hier alles! Sogar die Blumenvasen und das Grün darin glaube ich dort zu erkennen. Aber, bester Vater! wie unsäglich blau sind doch die Wasser dieses Sees!"

„Immer nur blau willst Du sehen! sagte die Fürstin küssend: Endlich wirst Du Dich noch ganz in Himmelblau kleiden, und in Himmelblau leben wollen wie die Engel, — Du guter Engel!" Sie hielten sich umfaßt. Isidora schaute träumend hinab.

„Es ist kein Wunder, lächelte der Herzog, daß wir Alle jetzt himmelblaue Gesinnungen hegen, seitdem uns die hellen Augensterne von Oran leuchten, die, gleich andern Sternen, im ewigklaren Blau wohnen."

„Die göttliche Farbe! rief Eulalia. Und, seitdem ich weiß, wie werth sie einst der heiligen Ahnenfrau des Herzoglichen Hauses ward, liebe ich sie auch noch zehnmal mehr an jenem süßen Quellbäumchen, das —"

„Nenne es nicht, fiel die Prinzessin leise ein, denn es erinnert mich an unser baldiges Scheiden!" (Gestern war nämlich die Verlobung Eulaliens mit dem Kammerherrn Lierry, der am Oran'schen Hofe lebte, bekannt gemacht worden; auch hatte Dagobert gestern erklärt, daß er nun bald diese Gegend verlassen werde.)

„Wissen Sie wohl, sagte der Herzog indessen zu Dagobert, daß Ihre Legende gar viel Interessantes für mich enthält? Meine Tochter hat mir sie erzählt, und ich bin sehr geneigt, die blaue Blume, die sich in unserm Wappen befindet, für eine Art von Vergißmeinnicht zu halten."

Dagobert hatte selbst schon diesen Gedanken gehegt, und gab jetzt dem Herzoge seinen Beifall zu erkennen. Er that dies aber etwas

spät; denn er hatte eben in die Augen der holden Prinzessin, und dann träumend in den blauen Himmel geschaut, als wollte er jene mit diesem vergleichen. Er erröthete jetzt ein wenig, und die schalkhafte Eulalia, die alles bemerkt hatte, sagte lächelnd: „Gnädigster Herr, jetzt erst blickt Dagobert wieder vom Blau des Himmels zur bunten Erde nieder, die er ganz vergessen hatte. Nicht wahr, Dagobert, Sie lieben das Himmelblau auch so sehr als irgend ein Sterngucker in der Christenheit?"

„Allerdings, versetzte Dagobert spitzig, sehe ich gern ins Blaue; und dies weder aus Langweile, noch aus Zerstreuung, sondern aus wahrer Liebe zur Sternkunde, welche vorhin durch die Bemerkung des Herzogs einen so angenehmen Doppelsinn erhielt. Aber wie kommt es, mein Fräulein, daß das Studium derselben auch Ihnen heute bei hellem Tage ein so großes Vergnügen gewährt? Vielleicht, weil Sie sich durch den Kammerherrn Lierry an Fleiß in diesem Studium noch übertroffen sehen?"

Alles sah jetzt lachend auf ihren mehr als verliebten Bräutigam, der schon seit einigen Minuten, — was er, ihren Ermahnungen zum Trotz, öfters that, — starr nach den vielgeliebten Augen hinblickte und über ihnen die ganze übrige Gesellschaft vergaß.

Sie kam in Angst und wollte dießmal ernstlich zürnen. Indem sie ihm einen Strauß Feldquendel, den er für sie gebrochen hatte, abnahm, sagte sie etwas leise: „Das sind schöne Blüthen, lieber Lierry; — man athmet jetzt schon ihren Duft in der ganzen Gesellschaft: — und so sollte auch der Mensch seine Gedanken nicht bloß sich oder dem einzelnen Freunde weihen, sondern vielseitig mittheilen."

Aber der Herzog hatte sich während dessen zum Horchen geneigt. „Nu, nu, lachte er, eine solche Lektion kann wohl zuweilen nichts schaden! Aber, sage mir, wünschest du denn wirklich seine Besserung, so ernstlich, mein Töchterchen?"

„Immer muß mich doch Dagobert, und nur Dagobert ins Unglück

bringen!" sagte die Geschlagne, und warf unserm jubilirenden Freunde zornige Blicke zu.

Man ergötzte sich ziemlich lange an den Wundern dieses Ortes. Euphrosine und Guntram waren ihnen mit Beeren, Kirschen und andern Erfrischungen nachgezogen, und fragten bei jedem Zweifel Dagobert mit so lieblicher Naivetät um Rath, wie sie sich zu verhalten hätten, daß Jedermann den schönen Geschwistern von Herzen gut ward. Die Prinzessin konnte und wollte sich aus der Unterhaltung mit dem alten Herrn so wenig loswickeln, daß der Herzog endlich zum Aufbruch mahnte, und den alten Herrn nach Tempe zu kommen und dort die Unterredung fortzusetzen bat. Marcellus antwortete durch eine sehr artige stumme Verbeugung, die aber weder zu- noch absagte.

Als die Gesellschaft fortging, verbeugte sich Isidora, um noch zurückzubleiben. „Ich muß, sagte sie und winkte Euphrosinen, jetzt noch ein kleines Blumengespräch mit meiner neuentdeckten Kollegin halten."

Sobald sie allein waren, schob sie einen kleinen Ring an Euphrosinens Finger und sagte: „Nimm dies für Deine liebe Bewirthung, und versprich mir, gutes Mädchen, daß Du recht bald und recht oft zu mir ins Schloß kommen willst. Ich werde Dir auch einige Blumen herauf geben, die mir unsere Gärtner fast haben verderben lassen. — O behalte das Reifchen, Liebe — behalt' es mir zum Angedenken!"

„Ach, meine Eltern werden nicht zürnen! — Ich lasse den Ring nicht wieder von meinem Herzen, bis ich sterbe! Ihre Durchlaucht sind so schön, wie ein heiliger Engel sein mag!" Sie kniete in reinem Entzücken vor ihr hin, umfaßte ihre Gewänder und sah zum Himmel.

„Liebes Kind, Du bist ja viel schöner, und doch viel demüthiger, als ich. Komm, steh' auf, sage mir, ob Du mich lieb hast."

„Du mein Gott und mein Vater! Wie glücklich bin ich armes Mädchen noch geworden!" Sie schmiegte ihre süßen Lippen an die

schöne dargebotene Hand und blickte frei und selig in das Auge der Gebieterin. Isidora hatte sie heute, Dagobert gegenüber, beobachtet, und fand ihre neuliche Vermuthung nur allzuwohl gegründet. Aber Euphrosine schien jetzt nur allein im Anschauen der reizenden Fürstin zu leben. Wenn zuweilen das Gespräch und die Handlungsweise mancher Menschen nichts als trübe Erinnerungen aus der Ferne wieder herbei zu führen, ja selbst jede längst geheilte Wunde des Herzens wieder aufzureißen scheinen, so gibt es dagegen andere selige Wesen, die schon durch ihre Nähe, durch ihr bloßes Da- und Umunssein, ihnen selbst unbewußt, wohlthuend auf uns wirken. Bilder aus der Kindheit und Götterzeit des Lebens scheinen dann plötzlich wieder vor unserm Blicke aufzusprossen; im Herzen tönt es, wie Auferstehung; der Schmerz versinkt; das Grab der Vergangenheit gibt unsre werthesten Todten frei, und über ihrem Wiederaufblühen vergessen wir Alles, was unsern Busen drückte. Zu diesen göttlichen Seelen gehörte unsere Isidora. Mit ihrer holden Erscheinung und Nähe standen die jugendlichen Bilder besserer Zeiten und Räume in der sanftesten Verknüpfung. Ihre Nähe wirkte balsamisch auf das liebewunde Herz des schwermüthigen Mädchens, und vor den Tönen ihrer Freundlichkeit sank die Leidenschaft in Schlummer.

„Euphrosine! sagte jetzt die Holdselige feierlich und mit leiserem Tone (denn der zurückgebliebene Cavalier ließ sich in der Nähe hören): Wenn Du wüßtest, wie gut ich Dir bin, und warum ich Dich liebe! O, ich möchte Dich um Vieles fragen! Ich will Dir Vieles vertrauen, was ich außer Dir keiner Seele sagen darf, und Du wirst verschwiegen sein, und mir ewig treu! — denn ich liebte Dich ja schon im ersten Augenblick als ich Dich sah!“

„Ja treu — das bin ich!“ sprach Euphrosine schwärmerisch; und ihr Auge, der holde Lichtspiegel ihrer Seele, sprach es himmlisch glänzend noch einmal nach: Das bin ich!

„Kannst Du morgen schon nach Tempe kommen? fragte Isidora: Aber Du darfst Dich jetzt wohl nicht oft vom Hause entfernen, — Eurer Fremden wegen?“

„Ach — er geht bald fort!“ Sie schwieg und athmete tiefer.

„Dagobert? — flüsterte Isidora: Ach, und das thut Dir so unaussprechlich wehe, meine Arme!“

„Unaussprechlich? — fragte sie, wie erschreckend über das Wort: Ja, so ist's!“ Sie seufzte und ein hoher Schmerz bildete sich in ihren Zügen.

„O Du treue Seele, sei nicht mehr schüchtern! Glaubst Du, eine Fürstin könnte nicht mit Dir lieben, — nicht mit Dir leiden?“ — Sie breitete die Arme aus, die wankende Euphrosine fühlte sich zart an eine menschlich wallende Brust gedrückt und schluchzte selig und sanft an dem besten aller Herzen.

„Er soll es nimmermehr erfahren, sagte jetzt das Mädchen leise unter bittern Thränen. Aber die Mutter Gottes wird mir wieder ihren Frieden geben.“

„Den hast Du, — der wird Dein ewiges Erbtheil sein, frommes Mädchen! Sieh, Du freundliche Gestalt, — wahrlich, ich will treu für den Frieden Deiner Seele beten. Gedenke auch Du meiner in Deinem Gebete zur heiligen Jungfrau. Auch ich bedarf des Friedens.“

„Ich that es immer, am Morgen und am Abend,“ sagte das redliche Kind,

„So lohne Dir es Gott und seine Heiligen! schluchzte Isidora melodisch: Du bist meine Getreue! Lebe wohl — wir sehen uns morgen wieder!“

Die hochbewegte Fürstin eilte fort. Euphrosine sah in heiligem Schauer der Geliebten wie einer englischen Erscheinung lange nach. Dann sanken ihre Kniee nieder, und das fromme Auge hob sich himmelwärts. Schon begann es zu dämmern. Das blasse Licht des kaum erglänzenden Abendsterns leuchtete freundlich in ihr Gebet. Aber aus der himmlischen Höhe über allen Sternen, sank jetzt vom Stern der ewigen Liebe ein Freudenstrahl in die trauernde Seele nieder.

Isidora.

Zweites Buch.

Das Licht des Morgens glänzte noch in jugendlicher Frische aus zahllosen Thauspiegeln wieder, als Isidora schon mit der Hofmeisterin und Eulalien den Pallast verließ. Unter sieben alten Linden, die schon in früher Kindheit sich schwesterlich zur ungeheuern Laube vereinigt hatten, war ihr Frühstück bereitet.

Munter flatterte Eulalia in der Laube umher, und verwünschte sich bald in eine Nachtigall, bald zum Bienchen oder zum kleinen Siebenpunkt, um sich auf den zartesten Zweigen zu schaukeln und von der allerfeinsten Würze des Blüthenhonigs, tief aus seinen ächtesten aromatischen Quellpunkten zu kosten; — wobei sie über die dumpfen Wohn- und Schlafstätten des Menschen und seine tausendfach zusammengemischte, kolossale und unfeine Kost so viele Sarkasmen vorbrachte, daß die lachende Serena ihr endlich durch eine ernstliche Erinnerung an den höheren Gemüthswerth der reichbegabten Menschheit Einhalt thun mußte. Und eben schnappte, zum Unglück für Eulalia, die nahe sitzende Nachtigall mitten im herrlichsten Gesange nach dem lieben Siebenpunkt und schluckte freundlich schnalzend den Armen in der Blüthe seines Lebens lebendig hinunter, — worauf sie noch viel reiner und sanfter als bisher fortsang.

„O du abscheulicher Vogel!" rief Eulalia höchst mißmuthig und kniete vor ihrer Gebieterin hin, um ihr die entsetzliche Gemüthlosigkeit des Bösewichts zu klagen.

Aber die Fürstin, sonst so theilnehmend, saß heute still und sinnig am Eingang der Laube da und lächelte nur schwärmerisch in den Morgenglanz hinaus, ohne die Scherze der Freundinnen zu theilen. „Verzeiht mir, sagte sie, als Jene ihre Besorgnisse hierüber äußerten, daß mein Geist jetzt so fern von Euch war. Ein schöner Traum aus der heutigen Morgendämmerung hat ihn ganz gefangen genommen.“

„Ein Traum? rief Eulalia: Ach, wüßten wir ihn doch schon! Ich verstehe mich sehr auf Träume!“

„Ihr sollt ihn wissen, sagte Isidora erröthend, und nur Ihr Beide werdet ihn erfahren. — Mir träumte, ich stehe auf einer Höhe, von welcher man ein unermeßliches Land überblickte. Aber alles war in graue Düfte gehüllt und lag kalt und farbenlos vor mir da. Indem ich aus Bangigkeit hierüber tief aufseufzte, zeigte sich mir an der äußersten Ferne des Horizonts ein heller lichtblauer Streif, der am Himmel herauf allmählig nach mir zuwuchs und auf der Erde zuerst blaue Hintergründe, dann nähere und nähere Berge und Thäler aufdeckte. Alles schien nach und nach sich neu zu erschaffen; — so wie etwa unter der Hand eines Malers auf blasser Leinwand eine Landschaft aus der Ferne nach der Nähe her langsam vorwächst und ins Leben tritt. Sobald die Erscheinung näher auf mich zu rückte, ward sie lebendiger und immer herrlicher; die Waldungen ergrünten schon, indem kaum der Schnee zerflossen war; die Sonne ging auf; da wurden die Seen und Ströme blau; ferne Chöre von Vögelstimmen ließen sich hören; die Thäler schmückten sich mit dem reinsten Blumenschmelz; alles tönte süß und laut wie aus himmlischen Kehlen mir zu: „der Frühling kommt!“ Alles feierte ihn, und endlich fühlte ich, daß auch mein Hügel um mich her in seinem Innern selig erzitterte; seine Quellen sprangen melodisch tönend hervor; das junge Leben einer schönen Blumenwelt wand sich in himmlischem Gedüfte von seinem Busen los; mir wollten in der süßen Betäubung die

Sinne vergehen, denn auch ich fühlte einen neuaufspringenden Lichttropfen im Herzen: — da schien mir die neue Welt um mich her nicht mehr fremd, sondern innig befreundet, und ich eilte hinab und tauchte tief in die Blumenthäler. Mein Pfad führte mich an einen stillen Strom, der zwischen den lustigsten Gestaden spiegelglatt hinabzog. Ein bunt bekränzter Nachen schwamm auf mich zu und nahm die Glückliche ein. So floß ich sanft dahin zwischen den blühenden Ufern und an kleinen Inseln voll Orangengesträuch vorüber, aus welchem mir die erquickendsten Düfte entgegenwogten. Der Strom ward bald unermeßlich breit; die Lieblichkeit der Gerüche berauschte meine Brust. Ich befand mich endlich im weiten blauen Meere und sank in seliger Trunkenheit auf die Blumen meines Kahns zurück, indem ich die Arme zum Himmel ausbreitete. Der Himmel war leer und grau, als ich wieder zum Bewußtsein gelangte. Das Meer war verschwunden; ich schwamm hoch im frischen Grau der Morgendämmrung, und neben mir sang unaussprechlich rein eine Lerche, die sich in der Nachbarschaft meines Kahns stets höher und höher mit diesem in die Lüfte emporhob. Immer wunderbarer lösten sich jetzt die Strahlen des Morgenlichts in der Farbe der Liebe auf. Ach, da sah ich über mir zwei Wölkchen aus Morgenroth werden; und sie wurden zu lichtträufelnden Flügeln, und zwischen ihnen bildete sich ein Engelsangesicht, das, so wie es sich mir enthüllte, sehnsüchtig und unsäglich liebend in mein Auge blickte. O Ihr guten Seelen, könnte ich Euch nun beschreiben, wie mir da ward! Aber die Erde hat keine Zeichen für jenen Wonneschmerz, für jenes in der seligsten Kraft aufstrebende Sehnen, mit dem ich mich nun emporhob, um das himmlische Bild, dessen Gestalt jetzt auf einmal wie ein zuckender Strahl der Wonne zu mir niederfuhr, ganz und ewig zu umfassen! Es war, als schlüge mein selig sterbendes Herz zum letztenmal im Busen, und doch, als spränge dort im Schauder unbekannter Himmelslust eine neue Ader des erquicklichsten Lebens auf. Aber, ach, dieser schnellver-

nichtende süße Augenblick tödtete auch meinen Traum! Mit ausgebreiteten Armen erwachte ich, als man die Thüre meines Schlafzimmers leise öffnete, durch die meine Kammerfrau auf den Zehen hereinschlich. Sie trug ein kleines rundes Körbchen aus Schilf geflochten, dessen Rand mit weißen Rosen ausgelegt war. Mitten drin stand eine blendend weiße Lilie, ringsum von Granatblüthen dicht umgeben. So wie Camilla bemerkte, daß ich erwacht war, überreichte sie mir das Körbchen. Eben hatte es ein kleiner Knabe, welcher leise das Vorzimmer geöffnet, schweigend in ihre Hand gegeben und war schnell verschwunden. Mein Name, zierlich aus buntem türkischen Grase geflochten, lag oben auf den Blumen. Die Kammerfrau war über die Erscheinung erstaunt, da sie den Knaben so schön geschmückt sah. Er trug eine allerliebste Larve vor dem Gesicht und an den Schultern kleine Flügel. Ich sandte sie sogleich fort, um ihn wo möglich noch zu ereilen, aber vergebens! Keine Seele, außer ihr, hatte ihn im Schlosse erblickt. Ich schickte sie zur Wache; diese hatte wirklich einen solchen Knaben beim Anbruche der Morgendämmrung eingelassen, ohne ihn zu befragen, da er dem Hofe anzugehören und ein festliches Geschenk zu tragen schien. Zum Schlosse heraus war er aber noch nicht wieder, und ich sann eben darüber nach, was ich thun wollte, als mir Camilla ein Versehen entdeckte, welches heute frühe bei der hintern Gartenwache vorgekommen war, und wodurch es uns wahrscheinlich wurde, daß der kleine Genius sich längst durch den Park geflüchtet habe. Der Herzog ahndet militärische Fehler sehr strenge; ich hätte einen Menschen unglücklich gemacht: und so beschloß ich, die Sache, die am Ende unwichtig ist, lieber zu unterdrücken, legte also dem Mädchen Stillschweigen auf, und erbitte dies auch von Euch, meine Guten."

„Sonderbar genug ist der Vorfall!" sagte Serena, indem sie einige Besorgtheit in ihren Mienen zeigte.

„Und am seltsamsten dabei ist das, fuhr die Prinzessin freundlicher fort, daß ein so hübsches Geschenk mich gerade aus einem so hübschen Traume wecken muß! Aber man darf nicht Alles untersucht und klar gemacht wissen wollen. Genug, die Blumen sind schön, und wer den Dank für sie einernten will, der wird sich schon melden. Ich bin dafür, daß wir die Sache vergessen. Sinne nicht so sehr darüber nach, Eulalia!"

„Hier in Tempe, sagte diese, ist kein solcher Knabe. Aber übrigens verstehe ich Etwas von der Blumensprache. Die Lilie ist eine reine königliche Jungfrau; die zudringlichen Granatblüthen rufen ihr irgendwoher feurig zu: „Ich brenne für dich!" Die weißen Rosen setzen empfindsam dazu: „In allerreinster Liebe!" Und der ganze Rosenkranz, ja selbst das runde Körbchen, rufen noch aus zwei kreisförmigen Mäulchen auf einmal hinterher: „Ewig, ewig!" — Ei, ei, da hätten wir ja eine völlige Liebeserklärung!"

„Du bist nicht klug!" sagte jetzt die still aufmerkende Isidora lächelnd und zerstreut.

„Ich weiß nicht, fuhr jene fort: warum mir bei dem geflügelten Knaben immer der kleine Guntram einfällt —"

„Was fällt Dir heute nicht alles ein!" sprach Isidora in merklicher Bewegung, während sie das erröthende Gesicht abwandte.

„Wir sollten es doch dem Herzoge sagen, fing jene wieder an, — zwar, das soll ja nun einmal nicht geschehen? — Aber Dagobert müssen wir tüchtig auf den Zahn fühlen! —"

„Dagobert?" rief die Prinzessin in der höchsten Spannung.

„Ich meine nur so! fuhr Eulalia fort, und wandte sich zu Serenen: Oder glauben Sie, daß der Knabe etwa gar der kleine Amor in eigener Person gewesen sei? Aber ich schließe so: (sie kniete wieder vor die glühende Isidora hin,) Guntram ist ein Diener und Anhängsel von Dagobert. Dagobert will zwar weder ein Diener, noch Anhängsel, noch Kenner des Hofes von Straland sein, aber wer

kann das so eigentlich wissen? Eins aber wissen wir Alle und könnens nicht läugnen, wenn gleich der Hof von Straland sehr ferne von hier ist; — daß nämlich dort ein gewisser liebenswürdiger Prinz leben soll, dessen geheime Bevollmächtigte —"

„Lassen Sie sie schweigen, Serena!" sagte jetzt die Prinzessin etwas empfindlich; aber ihre ganze Fassung kehrte in diesem Augenblicke zurück, und sie fuhr heiter fort, indem sie das Fräulein auf die Finger klopfte: „Du schließest so, kleine Närrin! ich aber schließe so: Eulalia sieht seit einiger Zeit in jedem losen Vogel den kleinen Amor, und ist schon längst dessen Dienerin und Anhängsel geworden. Nun wissen wir Alle und könnens nicht läugnen, daß gegenwärtig am Hofe zu Tempe ein gewisser liebenswürdiger Kammerherr lebt. Dieser hat unsern heutigen kleinen Amor für Eulalien herausgeputzt und zu ihr gesandt. Aber ein boshafter und mir ergebener Cavalier hat das Vögelchen unterwegs aufgefangen, statt ihres Namens den meinigen auf das wohlriechende Sendschreiben gelegt, und durch diesen kleinen Betrug seiner Prinzessin zu einem vortrefflichen Blumenstrauße verholfen, den ich nicht wieder herausgeben werde."

Ihr Gespräch ward durch eine Sendung der Fürstin von Oran unterbrochen, welche die Prinzessin zu sich bitten ließ. Aus einer Ladung zu so ungewöhnlicher Zeit schloß Isidora sogleich auf etwas Schlimmes; denn in Tempe war Jedermann unumschränkter Herr der Frühstunden, und man vermied alle Morgenbesuche. Wirklich theilte die Fürstin unsern Damen die traurige Nachricht mit, daß ihr Gemahl so eben die Abreise von Tempe schon auf morgen früh festgesetzt habe. Ein aus Oran eingetroffener Courier sollte ihn hierzu bestimmt haben; doch wollte er nicht über die nähern Ursachen befragt sein, die seine Gegenwart in Oran nothwendig machten. Aus der Niedergeschlagenheit der Fürstin konnte indessen ihre Freundin diese

Ursachen sehr leicht errathen, welche eigentlich keineswegs in Oran, sondern lediglich hier in Tempe zu suchen waren. Der Fürst hatte unter andern Schwächlichkeiten auch die Schwachheit, eifersüchtig zu sein, und diese Untugend artete oft mitten unter den schönsten gesellschaftlichen Verhältnissen in die ängstlichste Feigheit aus. Ob nun die bisherige freundliche Annäherung der Fürstin an unserm Dagobert es war, was ihn ängstigte, oder ob die neuliche astronomisch-galante Bemerkung, die dem Herzog in der Felsengrotte entfahren war, den bösen Samen in sein Herz gestreuet hatte? Das konnte Niemand wissen! Nur so viel erfuhren sie, daß, sobald der Herzog seine innige Trauer über die allzufrühe Trennung zu erkennen gegeben, der Fürst sogleich die Zeitfrist zur morgenden Abreise noch um zwei Stunden früher angesetzt hatte.

Man überließ sich eine Zeitlang ganz dem Schmerz über die nahe Trennung, und kam dann auf allerlei gute und leidige Aussichten in die künftige Zeit zu reden. Es schien der Fürstin großes Vergnügen zu gewähren, daß sie Eulalien in Zukunft an ihrem Hofe besitzen sollte. Die Zeit dieser Verheirathung war nicht mehr fern. Der Herzog, der die Braut „sein Töchterchen" zu nennen pflegte, hatte bereits solche Befehle gegeben, welche erwarten ließen, daß er jetzt in Rücksicht ihrer Ausstattung einen ächtfürstlichen Gebrauch von der Gewohnheit jener Benennung machen werde. Zu diesen Seligkeiten des Fräuleins fügte jetzt die Fürstin noch die Nachricht von einem unbegrenzten Urlaub, welchen sie für ihren hier zurückbleibenden Bräutigam vom Fürsten ausgewirkt hatte. Immer weicher aber ward unter diesen Verhandlungen die zärtliche Isidora, besonders als man endlich daran ging, auch den Tag von Eulaliens Abreise zu bestimmen. Das Fräulein war aus einer Gespielin der Kindheit, gleichsam in den Armen der Gebieterin, zur Hofdame herangewachsen. Sie selbst suchte jetzt die trauernde Prinzessin mit der baldigen Ankunft des Fräuleins Olympia zu trösten, welche statt ihrer unter die Zahl der Hofdamen ein-

treten sollte, und über deren hohe Liebenswürdigkeit nur Eine Stimme war. Die Fürstin kannte sie persönlich, und sagte sehr Vieles zu ihrem Lobe. Als sie bei dieser Gelegenheit auch äußerte, daß Olympia einige Zeit am Hofe zu Straland gelebt habe, machte Eulalia schnell die Bemerkung, es sei doch sonderbar, daß Dagobert, sobald er den Tag von Olympiens Ankunft erfahren, sogleich die Zeit seiner Abreise aus dieser Gegend um einige Tage früher angesetzt habe; — und doch habe er von keiner Verbindung mit ihr und dem ganzen Hofe von Straland wissen wollen. Man müsse daher nicht vergessen, Olympien über diesen hier unbekannten Herrn auszufragen.

„Sollte ich Dagobert bei unserer heutigen Abschiedscour nicht mehr sehen, sagte die Fürstin mit freundlicher Wärme zu Isidoren, so sei ihm aus dem schönsten Munde der schönste Gruß geweiht, den ein liebenswürdiger Dichter sich wünschen mag. Sage ihm, Geliebte, daß ich seiner schönen Gespräche lebenslang mit inniger Rührung gedenken, — daß ich mich hoch erfreut und geehrt fühlen werde, wenn ihn sein Reisepfad recht bald zu uns nach Oran führt.“

Die Prinzessin war so tief bewegt, daß sie nur mit einer zitternden Umarmung antworten konnte. An den Lippen der Freundin flüsterte sie leise: „Warum ist doch das ewige Wort der Erde: Scheiden! und überall und ewig: Scheiden!“

Man meldete so eben Isidoren insgeheim die Ankunft einer jungen Bäuerin. Trauernd begab sie sich nach ihren Zimmern, wo Euphrosinens süßer Blick dem Gruße des ihrigen schon entgegenschmachtete. Feierlich ergriff sie die Hand des Mädchens, und indem sie das gute Kind in ihr Kabinet zog, sagte sie mit himmlischer Weihe im Blick: „Komm, gute Seele, Du hast mir gefehlt! Komm nun, wir wollen uns erquicken!“

Unruhig, wie ein Mann, der etwas auf dem Gewissen hat, wandelte Dagobert am heutigen Abend vor seiner Felsengrotte hin und her. Laut tönte zuweilen seine Guitarre; lauter schallten die mächtigen Töne seiner Stimme hoch über die schöne Land- und Wasser-Welt hin. Alle Saiten der Seele schienen auf einmal zu erklingen im Innern des hochbewegten Mannes.

An seinem Busen lag glühend warm ein himmelblaues Busentuch Isidorens. Noch gestern spät hatte er im Sternenschimmer die süße Beute hier gefunden, mit Entzücken erkannt, sich auf ewig zugeeignet, und darauf die halbe Nacht unter göttlich schönen Träumen im frischen Walde und in Tempe's Gärten verschwärmt. Als ihm am Morgen Euphrosine sagte, sie trage Blumenstöcke nach Tempe, bat er sie in der Trunkenheit seines Herzens, dort der Prinzessin zu sagen, „es sei vor der Felsengrotte ein vergißmeinnichtblaues Tuch gefunden worden, allein der Bewohner dieser Grotte habe es bereits als sein Eigenthum angesprochen und werde dasselbe nie wieder herausgeben, möge der vorige Besitzer sein, wer er wolle, ja der Landesherr selbst!“

Nun schlug dem Kühnen das Herz. Am Nachmittage sich zur Abschiedscour zu stellen, dazu fühlte er doch keinen Muth. Auch hatte man ihn bereits zur morgenden Frühparthie eingeladen, die auf einem nahen Jagdschlosse sein sollte, bis wohin der Hof die Oranschen Herrschaften begleitete. Dort wollte er sich von der Fürstin beurlauben; aber — dort war auch Isidora! — — Und wie konnte er dem Blicke der Herrlichen gegenüber bestehen!

Die Sonne sank. Friedlicher Schatten ruhte schon über allen Thälern. Nur hier an der hohen Felsenlaube spielten noch die Strahlen des scheidenden Sonnenbildes mit dem lieblichen Dunkel der Epheuranken. Alle Bilder seines Gemüths flossen allmählig in Eins zusammen, — in den Einen, flammenden Gedanken der Liebe. Bewegungslos blieb er jetzt stehen; fest und sehnsuchtsvoll schaute sein

Blick auf das dunkle Eckfenster im Pallaste von Tempe. Sein Herz war nicht mehr in seinem Busen; dort schlug, dort lebte es!

Aber indem er auf die traurige Finsterniß jenes dem Lichte geweihten, und doch jetzt von außen so schwarzen Fensterraumes zürnte und schalt, erschien dort plötzlich eine glänzendweiße lebende Gestalt über den zierlichen Blumenscherben; sein Athem stockte; — vielleicht war sie es! Denn oft verließ die Holde das verhaßte Spiel, um geschwinde ihre Blumen zu grüßen; ja sie konnte, sie mußte es sein! — ach, sie war es, die himmlische Isidora! — Freundlich schien das königliche Haupt sich zu den duftenden Freundinnen niederzubeugen. Dann hob es sich auf dem Schwanenhalse langsam und stolz empor. Es glänzte Etwas seiner Seele entgegen, himmlisch glänzte es, wie ihr Angesicht. „O du bist es, schönes Licht meines Lebens! du hast gnädig deine Sonnen zu mir heraufgewandt. Du siehst mich; du weißt, daß mein lechzendes Auge jetzt einzig nach dir hinblickt, und gnädig entfliehest du dem Ueberseligen nicht! O sei mir tausendmal gegrüßet, schönes, elysisches Bild!"

Heftig riß er das Tuch aus seinem Busen hervor und breitete das hochwehende Zeichen in die Lüfte. Da verschwand das zarte Wesen vor der Kühnheit des furchtbaren Mannes; aber, diesem Augenblicke der zagenden Furcht folgte bald ein unendlich schönerer; denn tiefer aus jenem Dunkel leuchtete noch einmal sanfter und blasser die weiße Gestalt herauf, und — vor ihr wehte blöd' und leise ein hellblaues Friedenszeichen! Ach, er sank auf seine Kniee und rief schluchend durch die Abendlüfte hinab! „O so vergiß mein nicht, du reinste, du zärtlichste von allen Frauen!" Aber nur noch einmal wehte es dort sanft grüßend im Verschwinden, — und das Fenster ward schnell wieder zum leeren, schwarzen Raume.

Er sprang empor. — Zum lichtglühenden Seraph fühlte er sich umgeschaffen. Er sog dürstend die nächtlich heranziehenden Blumendüfte ein; er küßte brünstig die Abendwinde; sein Leben schien ihm

ewig und herrlich in sich beschlossen, und er wünschte jetzt lusttrunken hinabzutaumeln in die blaue Fluth, die unter ihm süßfunkelnd aufwallte. Dann überfiel ihn wieder die Schwermuth der Lust! Er blickte angstvoll über sich in die sapphirne Tiefe des Himmels und seufzte zitternd aus voller Brust.

„O du, rief er zuletzt und breitete die Arme nach den südlichen Himmelsgegenden aus: Du, der jetzt in Stralands Orangengärten wandelt und träumt! — du, den ich Freund, ja Bruder nennen darf, — verzeih, dem Betrüger! Du liebst ihn ja, den Unwürdigen, du liebst ihn, wie das Kleinod deines eignen erhabnen Lebens! — Ach, dein großes Herz fehlt mir zu diesem Abend!"

Silberlichter des kommenden Mondes schossen jetzt hinter Dagoberts Felsen hervor und neben dem Staunenden vorüber in die fernsten Spiegel des Wallersees hinab. Ueber der Fluth bildeten sich feine Nebeldämpfe mit diamantenen Spiellichtern, und im Schatten der Thäler sprangen, vom Monde geweckt, die bleichen Riesenbilder des Nachtschimmers empor. Aber aus dem nahen Würzgärtchen klang jetzt das fromme Abendlied der sanften Euphrosine leise herüber.

Dagobert ergriff das Saitenspiel und klomm höher die Felsen hinan, zur festlicheren Weihe der freien Nacht in den Höhen.

Kaum begrüßte die Lerche den reinen Morgenhimmel, als schon das Schmettern der Posthörner die Abfahrt des Hofes verkündigte.

Das Herzogliche Jagdschloß war nur eine halbe Stunde von Tempe entfernt und lag mitten im Walde des großen Thiergartens auf einer schönen Höhe. Die Umgebungen desselben bestanden theils aus uralten Anlagen von ungeheuren Bäumen, theils aus neuangelegten lustig blühenden Buschpartbien. Der Saal, in welchem man das Frühstück nahm, war mit vortrefflichen Jagdgemälden geziert, und zu seinen Fenstern reichten blühende Sommergewächse ihre Blu=

menzweige vielarmig herein. Da das Schloß ein Lieblingsaufenthalt des Herzogs war, so fehlte es hier nicht an Verzierungen, bequemen Unterhaltungsmitteln und anmuthigen Beiwerken aller Art. Zunächst um das Schloß her war die Fasanerie angelegt, worin sich auch die schönsten und größten Arten von anderm Hausgeflügel befanden. Eine Menge Truthühner durchschwärmte den Wald. Viel ganz gezähmtes Wild lief in und außer dem Schloß umher, und alle Singvögel erfreuten sich in diesem Bezirk einer unverletzlichen Freistätte.

Isidora hatte hier der Fürstin so manchen ihrer gefiederten und vierfüßigen Bekannten vorzustellen, daß beide unsern Dagobert erst im Saale grüßen konnten, wo sie ihn mit dem Herzog und dem Fürsten in tiefer Betrachtung eines alten Wandgemäldes vom heiligen Hubertus fanden. Es war ein ängstlicher Augenblick. Der verwegne Mann wagte es, das süße, zagende Mädchen ganz ins Auge zu fassen; doch schnell sank sein kühner Blick vor der Hocherrötheten demüthig zu Boden. Sie lächelte nur schmerzlich und hatte nicht den Muth, aufzublicken. Sobald sie neben ihm vor dem Bilde stand, ward es besser; doch ihre Herzen schlugen hörbar. Aber das Bild des Heiligen, der, von einer fürchterlichen Kuppel Hunde umringt, fromm und friedlich da stand, war Isidoren seit Dagoberts Erzählung ein ganz neuer Gegenstand geworden, dessen Betrachtung beide sich jetzt ganz überließen.

„So schön, wie heute, fand ich es hier noch nie; sagte sie nach einiger Zeit sanft und melodisch: Sind wir nicht mitten in der Hubertushege? Grünen nicht die Buchenbäume; — o, Dagobert, blühen nicht die Waldblumen noch eben so herrlich, wie in jener heiligen Zeit, nach welcher mich eine brennende Sehnsucht ewig hinzieht? Und scheinen nicht die Vögel und das Wild dieser friedlichen Haine noch eben so fromm und zahm, als wäre der Heilige auch heute, wie damals ihr milder Beschützer? Ja, mir ist so wohl vor dieser guten Gestalt; — mir ist, als blickte sie jetzt freundlich auf uns nieder!“

„Ja, er lächelt, der Verklärte, fiel Dagobert entzückt ein, er lächelt, jetzt, da jenes auserkohrene Kind der Heiligen, jene fromme Maria, auch heute wieder in der Enkelin, — so unschuldig und reines Herzens, wie sie, — verjüngt vor sein Bildniß hintritt.“

„Ach nein! So ist es nicht!“ hauchte die demüthige Isidora mit fromm kindlichem Schmerz hervor.

„O dürfte ich jetzt knieen! fuhr ihr Freund fort, indem er einen geheimen Moment haschte: Und ach, dürfte ich sterben, — wenn das reinste aller Herzen dem gestrigen Glücke des armen Dieners zürnt, der ewig treu zu sein wünscht und schwört, wie jener treue Medorus war.“

„Ich sollte es zurückfordern — flüsterte die Glühende, aber nein —“

Eben nahte die Fürstin wieder, und man unterhielt sich von neuem über das Hubertusbild. Der Herzog fand sein Gemüth immer lieblicher von jener alten Geschichte angezogen und beschloß jetzt, an jedem Jahrestage des Heiligen, hier ein frohes Fest zu feiern. Zum ersten, in diesem Jahre bevorstehenden, wurde sogleich der fürstliche Jäger von Oran feierlichst eingeladen.

Allzufrühe für unsere zärtlichen Freundinnen fuhren die Reisewagen vor. Die Trennung ward ihnen schwer; denn die Fürstin ging nicht blos dem alten, sondern einem durch die unschuldige Lust in Tempe noch trüber gewordenen Schicksale entgegen. Isidora wußte und fühlte dieß, und ihr eignes Herz lebte seit kurzem zum erstenmal nicht in vollem Frieden mit sich. Ihre süßgeängstigte Jugend schmiegte sich bei der Trennung fest an die Geliebte und wollte sie nicht lassen. Und als die Fürstin noch im Abfahren sich aus dem Wagen bog und schmerzlich nach ihr blickte, da ward es dem zarten Herzen zu viel. Sie blieb mit verschränkten Armen bewegungslos stehen und sah

lange starr in die Gegend hinaus, in welcher die Wagen verschwunden waren.

Der Herzog begleitete die Gäste bis zur ersten Station, und Isidora wollte mit dem Hofe seine Zurückkunft hier erwarten. Die Damen ließen sich auf die unter den Bäumen befindlichen Moosbänke nieder und hofften lange vergebens auf die Theilnahme ihrer Gebieterin an der Unterhaltung. Sie schwebte endlich langsam herzu, aber die Oberhofmeisterin glaubte über das schöne verweinte Antlitz mit gehörigem Anstand erschrecken zu müssen. „Wie werden Ihre Durchlaucht größere Schmerzen ertragen, sagte sie mit vieler Würde, wenn das Gemüth bei der Unbehaglichkeit einer kleinen Trennung schon solcher Eindrücke fähig ist?“

„Ich will ja mit Freuden Unrecht haben!“ sagte Isidora bittend und nahm Serena's Hand an ihr Herz.

„Es ist wahr, versetzte diese, daß die Fürstin bei uns so heiter und himmlisch froh war, wie sie nun wohl lange nicht wieder sein wird, — die Arme! Aber wir alle wissen ja auch, mit welcher frommen Liebe ihr friedebeglücktes Gemüth jeden gemeinen Zwang und Druck der Verhältnisse zu ihrem freien Willen zu erheben und umzuzaubern vermag.“

„Sie ist eine treffliche, musterhafte Fürstin; fuhr die Oberhofmeisterin fort: Sie hat besonders eine Regel in ihrer Gewalt, auf welche ich viel halte, die ich vor Zeiten von einem holländischen Grafen gelernt habe, und die zugleich meinen ganzen lateinischen Sprachreichthum ausmacht. Sie heißt: minus gaudebis, minus dolebis. — Was meinen Sie, Herr von Dagobert?“

Dagobert, welcher dieß erklären mußte, gab einen entschiedenen Abscheu vor dieser Regel zu erkennen. „Aber Ihre Excellenz haben vollkommen Recht! setzte er dazu: Es ist die wahre und ächtphilosophische Warnungstafel, welche auf den blos vornehmen Höhen der

Menschheit stehen und dort die arme nach Wahrheit und Leben dürstende Seele schützen und fühllos machen muß."

Mit diesem Nachsatze war die Excellenz schon zufrieden. Denn Niemand ist gegen alles wahrhaft geistige Raisonniren duldsamer, als Hofleute, sobald man ihnen in ihrer Hauptsache, der äußern Form, Recht gibt. Die Wahrheit der Sache selbst muß nur immer ein unbedeutendes Nebenwerk bleiben. Und so ist es auch in der Ordnung. Daß aber jenes Sprüchlein, aus einem höhern Gesichtspunkt, als dem der bloßen Lebensklugheit betrachtet, sich auf das vollständigste rechtfertigen lasse, davon ahnete der guten Dame nichts, und Dagobert war entweder in seiner jetzigen leidenschaftlichen Stimmung für diese Ansicht des Weisen weniger empfänglich, oder fand es sonst nicht nöthig und rathsam, ihrer zu erwähnen. Aber Isidora sagte wehmüthig: „Lieber sollt Ihr uns gemein schelten, statt daß Ihr uns endlich auch die Thränen nehmt!"

„O nicht so tragisch, meine Allerbeste! rief Eulalia: Aber freilich, — sobald wir die Verhältnisse der Fürstin betrachten, muß es uns höchst tragisch vorkommen, daß das Schicksal ein so zärtliches, reines, wahrhaft schönes Herz an einen so starren feuerspeienden Eisberg, den es einst in seiner Freiheit schon verabscheute, auf ewig festschmieden konnte!"

„In solchen Fällen, erwiederte die Oberhofmeisterin, lassen wir uns nur gar zu leicht, vermöge unsers Wohlwollens für den besseren und zarteren Theil, weit mehr gegen den andern einnehmen, als die Gerechtigkeit erlaubt; und für den, welchen wir einmal lieben, überspannen wir überhaupt gern unsre Forderungen an das Glück. Es bleibt doch immer wahr, daß im Bewußtsein frommer Unterwerfung unter den elterlichen Willen, und in dem schönen Gefühl „das Segen bringende Opfer für Tausende zu sein" ein tiefer, unerschöpflicher Quell der Zufriedenheit verborgen liegt, dessen Labung recht eigentlich für gute Fürstinnen rinnt, wenn sie nur mit friedlicher Seele erst

einmal die rechte Achtung für das Große und Unabänderliche gewinnen konnten.“

Eben ließ ein alter Hofbedienter, der die Gewohnheit der Oberhofmeisterin kannte, einige Spieltische herbeischaffen. „Ich glaube schwerlich, daß Ihre Durchlaucht hier spielen wollen,“ sagte sie mit zweifelhaftem Frageton.

„Lassen Sie sich durch mich nicht abhalten, meine Damen,“ antwortete Isidora zerstreut.

„O nein, thut weg! rief die Oberhofmeisterin: Es ist so schön hier! — Kommen Sie, Gräfin, wir machen einen Gang durch die Allee.“

Sobald die Oberhofmeisterin einen „Gang machen“ wollte, zeigte dieß immer nur, daß ihr Verstand fürchtete, aus seiner ewigen Fassung zu kommen. Nach ihrer Entfernung sagte die Prinzessin: „Ich konnt' ihr dießmal nicht helfen. Ihr wißt, wie oft ich dem ewigen Spielgeiste zu Gefallen lebe: aber heute, und hier: — nein, das war zu viel verlangt! Dagobert, Sie sollen jetzt am Hofe der beste Spieler sein; sagen Sie uns Ihre Gedanken über das Spiel. Aber ich bitte, etwas Tröstliches! Sagen Sie mir, werden die Kartenspiele ewig dauern?“

„Man könnte dieß wohl mit Recht bezweifeln, meinte Dagobert, da seit zwanzig Jahren bekanntlich bei den Franzosen die Lust am Kartenspiel, als Unterhaltungsmittel für die eigentlichen gebildeten Zirkel betrachtet, so merklich abgenommen hat, daß man während der letzten zehn Jahre diese auffallende Abnahme auch selbst in unsern deutschen, aller politischen Klagen ungeachtet, äffischer als jemals gesinnten Gesellschaften, schon häufig genug wahrnimmt. Da nun, allen Nachrichten zufolge, eine so merkliche Abnahme im Ganzen vorher noch nie Statt gefunden hat, so ist dieselbe allerdings ein denkwürdiger Umstand, woraus man wohl auf die allmählige radikale Ausrottung der Gesellschaftskartenspiele schließen darf, die ohnehin durch

Zunahme der wahren Bildung des menschlichen Geistes sicher und einzig bewirkt werden muß. Allein, welche hindernde Umstände können noch dazwischen treten; und wie weit mag es noch bis zu diesem Ziele sein!"

„Aber Ihre Gedanken über das Kartenspiel selbst, wie es in großen Zirkeln herrscht, wünschte ich zu wissen," sagte die Prinzessin ferner.

„Ich soll also freimüthig sein? lächelte Dagobert und sah voll Mitleiden nach den spazierenden Damen hinaus: Gut, ich will daher vorerst die Frage meiner Gebieterin näher bestimmen. Es ist hier nicht von jener personificirten ewigen Sehnsucht nach dem Tod der Zeit, nicht von jener ewig trägen Geistesarmuth die Rede, welche sich auf eine Lhombrepartbie ordentlich invitirt oder am dritten Orte zusammenfindet, um sich einmal „eine Güte zu thun," um recht angenehm „unterhalten zu werden," zu gewinnen, den Andern einmal recht gründlich in den Sack zu stecken, sich im Lhombre zu üben u. s. w. Auch ist nicht die Rede von Spielern von Profession. Auch nicht von jenen selten gewordenen Spielpartien weichgeschaffner Fürsten, die „großmüthig" jeden Tag im Jahre eine gewisse Summe an diesen oder jenen armen Kammerjunker zu verlieren pflegen, der dreizehn Kinder hat und forthin unmöglich eine andere nochmalige Besoldungszulage erhalten kann, als eine solche. Wollte ich von diesen und vielen andern Spielarten des Spiels reden, so würde ich Ihre Durchlaucht zur Verzweiflung bringen. Solchen Privatspielern kann man über ihre Neigung wenig sagen. Der Mensch ist nur glücklich, in sofern er spielt. Ist es nun mit einem menschlichen Geiste so weit gekommen, daß er kein höheres, schöneres und reizenderes Spiel mehr kennt, sucht und vermag, als das mit Karten, — gut so muß er sich eben zum Lhombre, oder zum Whist, oder gar zum Boston, oder gar zu noch etwas Kleinerem niedersetzen!"

„Das ist aber doch entsetzlich, Dagobert! rief die kleine Eulalia

halb zornig: Wissen Sie wohl, daß ich auch, und zuweilen gar nicht ungern, spiele?"

„Laß ihn doch!" lachte die Prinzessin, mit freundlichen Seitenblicken auf einige Damen und Herren.

„Uebrigens, fuhr Dagobert fort, kann ja jener träge Spiellustige ein recht guter Mann, — jener Fürst kann ein Muster von Trefflichkeit sein, so lange er nur durch seine tägliche Spende keinem Würdigern Etwas vergibt. Interessant aber wird uns Keiner dieser Beiden werden, sondern nur der Dritte, — der Spieler von Profession, dessen Leidenschaft, wenn sie ins Große geht, allerdings das menschliche Erstaunen zu erregen vermag und dadurch bei dem Kartenspiele die Eigenschaft der Nichtswürdigkeit aufhebt. Befänden sich nun solche Menschen etwa nicht wohl bei ihrer Neigung und fragten mich um Rath, so würde ich statt des Kartenspiels, unmaßgeblich, den jungen Männern z. B. das Kegelspiel, — den Damen und Herren zusammen, und insbesondere jungen bildenden Künstlern, das vortreffliche und wohlthätige Billard oder andere Kunstspiele, — alten Leuten, die nicht schlafen können, und Kindern, deren allzulebhafte Phantasie durch Stillsitzen, gelindes Nachdenken und Anfertigen kleiner Plane gezügelt werden soll, allenfalls das weitläuftigere, langweiligere und oft so schön verwickelte Einerlei des Schachspiels, empfehlen. Aber ich komme nun zu dem Gegenstande, von welchem eigentlich die Rede ist: zu dem sogenannten nothwendigen Kartenspiel in den sogenannten gebildeten Zirkeln der sogenannten großen Welt. Der Müßiggang hat es mit der Langeweile erzeugt; die Furcht hat es zu jener Riesengröße erzogen, und, mit dem Köstlichsten der Menschheit, bis zu jener unbeholfenen Breitleibigkeit genährt, hinter welcher sie selbst sich nun so behaglich versteckt und noch so lange verstecken wird, bis es dem geistreichen Freimuth gelingt, sie sammt ihrem läppischen Ungeheuer zu verscheuchen."

„Ich bitte mir's aus, lieber Lierry, fiel Eulalia wieder ein, daß

Sie diesen kühnen Menschen widerlegen, der so eigenmächtig über das zu entscheiden wagt, was der Menschheit überhaupt ziemt und Noth thut!"

Der Kammerherr nahm sich zusammen. „Da nur der ganz poetische Mensch, sagte er, das allerhöchste Spiel, welches im völlig freien Walten der Phantasie besteht, spielen kann, gleichwohl aber die nothwendig weit größere Anzahl solcher Menschen, die, in den Kombinationen des gewöhnlichen Lebens befangen, sich über dieselben nicht selbstständig, sondern nur an der Hand eines Andern, — des Dichters, — emporheben können, auch zu Zeiten spielen, das heißt, Zwecke, die ihnen nicht durch das Bedürfniß der sinnlichen Umgebungen aufgedrungen werden, sondern die sie sich mit freier Willkür selbst gesetzt haben, verfolgen soll: so kann dies fast nicht anders geschehen, als indem man solche Zwecke in jenen, aus den einfachsten Elementen der Sinnenwelt, wie sie sich unserm Gemüthe darstellt, nämlich aus den Zahlenverhältnissen, hergenommenen Combinationen selbst sucht. Und, da fast alle Menschen den Hang fühlen, wenigstens einen Theil ihrer minderwichtigen Angelegenheiten dem zur Entscheidung zu überlassen, was sie Zufall nennen, und worin sie eben dadurch eine höhere Macht schon anerkennen: so wird die erste Combination des Spiels diesem Zufall überlassen, wodurch auch hier die poetische Natur des Menschen gleichsam ihren Repräsentanten erhält. Aber diese erste Combination kann durch die freie Thätigkeit der Spielenden besser oder schlechter benutzt und dem vorgesetzten Ziele entgegengeführt, oder doch näher gebracht werden. In allem Diesem ist das Wesen des Spieles an und für sich vollkommen erschöpft, und dies kann schwerlich auf eine dem allgemeinen Bedürfnisse mehr entsprechende Art geschehen, als durch die Kartenblätter, die nicht allein in den Combinationen selbst, sondern auch schon in der Art zu kombiniren, eine so große Mannichfaltigkeit darbieten, daß schon die Wahl zwischen allen bereits erfundenen Spielen einem völlig frei und selbstständig aufge-

stellten Zwecke sehr nahe kommt; zu geschweigen, daß es einem mit den Arten des Kartenspiels genau bekannten Rechnungsgeiste gar nicht schwer werden kann, nach Belieben neue Spiele zu erfinden. Hieraus läßt sich schon ungefähr begreifen, daß, so lange unser gesellschaftliches Leben keine totale Revolution erfährt, das Kartenspiel in den größern Vereinigungen nicht aufhören wird, kann und darf!"

„Vortrefflich! lächelte Dagobert: Nur lassen sich zwischen den von Ihnen angenommenen beiden Extremen, nämlich zwischen der Poesie und den Kartenblättern, noch ganz andere frei und selbstständig aufgestellte Zwecke auffinden —"

„Ganz und gar nicht! rief Eulalia: Und wie käme es denn, daß so viele liebe und scharmante Menschen gern ihr Spielchen machen, wenn es etwas Besseres gäbe?"

„Die Welt, fuhr Dagobert fort, ist voller Geist und Klugheit, Der Einzelne ist es nicht; — und doch soll er keineswegs bloß seinen Antheil an ihrer Bildung **nehmen**, sondern auch sein eignes Scherflein zu derselben **beitragen**. Beides muß durch das Spiel gesellschaftlicher Unterhaltung geschehen. Nun mag der junge Weltmann gern müßig sein. Er sucht also die Gesellschaft; ja er ist genöthigt, ihr beizuwohnen. Dort heißt man ihn willkommen, und die ewig unterhaltungslustigen Frauen, (die so selten das Spiel lieben,) machen freundlich sogleich Miene, ihn zu unterhalten. Aber, man prätendirt auch, daß Er unterhalte; — das ist beschwerlich. Er soll im äußern Betragen zeigen, was er im Innern ist und vermag; — das ist schon erschrecklich. Man beobachtet ihn und scheint aus seinem Betragen auf der Stelle Schlüsse machen zu wollen; — das ist nun gar entsetzlich! er sucht zu entkommen; — man hält ihn nicht; — in allen Fenstern und an den Wänden herum findet er ja schon seinesgleichen schüchtern da stehen und warten, ob nicht bald die Erlösung von der schrecklichen Langeweile nahen will? Aber, indem er zu den Brüdern

tritt, geht eben die Karte herum; die Blöden und Faulen verlassen schnell ihre Schlupfwinkel: die Frauen müssen sich größtentheils auch zum Spiel entschließen, da keine bessern Aussichten vorhanden sind; man setzt sich, und scheint neu aufzuleben. Seine eigne Lage dünkt ihm nun bedenklicher zu werden. Er blickt fragend in der übrigen Gesellschaft umher, und von allen Seiten erhält er eben so fragende Blicke zur Antwort zurück. Jüngling, rette dich dort an den Theetisch zu jenen lieblichen Mädchen! Wirklich tritt er hinzu und wird nochmals gütig empfangen. Aber ein berühmter Mann treibt dort sein Wesen; er erzählt ihnen eine für unsern Neuling gerade gar nicht interessante Geschichte, und fixirt diesen während derselben ein paarmal. Das genirt. — „Ei, denkt er jetzt und betrachtet die Spieltische in gemüthlicher Ruhe; ich hätte doch das Spielen nicht verreden sollen! Ich hatte einen so hübschen Anfang gemacht, — und — seht doch, wie glücklich sind auf einmal alle diese Menschen! Wie grimmig darf dort der Gelbschnabel von Lieutenant nun selbst dem Minister zurufen: ich passe! als wäre er seines Gleichen! Und wie nachläßig und frei blickt er jetzt gar der vorübergehenden Prinzessin ins Auge! Die Prinzessin selbst redet leiser; denn bei jedem lauten Worte fahren wüthende Gesichter, als wären sie im tiefsten Nachdenken begriffen, — gröblich starrend herum; ja manche thun das auch absichtlich und verlangen noch obendrein, ihre Kinderpossen in heiliger Ruhe und unverbrüchlicher Stille zu treiben. Auch haben sie das Recht dazu; denn die Spieltische sind ja die Hauptsache und dürfen nicht gestört werden! Wie barsch behauptet jener Hofjunker dem göttlichen Dichter, vor dessen bloßem Anblick er sonst beständig zittert, nun ins Angesicht: Nein, ich bekomme Viere! Er hat das größte Recht in den Händen! Und wie höflich bittet ihn jetzt der unsterbliche Koloß um Verzeihung wegen seines dummen Irrthums. Wunderseliger Hofjunker! Wer an deiner Stelle säße! Aber, wirft sich nicht am Ende der Minister weg? und noch mehr der geistvolle Graf? und

noch mehr der große Dichter, der außerdem auch miserabel spielt? Nein, nein, bald hätt' ich mich geirrt! Sie haben ihre guten Ursachen zum Spielen. Minister und Graf fürchten sich ein bischen vor jenem berühmten Manne, und der Dichter ebenfalls, und außer jenem graut ihm noch vor einem halben Dutzend fremder Gecken, mich ungerechnet, die alle schlechterdings heute noch seine Bekanntschaft machen wollen. Da müßten diese hohen Drei nothgedrungen der Gesellschaft ein Stück von ihren staatsklugen, weltweisen und schönen Seelen zum Besten geben; — und das Extemporiren ist nicht nur beschwerlich, sondern auch verdammt schwer! Sie können es ja viel bequemer haben, — es heißt dann: „Sie haben eben gespielt, und man hat ihrem Ruhme durch Aufhaschung einer albernen Antwort dermalen nichts anhaben können." Doch halt: Eben hat der berühmte Mann seine Geschäfte geendigt und wendet sich wirklich zu unserm Träumer, der einigemal dazu gelächelt hat, mit einer Frage, die ihn ein wenig in Verlegenheit setzt. Doch hilft er sich so gut als möglich, und die Damen, die ihn in Rücksicht des Spiels schon für gerettet halten, unterstützen ihn mit größter Zartheit und trocknen gleichsam seinem Geiste den jungfräulichen Angstschweiß des ersten Unterhaltungsexamens liebevoll ab. O ihr göttlichen Seelen, wie wohl thut ihm das! Er wagt sich mit ein Paar Worten heraus; — es wird gehen! Man schlägt ein gesellschaftliches Spiel vor; das ist nun wieder hart! Da gibt es zwar süße Blicke, zärtliche Aeußerungen, vielleicht, wenn der Zirkel gemischt ist, noch etwas mehr; aber, da muß ein Mensch auch kluge Antworten aus dem Stegreife geben, sich mit liebenswürdiger Feinheit aus den Schlingen der List und Galanterie loswickeln, ganze Geschichten erzählen, Verse machen, deklamiren, — kurz, er soll schon wieder extemporiren; — und das ist schwer! Schon geht er wankend, ach, auf einen Spieltisch zu! Doch, dort begegnet ihm seine holde Schwester, die ihn bisher nicht aus den Augen ließ und sein ganzes Herz kennt. An ihrem Arme schwebt eine schöne Freundin,

der sie den Bruder vorstellen will. Das geschieht, und er findet sich gerührt von der heitern Aufnahme. Das liebe Mädchen ermuntert ihn, an ihrem Spiel um so eher Theil zu nehmen, da jener berühmte Mann das Ganze desselben einzurichten versprochen habe. Welch ein neuer Donnerschlag für den Schüchternen! Sie und die Schwester wollen fortfahren, ihn zu bereden, da wird ihnen zum Unglück ein anderer Herr präsentirt, den sie eben so freundlich empfangen müssen, wie ihn. Während dessen schielt er nach einem nahen Spieltische. In diesem Augenblicke hält ihm dort sein älterer Bruder heimlich seine Karte vor die Augen, damit er über die Größe seines in der Hand habenden Solo's erschrecken soll. Er fühlt mit Behagen, daß man schon durch das bloße Zusehen an einem Spieltische bald unabhängig von der übrigen Gesellschaft wird. „Bruder!" flüsterte ihm die Schwester noch sanft und flehend zu. „Wahrhaftig, seltene Blätter!" spricht er laut zu seinem Bruder, um der Schwester nicht antworten zu dürfen. „Warum spielen Sie nicht, Herr von N.?" sagt der Wirth. „Eben suche ich noch einen dritten Mann!" ruft endlich die Tochter vom Hause und reicht ihm wehmüthig die Karte. „Ich bin ein Anfänger!" zischelt er noch verschämt, — aber: „Es wird schon gehen!" rufen ihm die zwei neuen Interessenten tröstend entgegen. Und wirklich geht es vortrefflich, da der größte Dummkopf weit öfter der klügste und beste, als der schlechteste Kartenspieler sein wird. Dort sitzt er nun, — fühlt Muth, Rettung und Sicherheit in allen Adern, — befiehlt seine Tasse Thee, — schaut so trotziglich umher, wie Einer, — findet sich bald ganz an seinem Platze, und ist nun für jede folgende Gesellschaft ewig eingemachter Mann! Befehlen Ihre Durchlaucht jetzt, ehe ich weiter gehe, zum Gegenstück auch die Verführungsgeschichte einer Dame zu hören?"

„Eine solche wird sich zum Glück viel seltner begeben," sagte die Prinzessin.

„Und wird immer weit mehr dem Schicksal der Frauen, das

heißt dem männlichen Geschlechte, als der Schuld des Weibes zuzurechnen seyn," setzte Dagobert dazu.

„Alles gut, alles schön! sagte Eulalia. Aber wie wollen Sie denn das Kartenspiel ausrotten? Wie sollen z. B. alte Leute —"

„O dies wäre nun das Leichteste! fiel Serena ein: Man dürfte es nur an den Höfen für unschicklich anerkennen, daß Jemand vor dem dreißigsten Lebensjahre spiele. Wie bald würden die Spieler und Spielerinnen aussterben, da sich nun die jungen Leute an geistreiche Spiele gewöhnen müßten!"

„Sie kommt schon wieder!" rief Eulalia erschrocken, als die Oberhofmeisterin sich sehen ließ.

„Ich denke, wir knüpfen unser voriges Gespräch wieder an, sagte Isidora sanft: Denn wer den Schmerz zu besiegen wünscht, der muß ihn nicht fliehen."

Man kam also wieder auf die Lage der Fürstin von Oran zu reden. Der zärtliche Kammerherr meinte: „So lange das Altarfeuer der Politik noch eben so hoch verehrt und so grausam mit dem Köstlichsten genährt wird, wie einst die Opferflammen der griechischen Götter, so lange wird es auch noch Iphigenien geben, die sich willig dem Staate hinopfern. Ob das Gefühl der Vaterlandsliebe allein alle Selbstsucht besiegt, — ob es einen Ersatz für das Unersetzliche leistet, — oder ob eine von der Gottheit unmittelbar eingegebene Idee den Menschen so groß macht, daß er auf die Privilegien und Gesetze der reinsten Natur mit hohem sittlich freiem Willen zu verzichten Kraft fühlt: — das wage ich nicht zu entscheiden. Aber Eins fühle ich tiefer als je: daß nämlich alle glücklich Vermählten, alle selig Liebenden durch tägliche fromme Gebete bemüht sein sollten, das Schicksal jener schrecklichen Prüfungen von den Häuptern der Fürstenkinder abzuwenden. Dies schöne Geschäft eignet sich für uns, meine theure Eulalia, für uns vor tausend Andern; — und, o welche treue Unterthanen wollen wir sein!" Es blühte während der letzten Worte des

gutherzigen Mannes ein frommes Lächeln in seinem Antlitz auf, wovon selbst die Oberhofmeisterin sich so gerührt fand, daß sie ihm die Hand reichte.

„Uebrigens, sagte sie nach einiger Zeit, will ich nicht behaupten, daß der Mensch da, wo er keine Neigung fühlt, sich selbst eine Neigung zu geben vermöge; aber so viel bleibt doch wahr, daß er oft nur blind wählen, oft in seinen Neigungen irren muß."

„Niemals, gnädige Frau!" sagte Dagobert fest.

„Sie versprachen neulich, fiel der Kammerherr ein, uns aus Ihren Manuskripten mit einem Beispiele von der Untrüglichkeit des sogenannten Instinkts der Liebe zu unterhalten."

„Ich habe die Geschichte mitgenommen, sagte Dagobert, und bitte nachher vielleicht um ein gnädiges Gehör, da die Zurückkunft des Herzogs sich noch verzögern wird."

„O schön, Dagobert! rief Isidora in merklicher Spannung: Aber erst erklären Sie sich über Ihr vorheriges „Niemals," welches die Oberhofmeisterin mit Recht zu belächeln schien."

„Der Mensch hat ja sein Gewissen, wandte sich Dagobert wieder zur Oberhofmeisterin, oder soll ich sagen, sein Gemüth? — Das Gewissen ist die leise, aber ewig untrügliche Stimme jenes himmlischen Führers im Menschen, der ihm die barmherzige Gottheit für seine kleine Erdenwallfahrt mitgab. Es ist unser einziger wahrer irdischer Gott, und — so wie diese uns umgebenden herrlichen Bäume und Blüthenbüsche nach jedem Winter neuergrünend unsre äußern Sinne wieder laben, so erquicklich wird nach jeder Sturm- und Leidenszeit der Trost des Gewissens von neuem in uns aufblühen. Wie sollte denn aber das Gewissen einzig nur bei diesem heiligsten aller Triebe aufhören, uns vor jeder Täuschung zu schützen, so lange wir auf seine leisen Töne hören und reines Herzens sind? Das Ideal unsrer Liebe steht, von Gott erbaut, in uns da. Sobald wir nun eine vollkommen reine und freudige Sehnsucht fühlen, — nämlich eine Sehnsucht

nach Vereinigung, bei welcher das Gewissen in gänzlichem Schweigen ruht, — sogleich weissagt uns nicht allein diese Sehnsucht eine volle ewige Befriedigung, sondern selbst die Gegenliebe ist auch schon wirklich vorhanden im Gemüthe des geliebten Gegenstandes. Dieser Gegenstand komme zu uns über Berge und Meere, — sein Wegweiser heißt Gott, — und die Ziffern seiner Beglaubigungsschrift stehen in unserm Gefühl."

„Ich habe gegen diese Sätze wenig einzuwenden, sagte die Oberhofmeisterin: Aber, passen sie für unsre Welt? Gewiß, es würden, wenn man sie praktisch machen wollte, entweder die seltsamsten Bündnisse, oder gar nur höchst selten eine Ehe geschlossen werden."

„Und nie eine unglückliche!" rief die Prinzessin schnell und erröthete leise über ihre Wärme.

„Wozu auch all dieser menschliche Aufwand an Menschen, fuhr Dagobert fort, wenn doch nur ein so unsäglich kleiner Theil von ihnen seine Bestimmung, das Glück, finden soll? Wer wagt es, über die Frage zu entscheiden, ob die Gottheit diesen Aufwand will? oder nur über die geringere Frage, ob er der Natur gemäß ist; — den Gesetzen der heiligen Allverschwenderin; der heiligen Allvertilgerin, — bei deren Regeln ohnehin der Mensch so oft als die einzige große Ausnahme dasteht? Und — waren denn etwa unsere Urväter Thoren oder Bösewichter? Sie haßten ihre sogenannten Hagestolzen so gut, wie wir die unsrigen. Aber, sie wußten dieselben aus der Gesellschaft zu vertilgen. Sie bauten heilige Mauern, milde Pflegestiftungen für das Alter, selige Freistätten für jene unselige Liebe, welcher Schicksal und menschliche Schuld entgegen waren. Dort sollte (o gewiß war das ihr reiner erster Zweck!) jeder Mensch, welcher dem höchsten Glück der Erde entsagen mußte oder wollte, sein Herz und seine Liebe reinigen, heilen und durch Gebet, heilige Betrachtung, Predigen des Evangeliums, Krankenpflege und Kinderlehre, zur himmlischen Liebe über den Sternen, zu Gott, erheben."

Die Oberhofmeisterin meinte, das Alles sei bekanntlich längst vorüber. Dagobert müsse aber dennoch seine Behauptung zum richtigen modernen Satze vollenden; und sie begreife nicht, wie er seine untrügliche Liebe vor den Verhältnissen von Geld und Gut, Stand und Rang und tausend andern Dingen retten wolle? „Oder, fuhr sie fort, die Königstochter, welche den Hirten liebt, muß also doch verzweifeln?"

„Oder, sagte Eulalia leichthin, wie soll es werden, Dagobert, wenn der kleine Guntram der Prinzessin seine Liebe gesteht? Oder, fuhr sie schneller fort, als eine Purpurröthe sein Angesicht überflog, wenn nun gar der Bruder die Schwester liebt?"

Dagobert hatte, seiner hohen Bewegung ungeachtet, die Prinzessin angeblickt, welche, in geheimer Angst bebend und kaum athmend, die Augen niederschlug. Schnell ermannte er sich aber bei Eulaliens letzten Worten und sprach mit Feuer: „Noch einmal: alle diese Menschen haben ja ihr Gewissen, das nie fehlt, nie gänzlich schweigt, und nie aufhört, friedliche Resignation da zu fordern, wo Schicksal oder Menschenschuld, oder diese beiden vereinigt, dieselbe gebieten. Bei allen strafbaren, verfehlten, ungerechten, ja unbequemen und unschicklichen Liebesbündnissen, werden stets die Theilhaber für schuldig erkannt werden müssen; denn ihre Liebe wird unwahr seyn. Sie haben ihr Gewissen nur zu hören geglaubt, aber nicht gehört und seinen Warnungen keine Folge geleistet. Die edle schöne Menschenseele wird mit der göttlichen Idee der Liebe niemals jenen unreinen, flüchtigen, irdischen, ja thierischen Instinkt verwechseln, der keine Befriedigung verdient, weil er nichtswürdig ist. Da aber, wo das Gewissen des reinen Menschen in gänzlicher Ruhe selig und friedlich schweigt, da soll die Königstochter getrost auf ein Wunder hoffen; — da, (setzte er lächelnd hinzu, und gab der erschreckenden Eulalia eine volle Lage aus seinen Flammenaugen,) da darf die Prinzessin kühnlich hoffen, daß im Schatten des kleinen Guntrams ein Bild verborgen

lebt, das durch eines Gottes Kraft sich zur würdigen Gestalt erheben wird. Und, was endlich Ihre sogenannte Liebe zwischen Bruder und Schwester betrifft, so bitte ich jetzt unsre holde Gebieterin, mir die Mittheilung der vorhin erwähnten kleinen Geschichte zu vergönnen, mit welcher mich vor kurzem ein junger liebenswürdiger Franzose beschenkte, und die für mich zwar eine Menge historischer Unwahrscheinlichkeiten, aber desto tiefere poetische Wahrheit enthält."

Dagobert zog hierauf einige Bogen hervor und las den Damen Folgendes.

Die Liebe hat Recht.

Eine Novelle.

Im Glanz der heitern Abendsonne schoß die hellblinkende Rhone freudig vorüber. An ihrem felsigen Ufer saß still in einer Rebenlaube des Schloßgartens Octavie mit Elisen. Starr blickte die erstere über den Strom hinweg in die Dunkel eines jenseits in der Tiefe sich mächtig verbreitenden Waldes, und kalt schienen ihre Blicke ein unwiederbringlich verlornes Glück in der Ferne zu betrachten. Lebendiger war das Bild der jüngern; ruhig bewegte sich jeder ihrer Athemzüge, wie der stille Aushauch eines sanften aber vollen Lebens; emsiger strickten die zarten, küßlichen Hände, während ihr Auge jetzt freundlich der eintretenden Abendkühle entgegen zu blicken schien und in abwechselnder Betrachtung, bald auf den Landschaften der unabsehbaren Ferne verweilte, bald wieder sich mitleidsvoll auf Octavien richtete.

„Beste Mutter! sagte sie endlich, gerührt von den Bildern der abendlichen Welt: Es waltet doch ein gütiger, freundlicher Schöpfer in dieser wunderbaren Natur! Müssen nicht mit seinen göttlichen Abbildern auch sonnige Gedanken in unser Herz dringen?"

Octavie druckte schmerzlich lächelnd ihre Hand, sah flehend zum Himmel, dann wieder in die ewig forteilende Fluth, und seufzte. Von neuem trat die vorige Stille ein.

Zwei männliche Gestalten wurden bald darauf am jenseitigen Ufer sichtbar, in der Gegend, wo die Heerstraße vorüberzog. „Mich dünkt, sagte Elise, dort winkt Jemand sehr eifrig nach dem Kahne herüber, vielleicht ein Nothleidender auf der Reise.“ Octavie schauderte im Hinblicken zusammen und rief Elisen zu, sie möge eilen. Aber indem diese zum Gestade hinablief, sahen sie schon den Schiffer hinüberfahren. Es stiegen zwei Männer mit einigem Gepäck ein. Während ihrer Ueberfahrt behielt Elise die mütterliche Hand, welche heftig zitterte, in der ihrigen, und lehnte das stillbetende Weib an ihre Brust.

Nach einiger Zeit erschien der Fährmann nebst einem wohlgekleideten Fremden, dessen Arm in Tücher gebunden war, und einem Bedienten, der seine Sachen trug. Mit leidenden, aber doch heiter lächelnden Mienen machte der junge Mann den Damen Entschuldigungen wegen seiner plötzlichen Erscheinung. Er war ein Seemann, Namens Orsan, dessen Güter gegenwärtig im Hafen von Toulon vor Anker lagen, und der auf einer Lustreise, die er zu Fuße von da nach Paris machen wollen, so eben bei einem unglücklichen Sprunge den linken Arm zerbrochen hatte, weshalb er jetzt einige Hülfe und ein Nachtlager auf diesem Schlosse suchen wollte.

Beides ward ihm von den erschrocknen Frauen zugesichert. Elise eilte ängstlich voraus in das Schloß, weil sie dort einen geschickten Wundarzt, der wegen einer kranken Magd gerufen worden, noch zu finden hoffte. Wirklich brachte sie ihn mit. Man führte den Kranken, der seinen Unglücksfall wenig zu beachten schien, in ein bequemes Zimmer des Schlosses. Rührend war es für Octavien, als sie den ältlichen Bedienten insgeheim bittre Thränen über das Unglück seines lieben Herrn vergießen sah. Höhere Bildung und reine, unschuldig

erhaltene Menschheit sprachen aber auch aus jedem Wort und Gesichtszuge des schönen Fremden. Der Chirurgus erklärte den Armbruch für gutartig, das Einrichten geschah ohne große Schmerzen und der starke gesunde Seemann befand sich am andern Tage so wohl, daß er, des kleinen Wundfiebers ungeachtet, um Erlaubniß bitten ließ, den Damen bei Tische Gesellschaft leisten zu dürfen. Der Wundarzt erlaubte ihm sogar, noch heute in das nahgelegene Städtchen zu gehen, wo er ein Paar Wochen ruhig bleiben, und dann seine Fußreise in kleinen Märschen dennoch fortsetzen wollte.

Unglücksfälle bringen oft gute Menschen gar schnell einander näher. Der junge Capitän war von der menschenfreundlichen Aufnahme, die er bei der Gräfin von Montignan gefunden, so innig entzückt, und Mutter und Tochter fanden sein stilleinnehmendes Betragen so liebenswürdig, daß man beiderseits wirklich mit schwerem Herzen an die heutige Trennung dachte und das Gefühl derselben insgeheim Jedem schmerzlich vorkam, wenn gleich alle sie höchst natürlich finden mußten.

Der Fremde bat noch vor dem Abschiede Elisen, von den Fingern seiner linken Hand zwei Brillantringe vorsichtig abzunehmen, welche ihm eine unangenehme Empfindung zu verursachen schienen. Sie zog sanft und in merklicher Angst die kostbaren Reife ab. Er überreichte diese, indem er erröthend lächelte, den Damen. „Es würde, sagte er mit unwiderstehlicher Gutmüthigkeit, mich höchst unglücklich machen, wenn Sie es versagen könnten, diese kleinen Pfänder, die mir in mehrern Lagen meines Lebens werth geworden sind, zum Andenken eines Menschen aufzubewahren, den das Gefühl ihrer freundlichen Güte bis ans Ende seines Lebens, ja bis jenseits des Grabes begleiten wird.

Elise verlor bei diesen Worten ihre Fassung so sehr, daß sie sich gegen ein Fenster wenden mußte. Octavie, welche dieß nicht bemerkte, ergriff gerührt seine Hand. „Gern wollen wir die werthen Steine

zu Ihrem Andenken behalten, sprach sie; allein nur unter der einzigen Bedingung, mein Herr, daß auch Sie von Ihrer Seite uns unsre vorige Bitte gewähren, und die durch Ihren Unfall nothwendig gewordene Ruhezeit nicht in der nächsten Stadt, sondern hier auf dem Schlosse unter unserer ferneren Pflege zuzubringen versprechen."

„Gnädige Frau! versetzte er nach einigem Bedenken: Warum sollte ich es Ihnen läugnen, daß die herrliche Einrichtung Ihres schönen Landsitzes, die unermeßliche Aussicht, die man aus meinem Zimmer sowohl als auf andern Punkten dieser hohen Gartenanlagen genießt; — aber noch unendlich mehr Ihr eigner Werth und Ihr unaussprechlich edles Benehmen bei dem Unfall eines Fremden mich ganz bezaubert und innigst gerührt hat! Ohnehin wäre es mir unmöglich, auf meiner Rückreise an diesem werthen Hause vorüber zu gehen, ohne seine trefflichen Bewohner nochmals dankbar zu grüßen. Möge daher auch jetzt Ihr gütiger Wille geschehen; und möge die Hand des Himmels Ihre Wohlthaten belohnen, die ein ehrlicher Mann mit der reinsten Freude annimmt, wiewohl er sie niemals zu vergelten im Stande sein wird!"

„Sie sind in ein Haus gekommen, erwiederte Octavie, das vom Schicksal seit Jahren der Trauer geweiht ward. Allein wir haben uns längst daran gewöhnt, das Leben zu ertragen, und wir lieben es, über unsern Kummer schweigen zu dürfen, — was wir im Voraus auch von Ihnen erbitten. Erheiterung können wir Ihnen nicht gewähren; aber das Tröstliche, was eine so schöne und edle Sinnesart, wie uns die Ihrige erschien, auch den düstersten Umgebungen still mitzutheilen weiß, nehmen wir dankbar an."

Man nannte sich hierauf von neuem herzlich willkommen, und der Schiffsmann bezog wieder sein Zimmer.

Von dieser Stunde an wurde das Verhältniß der drei Hausgenossen familienartig. Man sah einander ohne Zwang zu jeder Stunde des Tages. Elise machte ihren Gast mit der Einrichtung

des Schlosses und den dasselbe umgebenden Anlagen bekannt. Der Bau des großen regelmäßigen Hauses schien in Rücksicht auf Stärke für die Ewigkeit, und in Ansehung der bequemen Ordnung für den Geschmack aller Zeiten berechnet. Man konnte die innern Verzierungen und Geräthe nicht modern nennen; aber überall drückte sich nicht blos die rechtlichste Wohlhabenheit, sondern auch eine höchst rein und wohl erhaltne anständige Pracht aus, und nirgends stellte sich dem Beobachter ein schadhafter oder in Verfall gerathner Gegenstand dar. Merkwürdige Familienmeubles und sonstige Antiquitäten wurden in einem eignen Saale aufbewahrt, wo auch die Ahnenbilder des gräflichen Hauses der Montignan hingen. Aber selbst hier war keine unreinliche Verwirrung anzutreffen, sondern alles schien nach einem gefälligen Plane geordnet. Die dem Schlosse angehörenden beträchtlichen Güter und Einkünfte hatte man verpachtet, und nur die um den Wohnsitz zunächst gelegenen Plantagen zum Obst-, Oel- und Weinbau, benutzte die Herrschaft selbst. Vom Schlosse herab, tief bis an die Fluthen der Rhone, hatte die Natur selbst einen wunderbaren Felsengarten geschaffen, dessen reizende Lage alle jene romantischen und malerischen Parthien sehr begünstigte, die man hier, als von der Hand des letzten Besitzers angelegt, bewundern mußte. Orsan, der viele See- und Landreisen gemacht hatte, wußte diesen seligen Aufenthalt, dessen schönste Punkte noch überdieß die herrlichsten Ansichten eines der anmuthigsten Länder des südlicheren Europa's gewährten, mit nichts in der Welt zu vergleichen. So oft er die Damen im Garten von seinen Reisen unterhielt, so oft er ihnen reizende Gegenden beschrieb, ging er gewöhnlich zuletzt in den Ausruf über: „Aber solche milde Landschaften, solche heimische Auen und gleichsam die seligste Ruhe athmende Fluren, wie wir hier vor uns schauen, findet man doch nirgends als in diesem beglückten Lande!"

So eifrig indessen der gute Orsan sich bemühte, die Gefühle seiner eignen Heiterkeit auch den Frauen mitzutheilen, so wenig gelang

ihm dieß. Octavie blieb ewig düster, und Jedermann war so sehr an ihr trauriges, kaltes Schweigen gewöhnt, daß man im ganzen Schlosse selten ein lautes Wort, und fast nie einen Ton der Freude vernahm. Selbst aus dem Munde der Hausdienerschaft konnte Orsans Bedienter über die Gräfin nichts weiter erfahren, als daß sie eine Wittwe sei, die schon vor vielen Jahren ein geliebtes Kind, und bald nach diesem auch den Gemahl verloren habe. Bei jeder weitern Erkundigung wies man ihn zur Ruhe; denn Schweigen war die allgemeine Loosung in diesem dumpfstillen Hause. Zuweilen stand zwar der Capitain im Begriffe, sich von Elisen, deren Empfindungen im Aeußern mehr ein freundliches Mitleiden als eigentliche Trauer ausdrückten, über die Geschichte des Hauses Aufschluß zu erbitten; und wirklich hatte das zarte Verhältniß zwischen ihr und ihm mit jedem Tage mehr an Vertrauen und Innigkeit zugenommen, da sie oft ganze Stunden lang im Garten allein zusammen lebten. Aber eine gewisse Beklommenheit war auch an ihr stets merklich, sobald er im Gespräche sich dem Gegenstande zu nähern suchte, dessen Berührung die Gräfin doch ausdrücklich verbeten hatte, als sie ihm zum längern Aufenthalt in ihrem Hause so gastfreundlich einlud.

Lange beobachtete er ein bescheidenes Schweigen, wenn gleich seine Empfindungen hierüber mit jedem Tage unruhiger und peinlicher wurden. Einst aber, als er gegen Abend mit Elisen wieder traulich vor derselben Rebenlaube stand, in der ihr liebliches Bild ihm zuerst erschienen war, und das zärtliche Mädchen ihm so entscheidende Beweise ihrer Neigung gab, daß sie sogar mit schüchternem Erröthen und bebenden Lippen das entzückende Geständniß auszusprechen wagte, „ihr Leben habe durch seinen freundschaftlichen Anspruch einen neuen und höhern Werth erhalten:“ da konnte der feurige Mensch nicht länger Herr über seine Gefühle bleiben. Die frohe Entdeckung, daß seine heiße Liebe, die er vom ersten Augenblick ihres Zusammentreffens an für Elisen gefühlt, mit so kindlich offner Herz-

lichkeit erwiedert werde, ließ ihn alles Uebrige vergessen, außer dem einzigen, schrecklichen Gedanken: Sie sind zwei Unglückliche! Er faßte lebhaft ihre Hand und rief aus: „Nein, es ist unmöglich, daß ich länger in einem Hause verweile, wo man mir Leben und Gesundheit wieder gab, wo man mir die Blüthen des köstlichsten Lebens darreicht, ohne meinem Herzen einige Theilnahme an jenem Kummer zu gestatten, der die besten Menschen auf dieser Erde niederdrückt!“

Elise vergoß bei diesen Worten, (in welchen ihr liebendes Herz einen sehr gerechten Vorwurf zu finden glaubte,) milde Thränen. „Es ist wahr, sagte sie, Ihre Freundschaft hätte schon längst durch unser volles Vertrauen erwiedert werden müssen. Verzeihen Sie einer Mutter, der auf Erden nicht mehr zu helfen ist! — der Mutter eines liebenswürdigen Knaben, den sie einst auf die traurigste Art verlor, der vielleicht den kläglichsten Tod erlitt, vielleicht noch heute im tiefsten Elende die Welt durchirrt, und dessen Verlust auch den Tod ihres geliebten Gatten nach sich zog! Verzeihen Sie einem Mädchen, die beide nicht kannte, aber — ja ich will die Mutter mit den heißesten Bitten und Thränen bestürmen, daß sie noch heute ein so edles, theilnehmendes Herz zum neuen Genossen unsers Kummers weihe, — was sie schon seit vielen Jahren nicht mehr zu thun gewagt hat. Ja, theurer Mann, augenblicklich gehe ich zu ihr!“

Orsan war über ihre Rede in tiefes Nachdenken versunken und schien jetzt aus einem Traume zu erwachen. „Sagen Sie ihr, rief er aus, daß jede Mittheilung zwischen guten Menschen schon an sich beseligend ist. Vergessen Sie besonders nicht, ihr zu Gemüth zu führen, daß wir bei allen wichtigen Ereignissen des Lebens auch die kleinsten Fingerzeige von dem nicht verschmähen dürfen, was der Thor den Zufall nennt, und worin der Fromme ewig nur die alles leitende Hand Gottes erkennt und verehrt. Denn, gutes Fräulein, eine höchst seltsame Geschichte, deren ich mich in diesem Augenblick

erinnere, mahnt meine Seele laut, in solche dringenden Bitten auszubrechen."

Sie sah, wie sein Auge in der schönen Gluth hülfreicher Menschen aufwärts strahlte, und tiefbewegt verließ ihn das Mädchen mit einem zärtlichen Händedruck, um der Mutter Vorstellungen zu thun.

Nach einer halben Stunde erschienen Mutter und Tochter in der Laube, wo sie den Capitain noch immer fanden, welcher mit starren Blicken in die Landschaft hinausschaute. Er hob die Hand der trauernden Mutter an sein Herz und bat in den Ausdrücken einer kindlichen Neigung, ihm jene zudringlichen Aeußerungen zu verzeihen, ohne welche er unmöglich noch länger unter ihrem freundlichen Dache hätte leben können.

„Es sind nicht Thränen des Schmerzes, sagte Octavie, die Sie jetzt in meinen Augen sehen, — ach, der Schmerz hat, wie ein langer Winter, die Quellen meiner Augen gehärtet! — Nein, es sind Thränen einer milden Rührung über die unaussprechliche Güte eines Mannes, zu dem die Freundschaft schon beim ersten Anblicke mein ganzes Herz hinzog, und der mit so seltner Sehnsucht nach Theilnahme an meinen Leiden strebt, daß ich mich recht im Innern dadurch erleichtert fühle. Sie sollen alles wissen, mitleidiger Mensch! Sie sollen mit uns trauern, und Sie werden durch das Erfreuliche Ihrer Erscheinung unsern Kummer selbst vermindern, ja einen Theil desselben mit sich fort über Berge und Thäler nehmen. — Und so hören Sie denn!"

„Ich habe die irdische Glückseligkeit in ihrem reichsten Maaße gekannt. Drum fühle ich nun das Leiden tiefer als Andere. Unbeschreiblich froh und selig lebte ich einst hier an der Seite eines zärtlich geliebten und zärtlich liebenden Gatten. Ein Sohn ward uns, — ach, mein Herr, ein Sohn, der an Schönheit und Güte mehr einem Engel als einem Kinde der Erde glich! Mit welcher Freude ruhten unsre Augen auf ihm! In welcher hohen Wonne hielten wir

täglich den holden Liebling einander entgegen! Im sechsten Jahre sahen wir seine Menschheit schon weit herrlicher entwickelt, als man sonst bei einem zehnjährigen Knaben erwarten darf. Seine freundliche und tiefe Herzensgüte machte ihn schon damals im ganzen Umkreise zum Gegenstande der allgemeinen Verehrung und Liebe, — ach, er war beides, zu schön und zu gut für diese Welt!"

„Wir entdeckten um jene Zeit an unserm Sohn eine besonders lebhafte Neigung, dort auf jener schönen Wiese, die jenseits der Rhone am Walde hinzieht, sich zu lagern, an ihren höchst mannichfaltigen Kräuter= und Blumenarten Unterhaltung zu suchen, und im Waldschatten zu spielen. Da mein Gemahl selbst jenen Platz vor andern liebte, so war es auch seine größte Lust, dem Kinde fast jeden Nachmittag dieses Vergnügen zu gewähren. Vater und Sohn fuhren oft ganz allein über den Strom. Gewöhnlich begleitete ich sie. Zuweilen, wenn dieß nicht thunlich war, saß ich hier in der Laube und nahm aus der Ferne Theil an ihren Spielen, oder ich blickte wenigstens aus dem Schlosse von Stunde zu Stunde sehnsuchtsvoll zu meinen Lieben hinüber. Jedes Wiedersehn am Abend war ein neues Fest unsrer Zärtlichkeit."

„Einst nöthigten mich häusliche Geschäfte, im Schlosse zurückzubleiben. Mein Mann, dem dieses unangenehm war, bot alles auf, um meine Hindernisse zu beseitigen, und schlug endlich, da es nicht gelingen wollte, dem Kleinen vor, heute lieber ganz von der Lustfahrt abzustehen und den schönen Nachmittag im Garten zuzubringen, da jenes Vergnügen morgen in der Gesellschaft der Mutter desto größer sein werde. Das gute Kind ergab sich mit der gewohnten Willigkeit dem Befehl des Vaters; aber desto eifriger bestand ich selbst nun auf der Lustfahrt. Auch gelang es mir endlich, Vater und Sohn wieder dazu geneigt zu machen. Aber mein Gemahl trennte sich heute in einer gewissen schmerzhaften Empfindung von mir, und das Kind fiel mir beim Abschiede weinend um den Hals; was indessen öfters ge=

schah, sobald es nämlich irgend eine Freude, ohne die Theilnahme der Eltern daran, genießen sollte."

„Wenige Minuten nach der Entfernung beider überfiel mich eine tiefe Schwermuth, von der ich mir schlechterdings keine Ursache anzugeben wußte Sie wuchs aber so schnell zur fürchterlichsten Angst des Herzens, daß ich die Ahnung irgend einer unglücklichen Begebenheit in mir zu entdecken glaubte, und daher in mächtiger Unruhe hinaus auf die oberste Terrasse lief, um nach den zwei Geliebten zu schauen. Eben landeten sie drüben bei der bunten Au; der Knabe sprang fröhlich ans Ufer, bückte sich nach seinen Blumen, haschte nach seinen Schmetterlingen, und bald zog ihn, wie es schien, einer dieser Gegenstände nach dem Walde fort. Indem seine Gestalt im hellrothen Kleidchen zwischen den Bäumen allmählig sich verdunkelte und langsam verschwand, fiel die Sehnsucht nach dem Knaben mir wie Zentnerlast auf's Herz. Mir war, als säh' ich ihn nun ewig, ewig nicht wieder. Ich wollte sogar schreien und konnte vor Schrecken nicht; denn in diesem Augenblicke bemerkte ich, daß mein Gemahl noch immer im Kahne stand und sich mit der Befestigung desselben vergebens bemühte; — und ach, jetzt trieb ihn der Strom etwas weiter abwärts von der Landungsstelle!"

„Bis ich hinab ans Gestade lief, und mit dem Fährmanne zu meinem Gemahl gelangte, den wir schon aus seinem Kahne laut nach seinem Kinde rufen hörten, bis wir endlich alle drei landen und im Walde rufen und suchen konnten, war schon eine halbe Stunde verlaufen. O lassen Sie mich kurz sein! Alles Suchen von uns, von den Landleuten der weiten Gegend, von allen Menschen, war vergebens! Jede Nachforschung in öffentlichen Blättern, vergebens!"

„Hätten wir ihn im Strome versinken sehen; wären wir jemals zu der Felsenschlucht gekommen, in die er stürzte; wüßte ich sein Grab zu finden, oder den Ort, wo seine unbegrabenen Gebeine modern; ach, hätte mir nur das wilde Thier, das ihn würgte, den blut-

triefenden Rachen noch gezeigt: dann könnte ich jetzt zufrieden sein und rasten in stillem Schmerz. Aber, o Gott! — dort sah ich ihn spielen, zwischen jenen zwei Eichbäumen, die sich so traurig gegen einander zu neigen scheinen, dort verschwand unter süßen Scherzen mein Kind, mein schöner Sohn! — und Niemand hat je seine Spur wieder erkannt! — und wir haben ihn niemals wieder gesehen!“

„Kummer und innere Vorwürfe über den ungeheuern Verlust tödteten schon wenige Monate nachher meinen Gemahl. Der Schmerz, den ich nun funfzehn Jahre lang trage, kam damals zu den heftigsten Ausbrüchen. Ich lag ganze Nächte lang auf des Gatten Grabe. Von ihm aus drang mein Geschrei über den Strom hin nach dem Verlornen. Mit dem Gelispel des Frühlings mischten sich meine Seufzer, die Sommernächte waren von meinen Klagen erfüllt, und laut heulte ich in die Winterstürme der Rhone hinab. Ach, es gibt nichts so ungeheures, als diese fürchterliche Ungewißheit!“

„Die Zeit ließ mir meinen Kummer. Aber ihr ewig gleich forthallender Ton hat alle leisen Klagen meiner Seele hinabgedrückt in die Tiefe des Schweigens. O mein Robert!“

Der Capitain hatte bisher mitleidig zugehört. Er machte jetzt auf einmal eine schmerzhafte Bewegung nach dem kranken Arme und verließ eilig die Damen. Erschrocken boten diese ihm ihre Hülfe an. „Es wird von keiner Bedeutung sein, sagte er unruhig, auch sehe ich dort schon meinen Bedienten. Ich hoffe bald wieder zurück zu kommen.“

Sein Gang schien unsicher. „O lassen Sie uns ihm nachfolgen, beste Mutter! rief Elise: Gewiß ist sein Verband aufgegangen, und der Arm von neuem zerbrochen!“ Die Mutter suchte sie zu beruhigen und war der Meinung, man müsse zurückbleiben, da er ausdrücklich hierum gebeten habe. „Nein, nein, schrie das Mädchen in hohem Affect, indem sie die Hände rang, ich muß ihm nach, dem Ar-

men, dem Herrlichen, dem besten aller Menschen!" Sie wollte fort, aber Octavie hielt sie zurück und betrachtete überrascht und aufmerksam ihr leidenschaftliches Gesicht. Sie konnte sich nicht fassen, und ihre Angst über den Zufall des theuern Mannes wuchs von Minute zu Minute so sehr, daß die Mutter sich endlich entschloß, selbst nach dem Capitain zu sehen. Heimlich erschreckend über die bisher noch nicht geahnte Neigung Elisens ging sie fort. Aber eben sandte ihnen Orsan schon den Bedienten zurück, mit der Nachricht, sein Verband habe sich allerdings durch eine zu lebhafte ungeschickte Bewegung verrückt; aber alles sei ohne die geringste Beschädigung des Armes abgegangen, und er werde diesen Abend bei dem Essen erscheinen.

Das geängstete Mädchen eilte fort, durchstreifte die Gärten und ließ sich nicht eher wieder vor Octavien sehen, bis die Nacht einbrach und das Abendbrod aufgetragen ward. Ihr Gast hatte während dessen mehrere Briefe durch einen Expressen auf die nächste Post abgeschickt. Er behauptete, vollkommen wohl zu sein. Aber sein Aussehen war ein wenig blaß.

Nach Tische nahm der Capitain sogleich das Wort und wandte sich mit einiger Feierlichkeit an die trauernde Mutter. „Wenn ich Ihnen jetzt eine gewisse Geschichte werde mitgetheilt haben, sagte er, so werden Sie, verehrte Frau, mit mir Gottes Vorsehung inniger und dankbarer als je preisen; und Gottes Hand allein ist es, die Ihnen einen Menschen zuführte, — vielleicht den Einzigen auf Erden, — der Ihnen einige Hoffnung, ja selbst Wahrscheinlichkeit darüber zu geben vermag, daß Ihr geliebtes Kind schwerlich im Reiche der Schatten wandelt, sondern vielleicht noch irgendwo auf dieser Erde wirklich lebt."

Octavie blickte ihn starr an. Elise machte eine bange und schmerzhafte Bewegung nach ihm, und setzte sich dann weinend zur Mutter hin. Er selbst verbarg seine tiefe Rührung nicht.

„O Mann! rief die Mutter: Wenn wir Sie beim Worte hielten! — Sein Sie nicht grausam!“

„Statt alles weitläufigen Erzählens, fiel er ein, will ich Ihnen einstweilen den Aufsatz eines Freundes vorlesen, der, ein Seemann wie ich, auf vielen Reisen mein Begleiter war. Er enthält einige seiner Lebensumstände, die, — o wie wunderbar! vielleicht Niemanden außer mir bekannt wurden. Die Mittheilung desselben soll Ihnen ein neues und ganz eignes Beispiel von dem wunderbaren Laufe menschlicher Schicksale gewähren.“

Bei diesen Worten zog Orsan einige Blätter hervor und las Folgendes:

„Es war auf dem Verdeck eines schönen großen Schiffes, mitten in offener See, wo ich, von der hellen Sonne angestrahlt, mir zum erstenmal deutlich meines Lebens bewußt ward, und, indem ich zwischen Polstern oder Betten da saß, einen leise dröhnenden, aber gleichsam gewohnten Schmerz am Kopfe empfand, den einige um mich beschäftigte Menschen mir zu verursachen schienen. Vielleicht habe ich nach diesem Verband wieder auf lange Zeit mein Bewußtsein verloren. Das zweite Erwachen meiner Seele, dessen ich mich zu erinnern vermag, war die deutliche Empfindung vom Lärm eines Seesturms. Zum völligen Bewußtsein aber kam ich in dem Hospitale zu Triest, wo mein Körper seine volle Gesundheit wieder erlangte. Sobald ich im Stande war, den Aufseher zu verstehen, der ein Deutscher war, übergab mir dieser rechtschaffene Mann ein Packet mit Kleidern, wobei ein besonders feiner Knabenanzug war, den ich aber, als ich ihn anzuziehen versuchte, schon zu enge für mich fand. Der Aufseher schätzte mein Alter auf acht Jahre, und er glaubte, daß ich jenem Kleide etwa seit einem Jahre möge entwachsen sein. Dieses Bündel mit unbedeutenden Kleidungsstücken war alles, was ich besaß. Ein Passagier, der mit einem englischen Schiffe gelandet war, hatte mich nebst jenem Packet im Hospitale niedergelegt, und dabei eine

Anweisung auf eine bedeutende Summe bei einem dortigen Banquier verschafft, um damit die Kosten meiner Pflege bis zur völligen Genesung zu decken. Er war hierauf nach Venedig abgereist, um Geschäfte zu machen, und hatte mich binnen vier Wochen wieder abholen und nach Sicilien mitnehmen wollen. Allein das kleine Schiff, welches ihn nach Venedig führen sollte, war gleich nach seinem Auslaufen im Angesicht des Hafens auf gräßliche Art gestrandet und mit Mann und Maus gesunken. — Mein Pfleger, der mich nicht in das eigentliche Hospital gebracht, sondern der Privatsorge des Aufsehers übergeben hatte, schien ein Franzose; wenigstens verstand er die deutsche Sprache nicht. Weiter wußte der Aufseher nichts von ihm zu sagen. Er glaubte, ich sei der Sohn dieses Ertrunkenen, und über meine Krankheit hatte ihm der Schiffschirurgus nur die kurze Erläuterung gegeben, ich sei auf dem Schiffe von einer Strickleiter herabgestürzt, und darauf dreimal trepanirt worden. — Ich selbst hatte jede Erinnerung aus meinem vorigen Leben völlig verloren — das köstliche Gedächtniß war verschwunden, welches den ganzen Reichthum meiner Jugend enthielt. — Ein halbes Jahr lang, während dessen sich noch einige Körperschwäche zeigte, erwartete ich vergebens die Rückkehr meiner Erinnerungen. Ich fand aber diese Zeit über, daß mir die Erlernung einiger lebenden Sprachen, besonders der französischen, äußerst leicht ward, und mein Geist zeigte überhaupt ungemein viele Fassungskraft, worüber mein Pflegevater oft erstaunte, und woraus wir auf die Trefflichkeit meiner vormaligen Erziehung schlossen. Kein menschlicher Ton oder Schriftzug war mir bekannt; und doch fand ich mich bald mit allem Menschlichen innig vertraut. — Der gute Aufseher, der auch dann noch für seines Pflegesohnes Nahrung und Unterricht sorgte, als das zu meiner Cur deponirte Geld schon längst verzehrt war, empfahl mich nun, da einmal die See mein Element zu sein schien, einem seiner Freunde, der ein sehr reicher Schiffer war, und dessen redliche Bemühung um mich, den ersten Grund zu der Er=

werbung meiner nachherigen, durch verschiedene Seereisen ziemlich frühe bedeutend angewachsenen Glücksgüter gelegt hat."

„Dies ist alles, fuhr jetzt der Capitain fort, indem er die Blätter zusammenlegte, was ich Ihnen vor der Hand aus den Papieren meines Freundes hierüber mitzutheilen vermag. Um weitere Nachrichten habe ich bereits heute gebeten. Sie können in Kurzem hier eintreffen. Ein Hauptumstand aber ist dieser: Mein Freund wußte sich zwar niemals ein bestimmtes Vaterland anzueignen; doch bemerkte er, außer seiner vorzüglichen Empfänglichkeit für die französische Sprache, daß, so oft er auf seinen Seereisen an den Mündungen der Rhone vorüber fuhr, ihn stets eine gewisse Sehnsucht anwandelte. Sobald er sich diesen holden Gestaden näherte, hob sich sein Herz schneller, er mußte Stunden lang mit süßer Wehmuth hinüber blicken, — wie uns zuweilen ein sonderbar gestaltetes Gebirge oder eine tiefe Landschaft plötzlich heimisch erscheint; ja er glaubte einigemal auf seiner Vorüberfahrt ferne anmuthige Töne und süßwinkende Bilder von den freundlichen Ufern her wahrzunehmen; und immer beschloß er dann, dieses entzückende Land einst noch zu bereisen, sobald der Plan seines Lebens es gestatten werde."

Welche Bewegungen diese Worte des Capitains in dem mütterlichen und schwesterlichen Herzen erregten, das läßt sich nur fühlen, aber nicht beschreiben. Man bestürmte Orsan mit den lebhaftesten und seltsamsten Fragen, deren Beantwortung er aber ablehnen mußte. „Warum sollte ich, sagte er, einer so hohen, würdigen Seele Etwas noch wahrscheinlicher zu machen streben, als es ohnehin schon ist, — ach, Etwas, das dennoch vielleicht bald wieder in ein trauriges Nichts zerrinnen muß?" Uebrigens gab er den Frauen zu bemerken, daß der Freund, dessen Geschichte er ihnen jetzt mitgetheilt, keineswegs derselbe sei, den er für den Sohn des Hauses halte; sondern dieser sei ein ganz anderer, der aber eine in anderer Rücksicht eben so wunderbare Geschichte erlebt habe. Er bat sie sogar, ihm die Beschrei-

bung der Kleider, welche das verlorne Kind an jenem Tage getragen, zu verschweigen, damit aller Betrug unmöglich werde. Drauf beschwor er die Frauen, sich zu beruhigen, bis er im Stande sei, ihnen nähern Bescheid zu geben. Und so trat denn das vorige tiefe Schweigen zwischen ihnen von neuem ein.

Orsan hatte den Damen, in jenem angeblichen Aufsatze seines Freundes, keine fremde, sondern seine eigne Geschichte vorgelesen. Er selbst war eigentlich jenes unglückliche in Triest zum ersten Bewußtsein gekommne Kind. Er glaubte aber diesen und noch einen andern Hauptumstand verschweigen zu müssen, um nicht ihre Vermuthungen etwa auf seine eigne Person zu lenken, die doch nach seiner Ueberzeugung hier ganz außer dem Spiele bleiben mußte. Bald nach seiner Wiederherstellung in Triest war nämlich ein Mann, in Begleitung eines Knaben, der beinahe Orsans Alter hatte, bei dem Hospitalaufseher erschienen. Die auffallenden Gesichtszüge dieses Mannes erinnerte sich der Aufseher unter jenen Männern bemerkt zu haben, welche vorher den kranken Orsan in das Hospital gebracht hatten. Dieser Mensch hatte sich durch Zeugnisse darüber legitimirt, daß er den mit sich führenden Knaben vor längerer Zeit hart verwundet in einem Walde an der französischen Küste unter den Händen einiger Seeräuber gefunden und befreit habe. Hierauf hatte er gebeten, man möge ihm ein gewisses hellrothes Kleid, welches sich unter Orsans Sachen befinden müsse, wieder geben, da es nicht diesem, sondern seinem Knaben gehöre, und dasselbe sei, worin er diesen an der Küste von Frankreich gerettet habe. Er beschrieb den Anzug so genau, und alle seine Angaben waren so bestimmt, daß man nicht weiter daran zweifeln konnte, er habe sich mit Orsan auf demselben englischen Schiffe befunden, und beim Ausschiffen in Triest müsse eine Verwechslung vorgegangen sein. Durch diesen Umstand bekam nun Orsan ein anderes Kleid, das schlechter und blau war, und zwar ebenfalls für seine Statur nicht völlig paßte, aber doch gegen sein voriges ange=

nommen ward, da dieses dem fremden Knaben wirklich zu passen schien. Orsan erinnerte sich zwar weder der Gesichtszüge des Pflegevaters noch des Kleinen; aber jener erläuterte, daß das englische Schiff ihn erst in Neapel aufgenommen habe, worauf dann gleich nach der Abfahrt Orsan von der Strickleiter gestürzt sei. Von Orsans Vater oder Pflegevater wußte er nur den Namen zu sagen, und daß er ein Kaufmann gewesen sei, der sich auf dem Schiffe immer sehr düster und verschlossen betragen habe. Der Kleine aber bezeigte beim ersten Anblick Orsans sogleich eine herzliche Freude, da er auf dem Schiffe den Kranken sehr oft gesehen, mit ihm gespielt und eine so innige Neigung zu dem leidenden Kinde gefaßt hatte, daß er sich jetzt nur unter den bittersten Thränen wieder von ihm trennen konnte.

Mehrere Jahre nachher fand Orsan unvermuthet diesen jungen Menschen, der sich Soligny nannte, in Newyork wieder, wo er bereits ansehnliche Geschäfte machte. Sie traten in nähere Bekanntschaft, die sich in der Folge zur innigsten Freundschaft erhob. Keiner hatte indessen über seine Herkunft einigen Aufschluß erhalten. Beide waren aber vom Glücke sehr begünstigt worden, und Jeder führte auf allen seinen Reisen den kleinen Anzug beständig mit sich, der allein ihn vielleicht einst noch in die Arme seiner Angehörigen leiten konnte. Soligny, dessen frühere Geschichte mit Orsans Begebenheit manche Aehnlichkeiten hatte, die aber nicht hierher gehören, — war gleich nach ihrem ersten Begegnen in Triest, mit seinem Retter nach Frankreich zurück geschifft. Allein auf dem Wege hatte er das neue Unglück gehabt, bei einer kleinen Affaire mit einem Caper plötzlich seinen Pflegevater durch einen unglücklichen Schuß zu verlieren; und so stand er denn ebenfalls völlig vereinzelt da und konnte nur für ein Mitglied der Menschheit im Ganzen angesehen werden.

Dieser Freund nun war es, welchem Orsan, da er ihn gegenwärtig in Bordeaux vermuthete, schleunig die gemachte Entdeckung mitgetheilt hatte; denn Orsan war erst vor wenigen Wochen von einer

langen Reise aus Westindien nach Europa zurückgekehrt und in Toulon gelandet, um endlich die längstgewünschte Landreise zu machen.

Es war wohl natürlich, daß zuweilen der Gedanke in ihm aufstieg, ob nicht auch etwa in der Auswechslung ihrer Knabenkleider eine Betrügerei vorgegangen sein möchte? Allein bei Soligny's ungeheuchelter Liebe zu ihm, die sich so frühe schon offenbart, in der Folge immer verstärkt und durch manche Probe als aufrichtig bewährt hatte, konnte kein solcher Gedanke in der Brust des treuen Freundes haften. Soligny, der sich noch mancher Rückerinnerung aus seiner ersten Kindheit bewußt war, besaß einmal das rothe Kleid als wohlerworbnes und von den Aufsehern selbst ihm zugesprochnes Eigenthum. Hätte er jemals im eignen Herzen irgend einen Verdacht auf Betrügerei gehegt, gewiß, er wäre der Erste gewesen, welcher ihn seinem treuen und redlichen Orsan mitgetheilt hätte. So urtheilte wenigstens Orsan selbst von seinem Freunde.

Einen ganz eignen Grund aber, weshalb nicht er, sondern Soligny der verlorne Montignan sein mußte, glaubte Orsan erst jetzt zu fühlen, nachdem er die Geschichte der Gräfin gehört hatte. Dieser neue Grund, — den er in seiner Liebe zu Elisen und in ihrer eignen höchst wahrscheinlichen Neigung zu ihm fand, — drängte sich aus dem Innersten und Geheimsten seines Herzens hervor und überwog bald alle übrigen. Der fein empfindende Mann, der nie Geschwister gekannt und nur einigemal im gehofften Wiederfinden derselben sich getäuscht hatte*), fand dennoch die Möglichkeit einer Geschlechtsneigung zwischen Geschwistern so wenig der schöneren Natur und Menschheit gemäß, und mit aller Cultur durch die Religion so unvereinbar, daß er bei jedem Gedanken daran sogleich einen Schauder des heftigsten Widerwillens empfand. Nichts konnte aber seinem

*) Weshalb freilich sein Raisonnement über Familienverhältnisse überhaupt, weder vollständig, noch ganz richtig sein konnte.

Gefühle nach gerechter, natürlich schöner, reiner, menschlicher und heiliger sein, als seine Liebe zu Elisen, die auch von ihrer Seite in jedem seiner zärtlichen Gefühle mit ihm zu wechseln schien, zwar leise nur und zagend in mädchenhafter Blödigkeit, aber doch entschieden genug, und mit jener vollen, reinen Gluth, der sich die zarte, zum erstenmal gerührte weibliche Natur in der Stille hingibt. Gegen Octavien fühlte er tiefe Ehrfurcht und heilige Scheu. Sie konnte seine Mutter sein; — sie war es; denn sie mußte es durch die Geliebte werden. Aber Elise — seine Schwester? Sie, aus deren leisesten Zügen und Bewegungen ihn überall die brennendste Liebe zur süßen ewigen Vereinigung so himmlisch lockte*)? Sie, deren Fingerspitzen durch ungefähre Berührung plötzlich alle Pulse seines Herzens in die Doppelschläge eines seligen Erschreckens umwandelten? deren Auge in jedem neuen Wechselblick sich mit dem seinigen in der geheimen Sprache des Sehnens, der verschämten Wünsche, ja der reinsten und innigsten Geschlechtslust zu unterreden schien? — War wohl hier irgend eine Spur von prosaischer Freundschaft, von der ewigen Körperscheu der Blutsverwandtschaft zu erblicken? War nicht hier der Sittlichkeit alles so unschuldigfremd, und der Liebe alles so heimathlich und hochbegehrlich? Konnte das sittenbegabte Gemüth der Menschheit lügen, — das gottentsprossene Gewissen schweigen? Konnte die Liebe Unrecht haben? — Er lachte zuweilen, wie verächtlich, laut auf, wenn ein solcher Gedanke sich aus den Nebeln der Ahnung in seiner Seele zu bilden drohte, und immer ward er dann am fröhlichsten und wiegte sich stolz und selig auf den Blüthenzweigen einer schönen unzerstörlichen Sicherheit seines eignen Gemüths.

---

*) Es versteht sich von selbst, daß unser Erzähler hier die Worte der Geschichte oft abändern und der Beschaffenheit seiner Zuhörer anpassen mußte. Wir aber geben das Manuscript so, wie wir es fanden.

Elise erkrankte ihm gegenüber sichtbar an der zarten Wunde, die ihre überraschte Jugend im Streit mit der Liebe empfangen und nun auf ewig zu tragen hatte. Die besorgte Mutter that alles Mögliche, um sich ihr Vertrauen zu erhalten, welches sie bis zum Augenblick der Erscheinung des Geliebten unumschräukt besaß, das aber jetzt auf einmal gänzlich verschwunden war. Bei jeder liebevollen, leisen Einleitung Octaviens in die Geschichte ihres neulichen Betragens, glühte das Mädchen augenblicklich in heller Schamröthe auf, beschwor sie, an ihrer kindlichen Liebe so wenig als sonst zu zweifeln, aber nur jetzt nicht weiter von dieser Sache zu reden; fiel endlich vor ihr auf die Knie, das weinende Angesicht in ihrem Schooße bergend, und um Nachsicht mit ihrer Schwäche bittend, und entfloh zuletzt ängstlich in die tiefste Einsamkeit des Gartens, um dort dem holden Freunde von neuem zu begegnen und durch seinen theuren Anblick die sehnsüchtige Seele noch tiefer zu verwunden.

Einst saß das Mädchen still unter Blumen des Stromgestades da, schmerzlich hinablächelnd mit den schwärmerischen Lippen, und die liebeheißen Blicke labend am wallenden Silberschaum in den Brandungen der Rhone. Drüben stand melancholisch die Mutter mit dem Freunde unter jenem trauernden Eichenpaare, dessen Dunkel einst den theuren Sohn auf immer verschlungen hatten. Jede Stelle dieser reizenden Waldauen war jetzt ein Lieblingsplätzchen des Capitains geworden. Fast alle Zeit, die er nicht mit Elisen verleben konnte, brachte er dort zu, — dort, wohin noch heute alle Blicke und Wünsche dieser guten Menschen gerichtet waren; wo sie in ihre Heimath zu blicken wähnten; von wo aus sie täglich gleichsam die Rückkehr ihres verlornen Lebensglücks zu erwarten schienen, und wohin stets das zärtliche Mädchen aus Garten und Schloß dem Geliebten viel tausend zarte Grüße in Blicken und Winken zusandte, wenn ihr der Zwang seine Nähe versagte.

Jetzt brach der Abend ein, und Orsan trat seine Rückfahrt mit

der Mutter an. Der volle Strom schien ruhiger als sonst zu fließen, und Elise, die in der Nähe der Landungsstelle saß, unterschied einige Töne der redenden Mutter, die ihr eine höchstseltne und frohe Erscheinung waren. Schon näher den Schiffenden glaubte sie zweimal den Klang ihres eignen Namens zu vernehmen, und kurz vor dem Landen hörte sie Octavien die Worte sagen: „Er hatte blaue Augen.“ Die Mutter trat ans Land. Sie hatte mild geweint und schloß jetzt Elisen mit voller Zärtlichkeit an ihr Herz, blieb auch den Rest des Abends, zwar stille, wie immer, aber viel heiterer als sonst. Sie hatte sich heute zum erstenmal wieder recht von Herzen ausweinen können, und dankte Gott dafür.

Des andern Morgens traf Orsan die Freundin bei der Rebenlaube. Sie schien heute ängstlich, und ward es noch mehr, wie sie auch ihn so starr vor sich niederblicken sah. Die Nennung ihres Namens in seinem gestrigen Gespräche mit der Mutter hatte das Mädchen, — und die „blauen Augen des Verlornen“ hatten ihren Freund in jenem Gespräche beunruhigt. Erst Abends auf seinem Zimmer war es ihm mit ganzer Schwere aufs Herz gefallen, daß Soligny auch als Kind niemals blaue Augen gehabt hatte. Er selbst hingegen war, wie ihm sein Pfleger in Triest als denkwürdig mitgetheilt hatte, wirklich mit schönen blauen Augen in das Hospital gekommen, die sich aber während seiner Cur völlig geändert und ganz verdunkelt hatten.

Die möglichen Resultate, welche diese neue Entdeckung zur Folge haben konnte, ließen sein Herz zum erstenmal heftig vor dem Gedanken erzittern, daß er dennoch vielleicht der Sohn des Hauses sei! Ein anderes Ereigniß spannte noch überdieß seine Erwartung auf das Aeußerste. Er hatte diesen Morgen beim Durchblättern älterer Journale eine Aufforderung gelesen, worin, schon seit vorigem Jahre, der Kaufmann Soligny in Bordeaux seinen Freund, den Schiffsherrn Orsan, bat, sich sogleich bei seiner Wiederankunft auf dem festen

Lande zu ihm zu begeben, weil er ihm Nachrichten von der größten Wichtigkeit mitzutheilen habe." — So bestürmt und umgetrieben von den widersprechendsten Gefühlen, stand er jetzt vor der Geliebten da, die während seines langen Schweigens heftig zu zittern begann.

„Ach mein Freund, flüsterte endlich ihr bebender Mund, mein Herz sagt es mir laut, daß es mit uns allen nicht mehr so ist, wie gestern!"

„O meine theure Elise, was haben Sie mir zu sagen!" sprach der Geängstete mit abgewandtem Antlitz.

„Nur eine einzige Frage habe ich zu thun! fing sie leise an: Sagen Sie mir, ist dieser Verlorne, den Gott durch Ihre Hand uns wiederschenken wird, — ach, wir haben zwar einander gelobt, nicht von diesem Verlornen zu reden; aber ich beschwöre Sie, mir zu sagen, ob er Ihr wahrer und inniger Freund ist?"

„Er ist Gottes Freund, sprach Orsan feierlich, indem er die Hand auf das redliche Herz legte, und eben so innig und ganz der meinige, wie ich der seinige; wenn nämlich Wahrheit und Tugend noch auf dieser Erde anzutreffen sind."

„O dann —!" stammelte sie, und sandte das Uebrige ihrer Rede in einem stummen Dankgebet zum Himmel empor.

Aber Orsan blieb seiner selbst nicht länger mächtig. „Dieser Bruder, sagte er, wird erscheinen! — Bald wird er hier vor Ihnen stehen, — aber — fuhr er mit wilder Stimme fort: Elise, weißt Du, wer er ist? Und was dann aus Deinem Freunde wird?"

Sie rang die schönen Hände. „Gott, so wissen Sie, rief die Zerstörte, so hat Ihnen doch gestern die Mutter gesagt —"

„Und was? stürmte er in höchster Spannung: Nichts sagte sie mir — was sollte sie sagen —"

„O entdecken Sie Ihrem Freunde, daß nicht er, noch die Mutter, noch ich selbst mehr über dieses arme Herz zu gebieten vermag, — nur Gott konnte gebieten — und er gebot — und es ist längst nicht

mehr mein! —" Thränen stürzten über das plötzlich hoch erglühende Gesicht, indem die Geängstete entfloh. Er wollte ihr folgen, aber sie wandte sich noch einmal und winkte ihm, flehende Scham im schönen Angesichte, er möge zurückbleiben.

In diesem Augenblick bringt ihm sein Bedienter ein Paket von der Post. Er erbricht hastig. Es ist von Soligny. Zagend setzt er sich hin und betrachtet den offnen inhaltschweren Brief. Was hilft alles Zaudern! Er überfliegt ihn, — und bleibt starr sitzen! — Soligny schrieb ihm bereits aus dem Schooße seiner Verwandten. Er hatte seine Eltern gefunden; — arme, redliche Landleute in der Gegend von Bordeaux, die er nun durch seinen erworbenen Reichthum beglücken konnte. Nicht das rothe, sondern das blaue, schlechtere Kleid gehörte ihm; allein er hatte dieses nicht nöthig, sondern verlangte dasselbe von Orsan, dem er jetzt das rothe sandte, nur bei Gelegenheit zurück, da seine Eltern ihn an einigen andern, ganz untrüglichen Zeichen wieder erkannt hatten. Mehrere Umstände, die der allzudankbare Mensch bisher aus Achtung für seinen ehemaligen Retter noch verschwiegen hatte, machten es ihm selbst und jedem Vernünftigen nunmehr höchst wahrscheinlich, daß jener Mann doch wohl ein Betrüger gewesen sein mußte, welcher, — sei es aus Eigennutz, oder aus Liebe für den kleinen Soligny, — die damals ihm vielleicht zu Gesicht gekommenen Anzeigen und Versprechungen in den öffentlichen Blättern mit Gelegenheit und Zeit hatte benutzen wollen. Soligny hatte auch, wie er jetzt selbst gestand, in Triest nur auf Ueberredung und Befehl seines Retters, und nicht aus eigner Ueberzeugung, vielmehr mit bittern Thränen, das rothe Kleidchen gegen sein eignes angenommen und sich nachher vorgesetzt, mit Orsan in lebenslänglicher Verbindung zu bleiben. Soligny hatte also doch aus Dankbarkeit mehr verschwiegen, als die Freundschaft erlaubte. Kurz, es blieb kein Zweifel mehr übrig, — Orsan war der verlorne Montignan.

Lange saß der erschreckte Mensch, kraftlos an die Wand der

Laube gelehnt, in wildem Kampfe da. Jetzt zog ihn die gewaltige Natur fort in die Arme der Mutter; — jetzt sah er wieder vor dem umdunkelten Auge die Schwester, wie sie, tödtlich getroffen von der ungeheuern Entdeckung, niedersank; — bald klangen ihm die ersten Segnungen der Erzeugerin süß wie Lautentöne ins Herz; — bald sah er sich, fliehend vor ihrem entsetzlichen Fluch, in menschenleeren Wüsten umherirren. „Gott! rief er wie ein Verzweifelnder aus: Großer, schrecklicher Führer der Weltereignisse! Wie reich und arm, wie selig und elend lässest Du oft im Raum eines einzigen Augenblicks das edelste Deiner irdischen Geschöpfe werden! — Aber ach, was ist denn dieses stolze Geschöpf, — dieser Mensch, dessen Herrlichkeit ich während meines halben Lebens so sehr bewunderte, — der mir durch sein heiliges, in schöner Menschenbildung entwickeltes Gemüth und Gewissen wie ein halber Gott erschien, — den ich im sichern Besitze von jeder augenblicklichen Ahnung des Rechten oder Bösen glaubte? Was hat er nun von den Thieren weiter zu gut, als daß er ihre klügste Gattung ausmacht? Ach, so wären also dennoch jene schrecklich romantischen Geschichten wahr, deren Dichter ich immer als schlecht, gemein und ungebildet belächelte und schalt, wenn sie schöne Geschwisterseelen in unnatürlich aufflammender Liebe zu einander entbrennen ließen? Ist der Mensch so unbegabt und arm an jeder göttlichen Ahnung der Sitte und seiner eigentlichen geschlechtlichen Verhältnisse, die doch Gott selbst geheiligt hat? Muß ich ihn dem erbärmlichen Hunde vergleichen, der nicht Mutter, noch Schwester, noch Tochter kennt? Ist nicht der Elende, der frei im Inceste lebt, eben so würdig, als der sittlich Schöne, der nur ein wenig darüber erschrickt, — und ist nicht dieser eben so nichtswürdig und unglücklich und thierisch, als jener? Beide haben ja nichts von jener heiligen Stimme in sich; — von jenem Letzten, Einzigen, das ich im Gemüthe des Menschen noch allein vom Ebenbilde der Gottheit übrig und gerettet glaubte; — unter dessen himmlischer Leitung

ich selbst mein sittliches Leben so sicher wähnte! Großer Gott, ich liebe sie noch in diesem Augenblicke heißer, als jemals! — Und sie?" — —

Hier kam endlich ein Gedanke des Trostes in seine Seele. Ihre vorigen letzten Worte: „Mein Herz ist längst verschenkt!" deuteten, wie es schien, auf ein Geheimniß. Sie liebte wohl einen Andern, als ihn; — die Mutter war nicht mit ihrer Liebe einverstanden; — im Fall der Wiederkehr ihres Bruders wollte man sie zu einer andern, für die Familie anständigeren Verbindung zwingen; — vielleicht ahnete die göttliche Seele schon jetzt in ihm selbst diesen Bruder; — sie wollte ihn im voraus zum Freund und Fürsprecher bei der Mutter für sich gewinnen — — hier sah er einigen Trost: — nur seine Seele allein war bedroht, aber die ihrige gerettet!

Ein neuer Kampf begann aber, als der Erstaunte jetzt Elisen mit wankenden Schritten sich der Laube wieder nähern sah. Er mußte schlechterdings noch schweigen. Die augenblickliche Entdeckung des Geheimnisses würde die Mutter getödtet haben. Alle mußten erst vorbereitet werden. Und er selbst, — wie konnte er vor sie treten?

Ihr ganzes Wesen schien, halb aufgelöst, in Scham und Liebe zu brennen. So schön sah er die Geliebte noch nie. Starr blieb er vor ihr stehen. Aber bald nahm sie alle ihre zarten Kräfte zusammen und fing zitternd an: „Staunen Sie nicht darüber, daß ich nach meinen letzten Worten jetzt wieder komme. Ach, mein Freund! — da, wo es das Theuerste des Lebens gilt, kennt ein Mädchen nichts als ihr Gefühl, und wagt freudig alles. Die Angst, die fürchterliche Ahnung, Sie könnten mich vorhin mißverstanden haben, trieb mich zu dem schrecklichen Gange. Ewig von allen Menschen möge ich verkannt werden; nur dieß einzigemal nicht vom besten aller Menschen! Orsan! Was Ihnen auch die Mutter gesagt, was sie von Ihnen verlangt hat, so sein Sie nicht großmüthiger gegen Ihren

Freund, als gegen ein schuldloses Mädchen, dessen Herz schon jetzo bricht!"

„Elise, Du liebst, rief er hastig, wen liebst Du?"

„O der grausamen Frage!" flüsterte die Erschrockne mit halber Stimme und setzte sich erblassend auf die Gartenbank. Das rührende Schmachten in ihrem Blick ließ ihn über die Ungerechtigkeit seiner Frage und über die fürchterliche Tiefe ihrer Liebe zu ihm nicht länger im Zweifel. Er wandte die Augen ab.

Aber die gesunde weibliche Natur ermannte sich bald wieder und sammelte neue Kraft zur Rede. „Sterben kann ich, sagte sie mit hoher Feierlichkeit, aber Wahrheit und Freiheit sollen mich bis zum Grabe nicht verlassen! — und so höre denn —"

„Nein! rief er mit Entsetzen: sprich es nicht aus! das Furchtbare, das Ungeheure! Ich bin — —"

Er warf sich auf einen Stuhl und verhüllte mit seinen Armen das Angesicht.

Im reinsten menschlichen Schmerz rang sie jetzt die schönen Hände nnd flehte brünstig zu Gott auf. „Du allein, rief sie: Du kennst dieses arme Herz! Gehe ich dem Unglück entgegen, so kommt es von Dir! Wandle ich auf dem Pfade des Bösen, so wirst Du mich aus der Irre leiten; und wie könnte ich je fallen, so lange Deine heilige Stimme in meiner Seele wiederhallt! Du bist die Liebe selbst, und auch ich will einzig jener Liebe, die Du selbst in mein Herz legtest, still und ruhig folgen. Aber nimm, o Vater, nimm von dem Freunde das Leiden, das sein Herz zermalmt! Oeffne mir sein Vertrauen, laß mich seine Schmerzen tragen, oder mit dem sterben, den meine Seele liebt!"

Sanft wollte jetzt die Heilige dem zerrütteten Manne nahen; denn sie fühlte nun kein anderes Leiden mehr, als einzig das seinige. Aber in diesem Augenblick unterbrach das plötzliche Erscheinen eines Bedienten die traurige Scene.

„Gnädiges Fräulein!“ rief er eilfertig: So eben steigt Ihre Frau Mutter im Schloßhofe aus.“

„Meine Mutter! schrie Elise entzückt, indem der starre Freund emporschauderte: Guter Gott, das kommt von dir! Du sendest mir die einzige Brust, die meine Thränen faßt! — Ich beschwöre Sie, mein theuerster Freund, folgen Sie mir bald! Es wird, es muß Alles gut werden!“

Sie flog fort. Orsans Gemüthsbewegung war so groß, daß er kaum noch Kraft genug hatte, den Bedienten zurückzurufen. „Wer ist angekommen?“ stammelte er.

„Die Mutter unsers Fräuleins, die Frau Marquise von Villiers aus Marseille. Sie und die Gräfin sind Geschwisterkinder. Aber verrathen Sie mich nicht, gnädiger Herr — unsre gnädige Gräfin kann das Plaudern gar nicht leiden!“ Ohne sich weiter einzulassen, sprang er fort nach dem Schlosse.

Die Marquise war eine ältliche, aber ungemein heitere und interessante Wittwe von Orsans Bekanntschaft. Er hatte sie einigemal auf dem Schloß einer Freundin in der Gegend von Marseille gesehen und erinnerte sich jetzt mit höchstem Erstaunen, daß sie ihm die versprochene Lösung eines gewissen Räthsels noch schuldig geblieben war. Er hatte sie nämlich gefragt, ob sie kinderlos sei. Sie gab zur Antwort: „Ich habe eine Tochter, die Sie vielleicht liebenswürdig finden würden. Aber ich darf sie nicht bei mir haben. — Ja, ich darf mein eignes Kind nicht mehr Tochter nennen, wenn ich nicht eine gewisse geliebte unglückliche Verwandte tödten will, die sie zur Tochter angenommen hat, — die sie mit fürchterlicher Sehnsucht zu ihrer Schwiegertochter verlangt, ohne daß die Arme einen Bräutigam für sie hat! In einer ernsteren Stunde will ich Ihnen einmal dieß Räthsel lösen.“

Jetzt hatte die bloße Nennung ihres Namens auf einmal das ganze Geheimniß vor seinem Blick aufgedeckt. Bei Octaviens Ge-

müthszustande und der Heftigkeit ihrer unglücklichen Launen hatte hier Niemand wagen dürfen, ihm Elisen anders, als die Tochter des Hauses zu nennen. Elise selbst hatte keine Ahnung davon, daß er der Verlorne sei. Sie fürchtete diesen, seitdem sie Orsan liebte. Die Mutter hatte ihre Liebe zu ihm vielleicht entdeckt und das unglücklich liebende Mädchen an ihr Versprechen erinnert, die Gattin des Wiederkehrenden zu werden. Seit gestern hatte Elise geglaubt, die Mutter habe sich an ihn selbst und seine Großmuth gewandt und ihm Alles offenbart, und nun stehe er selbst zwischen seiner Liebe und der Pflicht gegen seinen Freund im Kampfe u. s. w. Wer vermochte so viel Glück zu fassen, als diese unverhoffte Entdeckung dem entzückten Orsan auf einmal darbot! Und wer vermochte Elisens zärtliches Gemüth, diesen himmlischen Abgrund von Liebe zu durchschauen! Er sank auf seine Kniee, um Gott mit kindlichen Reuezähren jeden seiner Zweifel abzubitten, und den weisen Schöpfer für die hochbeglückende Gabe der fühlenden Menschheit und ihrer heiligen Ahnungen von neuem zu preisen.

Da schien des Schöpfers holde Sonne so alltröstend, so freundlich durch die traubenbelastete Laube herein, und mit ihrem Morgenglanze floß ein ewiges Licht des Glaubens in die Brust des Betenden! Tief ruhte seine Seele jetzt in den Erinnerungen an die melodischen Worte des vorhinnigen Gebets seiner Elise, — jenes reinen Aushauches einer schönen, Gott ergebnen Seele. „Du allein, rief er endlich laut zum Ewigen empor, du Gott im Himmel, du Gott im Menschen, du leitest recht, von dir will ich nimmer weichen!“

Was hätte den seligen Menschen hier noch zurückhalten können. Er eilte, das Päckchen mit dem Gewande seiner Kindheit ans Herz gedrückt, in den Saal des Schlosses, wo die Freundinnen sich begrüßten.

„O, ein seliger Bote“ rief Octavie entzückt bei seinem Anblick. Denn wie hätte wohl dieser schöne, wahre, kräftige Mensch

seine Mienen verstellen können! Das neugeborne Glück des Hauses strahlte, wie süßfunkelndes Morgenlicht, aus seinen Augen.

Ja, beglückte Mutter, rief er mit wankender Stimme: ich habe mich nicht getäuscht! Gott erhörte unsre Wünsche. Der Sohn ist gefunden! Ja, er ist schon nahe — er wird nach einigen Augenblicken in unsern Armen sein! Hier, o zärtlichste der Mütter! hier ist sein Kleid! — Da siehe, ob es Deines Josephs bunter Rock sei!"

Seine Thränen flossen jetzt mild, indem er der Mutter die wohlbekannten Kleider herauswickelte und übergab. Aber Octavie konnte die theuren Gewänder nur schweigend an ihr Herz drücken. Schnell ahnend, fuhr sie mit der andern Hand nach dem Haupte des Sohnes. Dort befand sich ein kleiner Auswuchs, welchen das gütige Schicksal mitten unter den Narben des Trepans freundlich hatte erhalten wollen. „Ich bins!" lispelte er. „Du bists, mein Robert!" rief sie, und sank, wie vom Blitz getroffen, in seine Arme.

Aber die Küsse des holden Sohnes ließen die Mutter nicht ohnmächtig werden, und die Schläge seines Herzen stärkten die Schwankende für diesen seligsten Moment ihres Lebens, während Elise in den Armen ihrer erstaunten Mutter mit ihrem Entzücken himmlisch kämpfte und das süße Geständniß ihr zuflüsterte: „Ich bin auf ewig sein!"

Es trat eine lange selige Pause ein, in welcher alle das kleine ausgebreitete Kleid stumm betrachteten, küßten und mit Thränen süßer Wehmuth benetzten.

Dann führte die Mutter den Sohn zum Bilde des edlen Montignan, auf dessen Lippen jetzt der aus bessern Regionen herabgestiegne Vatergeist zu lächeln schien.

Robert faßte Elisens Hand, und die liebenden Kinder knieten vor dem Bilde nieder. Dort empfingen sie den Segen der Mütter für ihre ewige Vereinigung.

Serena hatte schon einigmal während des vorigen Gesprächs, und noch öfter während Dagoberts Erzählung, ängstlich bald auf ihre Uhr, bald in Isidorens Angesicht, bald nach der Gegend hingeschaut, woher der Herzog kommen sollte. Jetzt, da Alles dem liebenswürdigen Vorleser für die Mittheilung seiner Geschichte dankte, war sie sichtbar bemüht, die Wiederanknüpfung jenes Gesprächs zu verhindern. Sie versicherte, es sei schon über die Mittagszeit; der Herzog müsse sogleich kommen; und endlich erinnerte sie die Prinzessin, daß sie vor der Abfahrt noch dem Kammerherrn einen Goldfasan von besonderer Schönheit habe zeigen wollen.

Aber aus dem Antlitz der holden Isidora waren alle schmerzhaften Züge der Abschiedsempfindungen gewichen. Heiter und wie sonst in süßen Phantasien verloren, erschien wieder ihr ganzes Wesen, und mit dankbarem, seelenvollem Lächeln blickte sie lange in das Auge des Freundes. Sie verlangte nach keinem Gespräche mehr. Aber ihr Gang, wie die Träumende jetzt willig am Arme Serenens fortschwebte, glich wieder dem leichten Schwunge der anmuthig geschürzten Horen, und Jedermann mußte laut die Schönheit der Herrlichen preisen.

Sobald der Herzog erschien und mit trauernder Miene den letzten Gruß der Freundin, die auch die seinige war, überbrachte, ward die Stimmung wieder ernst. Man eilte nun nach Tempe zurück.

Dort fanden sie bereits mehrere aus der Nachbarschaft nach Hofe geladne Familien versammelt. Es waren diesen Morgen so viele Briefe und Depeschen eingelaufen, daß der Herzog mit seinen Geheimenräthen noch eine Stunde im Cabinet arbeiten mußte. Während dessen theilte die Prinzessin die Nachricht mit, daß übermorgen die neue Hofdame, Olympia, hier ankommen werde, und jetzt sah Dagobert zum erstenmal, wie tief und innig Eulaliens Liebe zu ihrer Gebieterin war. Das arme Mädchen ward plötzlich bleich wie eine Leiche; bitterer Jammer überbebte die sonst ewig lächelnden Lippen,

und sie mußte sich wegbegeben. Mit hoher Anstrengung hielt die Fürstin ihren eignen Schmerz unterdrückt.

Bei Tische machte der Herzog bekannt, daß er morgen einen großen Ritt zu einem fernwohnenden Edelmanne zu machen gesonnen sei. „Wollen Sie mich begleiten? fragte er Dagobert: Wir kommen zu einem Ritter von ächt altdeutschem Schrot und Korne."

Unser Freund lehnte die Einladung ab, weil ihn heute erhaltene Briefe nöthigten, seine Abreise aus dieser Gegend schon morgen Abends anzutreten.

„Und das ist unabänderlich?"

„Leider, gnädigster Herr, da ich außerdem einen Freund, dessen Reise die meinige durchkreuzt, verfehlen würde."

„Gut denn, — oder freilich schlimm! sagte der Herzog: Aber machen Sie wenigstens Ihre Anstalten gleich heute fertig. Denn morgen, guter Dagobert, müssen Sie noch mit uns essen. Ich verschiebe ohnehin gern meine Reise bis auf übermorgen." Dagoberts Scheiden ging dem edlen Fürsten nahe. Er ließ ihn jetzt nochmals das feierliche Versprechen ablegen, welches er schon früher gegeben hatte, im nächsten Frühling gewiß wiederzukommen. Jedermann freute sich laut auf diese Wiederkunft, und manches reizende Gesicht blickte den schönen Mann freundlicher an, als je.

Die Ankunft eines Couriers unterbrach das Tafelgespräch und erregte bedeutendere Verhandlungen. Ein Vetter des Herzogs, mit welchem dieser in allerlei wichtigen Tractaten stand, schlug ihm eine Zusammenkunft in einem gewissen großen Badeort vor, welche Einladung dem Herzog so willkommen war, daß sie sogleich angenommen werden sollte. Schon nach einigen Tagen wollte er abreisen und die Prinzessin mit ihm. Da zur Begleitung, des Geschäftes wegen, viele Männer und wenige Frauen bestimmt wurden, so sollte noch heute an die neue Hofdame eine Staffette gesandt werden, um ihr den

Urlaub zu einer Reise, die sie vergebens vor ihrer Hierherkunft zu machen gewünscht hatte, nun noch zu rechter Zeit entgegen zu bringen.

Die Befehle zu den Reiseanstalten setzten nach der Tafel sogleich Alles in Bewegung, und unser Dagobert ging ebenfalls um sein Haus zu bestellen.

Zum letztenmal wollte jetzt Dagobert seiner schönbelaubten Felsenwohnung noch eine Viertelstunde weihen, nachdem er mit Marcellus die morgende Reise verabredet hatte.

Als er den Gang an den Felsen hin beinahe zurückgelegt hatte, hörte er oben mit der Hacke arbeiten und bemerkte, daß Euphrosine still mit Anshelm den Weinberg besorgte. Sie standen höher, als er, nur wenige Schritte weit von ihm, und arbeiteten in traulicher Nähe eifrig fort. Die dichte Zaunhecke verbarg unsern Freund, und er blieb jetzt stehen, um sich ihres nähern Zusammenlebens zu freuen und um zu hören, ob keines dem andern etwas zu sagen habe.

„Aber ich darf doch wenigstens ein Wörtchen reden?“ fing Anshelm nach einiger Zeit an.

„Soviel Du willst, Anshelm.“

„Nun, so sage mir, was hattest Du gegen mich?“

„Ich wußt' es nicht, Ansheim! Es ward mir wehe, wenn ich den Herrn ansah; es ward mir wohl, wenn ich Dich ansah. Ich wußte nicht, was Du wolltest, bis es mir der Herr sagte. Da wurde mir mein Gemüth so schwer, denn ihn hatte ich, wie es mir damals vorkam, viel tausendmal lieber, als Dich.“

„Ach, ich wußte es wohl, seufzte Anshelm schwer und lehnte sich auf seine Hacke und blickte wehmüthig das Mädchen an: aber sage mir, Herzenskind, ist Dir nun auch gewiß anders zu Muth? Ach, ich hab' Dich nicht verdient!“

„Du denkst, Anshelm, ich wollte Dich mit meinem Lieben betrügen. — Das ist wohl nicht Recht!“

„Gott sei mir gnädig! — nein, Du gutes Mädchen betrügst mich nicht! Ach, sieh mich nur noch einmal so freundlich an!“

„Lieber Anshelm, schaue mir nicht immer so hart ins Auge; es treibt mir all das Blut in die Wangen. Sieh, ich bin nun einmal nicht so wie die andern Mädel. Meine Mutter sagt immer: Du bist nicht für die Welt.“ Ihr Blick wandte sich ab.

Anshelm ließ seine Hacke sinken und hielt die gefalteten Hände gen Himmel: „O Du bist eben für mich, Euphrosine! Ich bin auch nicht für die Welt. Wir schicken uns zu einander, und bin ich Dich nicht werth, so hängt doch mein Herz und Sinn getreu an Dir, nun und ewig. Sei nicht so schüchtern, Euphrosine. Bücke Dich nicht so von einem ehrlichen Kerl weg. Du denkst, ich wollte Dich wieder küssen; — nein, aber sieh mich nur einmal an, wenn Du mich lieb hast. O Du bist mein Mädel, mein Alles auf der Welt!“

Sie sah ihn an, reichte ihm lächelnd die Hand, schlug dann verschämt die Augen nieder und sagte in der rührendsten Melodie ihrer sanften Stimme: „Du mußt nicht zürnen, wenn ich so schüchtern bin. Du kannst es doch glauben, daß ich ehrlich und treu mit Dir leben will bis in den Tod.“

So gut war es wohl dem redlichen Jungen noch nicht geworden. Er vergaß ihr Zagen und Alles; er zog die Geliebte mit unwiderstehlicher Kraft an den treuen Busen; und willig ließ sie ihn unter den Erstlingsperlen ihrer Liebe die süßen Erstlinge ihrer Lippen rauben. Wie wohl ward unserm versteckten Freunde bei der reinen, heiligen Umschlingung!

„Wenn Du wüßtest, sprach Anshelm, und hielt über ihrem Haupte die schmerzlich bebenden Lippen dankhauchend zu Gott empor,

während das Mädchen jetzt fest und herzlich an seiner Brust ruhte, wenn Du wüßtest, Euphrosine, wie reich mein Herr ist! Aber doch hat er nicht, was ich nun habe von Gott! Und, weiß Gott, er wäre auch das noch werth!“

„Sieh, Anshelm, sagte sie jetzt schwärmerisch, das gefällt mir so, daß Du ein treuer Knecht bist. Wer dem Herrn treu ist, denke ich, der wird auch im Lieben treu sein. Glaube es nur, Anshelm, ich war auf bösen Wegen; aber ich habe zu Gott und seinen Heiligen gebetet Tag und Nacht; — da hat mir die himmlische Jungfrau meine brave Mutter zum Troste geschickt, und noch einen schönen Engel auf Erden. Ach, Anshelm, ich darf Dir nicht Alles sagen, — aber, darauf ist mein Gemüth wieder gesund geworden; und ich lebe nun gar wohl und glückselig, seitdem meine Eltern in unser Verlöbniß gewilligt haben. Das Herz wird mir brechen, wenn Du mich von ihnen nimmst; aber ich gehe doch mit Dir fort in Deine Heimath. Sieh, ich hätte Dir das Wort nicht gegeben und ginge nicht von hier, wäre mir nicht besser geworden in meinem Gemüth. Und Gottlob, ich denke nun, bis Guntram einmal freit, sind meine Eltern noch immer rüstig. Drum soll auch Alles sein, wie Du gesagt hast. Die Erde ist des Herrn, und überall sind wir ja in Gottes Hand.“

„Wie will ich Dich für Deine Güte lieb und werth halten: sprach Anshelm, in ihrem Blick verloren: Sieh, so ist es Recht! Das Mädel muß in die Fremde, aber der Bursche muß seines Vaters Erbe nehmen und bauen und bessern, und muß Leib und Leben dafür lassen. So soll es Guntram machen und ich auch. Vater und Mutter, stammelte er weich, sind mir nicht so lieb als Du, aber ich will Dich gern mit meines Vaters Brod nähren, und meiner Mutter Hand soll Dir Gutes und Liebes thun. Ach, es ist doch so schön daheim! Und siehst Du — keinen Heller nehm' ich von Deinen

Eltern mit Dir an. Das soll Alles dem Guntram bleiben. Ich will's ihnen heute noch sagen; und wenn Dich meine Eltern das mit einem Sterbenswörtchen irgends entgelten lassen, sieh, so will ich nicht ihr Sohn heißen!"

„Du bist gut, Anshelm, aber das sollst Du nicht. Du mußt meiner lieben Eltern auch froh werden; — dazu habe ich Dich nun zu lieb."

„Schweig mir doch, Euphrosine, schweig mir doch von zeitlichem Gut! Auf meines Vaters Gütchen liegt der Segen, — und unser Segen. — O mein Vater ist von gar braven Eltern, nun, Du wirst sehen, wie uns die Leute lieb haben! Aber eins sag' ich Dir: von meinem Herrn gehe ich nicht weg, bis er mir selber den Abschied gibt. Ich kann ihn weiß Gott nicht fordern! Nun, Du wirst sehen, — er kommt zuweilen in unser Haus, — aber er ist nicht, wie andere große Herren, die den jungen Weibern nachstellen."

„Anshelm, da brächtest Du mich im Leben nicht mit Dir fort. Aber das ist nun auch vorbei. Er erfährt es nimmermehr. Ich bin nur froh, daß Du es weißt!"

„Herzensmädel, Euch Beiden trau' ich mein Lebenlang wie ein braver Kerl! So ein ehrliches Mädel? — so ein ehrlicher Herr! — nein, ich verlasse ihn mein Lebetage nicht!"

„Ei Du frommer und getreuer Knecht! flüsterte Dagobert und trocknete seine Augen: Du sollst eingehen zu Deines Herrn Freude!" Er schlich zurück und nahte dann mit dem Geräusch eines Ankommenden. „Anshelm! rief er, als sie ihn bemerkten: Du mußt einpacken; morgen reisen wir. Aber ich höre, es steht Alles gut mit Euch. Kommt herab zu mir! Grämet Euch nicht, Kinder. Im Frühling kehren wir wieder, und da ist Hochzeit. Nun? ist Euch wohl zu Muthe?"

„Gottlob ja, gnädiger Herr!“ sagte die wackre Euphrosine mit schöner Freudigkeit.

„O, lieber Gott! stammelte Anshelm aus dem übervollen Herzen und kreuzte seine Hände auf der treuen Brust: Warum sollte mir nicht wohl sein! Hab' ich doch meinen Gott, und meinen Herrn, und mein Mädel!“

„Nun, so sei mir gesegnet, Du treuer Knecht und Du holde Magd! sprach er sanft und küßte Beide auf die Stirne: Ich will Euch lebenslang nicht verlassen. Verlaßt mich auch nicht, so wird Gott diesen Segen einrs ehrlichen Dienstherrn an Euch erfüllen!“

Leise schluchzend sanken die Gesegneten vor ihm nieder und umfaßten seine Kniee. Aber er hob das selige Paar in seine Umarmung herauf.

Schon war bei Hofe die Tafel aufgehoben, an welcher Dagobert zum letztenmal auf lange Zeit das werthe Gastrecht bei seinem fürstlichen Freunde genossen hatte. Er fühlte das mit tiefer Wehmuth, als der Herzog noch eine Zeitlang Arm in Arm mit ihm den Saal auf und nieder ging, und voll deutscher Herzlichkeit ihm wieder die alten schönen Worte zurief:

„Ergehts Euch wohl, so denkt an mich
Und danket Gott so warm, als ich
Für Euern Zuspruch danke!“

Und als der gute Fürst, welchen mehrere Boten schon in sein Arbeitszimmer forderten, jetzt noch einen poetischen Briefwechsel zwischen Dagobert und der Prinzessin vorschlug, und dann endlich sagte: „So geht denn mit Gott, Freund! Aber ich wollte, wir blieben jetzt und ewig beisammen!“ da brach unserm Freunde das Herz, und seine Fassung war so ganz verloren, daß er sich beim Austritt

aus dem Saale fragte: „Woher nun noch Kräfte nehmen, die uns erst jetzt am nothwendigsten sind?“

Er hatte sich nämlich bereits vom ganzen Hofe, und selbst von Serenen und Eulalien beurlaubt; — nur die Prinzessin fehlte noch! Zum Glück wies man ihn, als er den traurigen Gang wagte, in den Park. Die reine himmlische Luft, die, nach einem Morgengewitter, höchst erquicklich bewegt war, stärkte seine Brust, und des Himmels Heiterkeit theilte sich auch seiner Seele mit. Er trat endlich, festen Ganges, wie ein Mann, zum Hubertusbrunnen hin, an dessen Blumenrande er das königliche Mädchen mit Serenen und Eulalien gewahrte.

„Da kommt Einer, der auf bösen Wegen geht! rief ihm Eulalia entgegen, die heute ausgelassen lustig darüber war, daß sie noch nicht außer Dienst kommen sollte: Aber nichts vom Abschiednehmen, lieber Dagobert!“

„Lassen Sie nns noch ein wenig plaudern!“ sagte die Fürstin im leichtesten Tone, den sie zu fassen vermochte.

In diesem Augenblick ward aber Serena zur Oberhofmeisterin gerufen, die sich nicht wohl befinden sollte. Es war nicht zu ändern; sie versprach bald wieder zu kommen. Eben zog schon in einiger Entfernung der ehrliche Anshelm, tiefgesenkten Blickes, mit Dagoberts Reitpferden vorüber. Schmerzlich lächelnd zeigte die stille Isidora auf das traurige Bild, dessen ganzen Sinn sie kannte, und sah der guten Seele schwermüthig nach.

„Sein Sie kein gewöhnlicher Reisender! sagte Eulalia, sondern denken Sie auf der nächsten Station nochmals an diese Zaubergärten! Sie wissen, mit wem ich heute die Schmetterlinge verglich. Vor zwei Minuten wollte ich hier einen fangen, um Ihnen Ihr Ebenbild entgegen zu halten; — aber, da ist er ja wieder, — nein, dießmal entgehest Du mir sicherlich nicht!“ Sie sprang ihm nach in die Hecken.

Dagobert selbst erschrak über Eulaliens Unart, und Isidora sah zur Erde nieder, um ihre Fassung schnell wieder zu gewinnen. Aber beim ersten Aufblick verschlimmerte sich das Uebel; denn sie mußte bemerken, daß sein starrer Blick wie dürstend an ihrem linken Arme, welcher entblößt war, fest haftete. Sie hatte ihn hierüber schon einigemal betroffen. Dort war noch jetzt die Stelle sanft geröthet, die er einst geheilt, — geküßt, — aus deren lebendigem Quell sein Mund jene Purpurtropfen gekostet hatte, deren Himmelsfeuer sein ganzes Wesen zum ewigen Durst der Liebe entzündete.

„Ich fühle einen brennenden Durst, sagte sie matt, haben Sie auch heute Ihr Reiseglas nicht vergessen?"

Er zog es hervor. Da flammte das liebende Auge in der heiligsten Weihe zu ihm herüber! Sie schöpfte schnell, und brach zwei Vergißmeinnicht; und mit fester Hand führte sie den heiligen Trank zum Munde. „Wiedersehen, Dagobert!" flüsterte sie, zum Himmel blickend, — und trank, und bot ihm die letzte Hälfte freudig dar, und mit derselben eins von ihren Blümchen. Das andere nahm sie an ihre Brust, während er in zuckendem Wahnsinne den Becher leerte.

„Tochter des Himmels!" lispelte er ohne Bewußtsein. Denn, selig in ihr Antlitz hinüber lächelnd, wollte er jetzt auf die Kniee sinken.

„Ruhig, mein lieber Freund! tönte es sanft in sein Ohr: Fassung, guter Dagobert!" Es durchklang ihn eine so himmlische Melodie in ihrem Tone; — ach, all ihre Anmuth lag ja in dem holden Tone, und er hätte Todte wieder beleben müssen! — Aber er hob auch den sinkenden Freund empor.

Schnell verbarg seine Hand das Glas. Aber er blickte sehnend nach jener Blume am hochaufwallenden Götterbusen, und reichte die seinige zum Wechsel hin. Seine ganze Seele schien, aus dem Stern seines liebenden Auges herüberblickend, um die heilige Blume zu bitten.

Sie nahm bebend. Sie gab zitternd. Sie hatte keinen Willen mehr. „Wiedersehen!" rief er in sanfter Feier, als jetzt ihre Thränen

rannen. Tief beugte er sich, und riß sich fort, und winkte im Entfliehen der kommenden Eulalia seinen Abschiedsgruß zu.

„Ach, es steht schon so traurig mit uns!“ sprach Eulalia erschrocken, und ihr Mund zog sich zu sanftem Jammer. Sie hatten ihn Alle so sehr geliebt!

„Komm!“ sagte die Fürstin matt und lehnte sich an das gute Mädchen.

Eben winkte Dagobert zum letztenmal, und verschwand hinter den Mauern der Marienabtei.

Isidora.

Drittes Buch.

Längst war der inbrünstig liebende Sommer den Armen der Natur entflohen; schon hatte der Herbst, ihr kühlerer Freund, die Holde mit seinen Silberfäden umsponnen, und schien nun mit Macht das heilig ernste Werk ihrer Verpuppung zu beginnen, als eines Morgens Isidora mit Serenen die Hauptstadt verließ, um vor dem Eintritt der rauhen Zeit noch einmal Tempe's selige Matten und labyrinthische Schattengärten zu durchirren, deren Schmuck sich bereits zum Abfallen neigte. Der Aufenthalt unserer Fürstin im Bade war durch mancherlei Vorfälle sehr verlängert worden und hatte obendrein noch weite Umreisen durch einige schöne Länder zur Folge gehabt, so daß der Hof erst im Spätherbste wiedergekehrt war; aber nun nicht mehr nach Tempe, sondern zur Residenz. Ehegestern hatte endlich auch Olympiens Ankunft Statt gehabt. Die Dame war aber noch zu sehr mit ihrer Einrichtung beschäftigt, um heute sogleich die Prinzessin hierher zu begleiten. Da nun auch die traute Eulalia schon längst an der Seite ihres Gatten in Oran lebte, so konnte die Fürstin unter den andern Hofdamen jetzt leider für solche empfindungsreichen Tage, wie der heutige werden sollte, keine Geweihte mehr finden, als ihren noch einzig übrigen Liebling, Serenen.

Alles Schöne und Anmuthige des Lustschlosses und der theuren Gegend ward heimgesucht. Manches gewährte die lieblichsten Rückerinnerungen. Vieles war noch schön wie sonst; aber Nichts athmete

mehr im jungen Lebenshauch der vormaligen grünenden Gegenwart. Alles schien erblaßt und ward zur Elegie!

In den Nischen des Gartensaales waren die herrlichsten Kunstwerke neu aufgestellt; aber Niemand hatte sie geweiht, und ach, dort war ja die verlassene Stelle nun und ewig wahrzunehmen, wo einst Dagoberts mächtiger Gesang dem ganzen Saale und seinen Bewohnern die erste Weihe gab! Unter den Linden war es so traurig zu wandeln; im leisen Aufrauschen des schon gefallenen gelben Laubes glaubte sie die Geistertritte des fernen Freundes zu hören. Am Hubertusbrunnen, wo er sein Mährchen erzählt hatte, ward die Sehnsucht laut. „Lieber Brunnen! sprach das zärtliche Mädchen und bog sich liebend über die Fluth: Noch niemals bin ich ohne ein Vergißmeinnicht von dir gegangen! Warum versagst du es mir jetzt zum erstenmal!“ eine Thräne der innigsten Liebe sank hinab, und freudiger schien der heilige Sprudel aufzuwallen, als das zarte Opfer in seine Fülle niederperlte. Der Einsiedler trug seine Blumen schon in die Klause zur Winterruhe ein. Er sah blaß und kränkelnd aus, und zitterte mehr als sonst. Sie hatten ihm einige Geschenke mitgebracht, die seinen Winter erträglicher machen sollten. Er dankte mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit, aber er betrachtete die Gaben mit einem zweifelnden Lächeln, und als ihn Isidora mit ihren liebevollen Zusprüchen an den Frühling erinnerte, zeigte er mit freudiger Ruhe auf das um ihn fallende Laub, — dann in die Wolken. Auf den Höhen über der Marienabtei war es heute heller als sonst, aber leer, unaussprechlich leer, und dunkelblau wogte die vom Winde gekräuselte Fluth des Sees unter dem herbstlich weißgestreiften Himmel. Das nahe Feld war längst abgeleert. Der Schellenklang einer dort weidenden Schafheerde, — welchen sie im Sommer gar oft belauscht, und dessen Melodie ihrem Ohr immer so süß und romantischhellfunkelnd getönt hatte, — klang nun so leise und in wildfremden Klagelauten herüber, und schien ihr so schrecklich fern!

Tief und tiefer seufzte der zarte Busen unter diesen Klängen auf, und auch die sanfte Serena, die oft nur in ihrer Geliebten zu leben schien, fühlte jetzt die eigne Seele ganz von heiliger Sehnsucht nach dem Freunde geschwellt. Sanft umfaßten sie sich, und, Blick in Blick gespiegelt, sprachen sie leise zu einander: „Dagobert!"

„O meine theure Serena! rief die Fürstin nach einiger Zeit aus: Nur hier an der reinen Brust der Natur vermag jedes unsrer Gefühle sich zu reinigen und zum einfachen Gedanken zu gestalten. Hier wird mir heute auch selbst die Sehnsucht zur schönen stillen Freude am Leiden. Welche unaussprechliche Angst lebte oft in diesem Herzen während des bisherigen lärmvollen Andranges der Welt und ihrer eiteln, fortwährenden Ergötzlichkeiten! Wie schmerzhaft rächte sich dann stets das gewaltsam niedergedrückte Andenken des Freundes! Jede Freude fühlte ich von einer geheimen Angst durchzuckt, und ach, nur einigemal, — es war auf den Gipfeln hoher Berge, — da, Serena, da sprang sie wieder so mild im Herzen auf, die süße Wunde! und alle Angst verblutete so lieblich, und jeder hohe Gedanke, den der Freund mir einst gab, schien dort sein Bild anzunehmen, und nahte mir aus des Freundes ferner Heimath und zog mit den Wallungen der Himmelsluft friedlich wieder in den selig bewegten Busen ein! Aber nie fühlte ich noch, seitdem er schied, das Andenken an ihm mit so heiligem Bewußtsein des Friedens in der Seele fortblühen, wie heute; nie war er mir wieder so nahe, wie hier, wo einst seine erhabnen Gedanken uns allein geweiht waren, wo er für uns lebte, zu uns redete und sang. O kehre wieder, du schöner Jüngling — komm zurück, du gute Seele! — O Dagobert, mein Freund!"

Aber es vermag keine Sprache die himmlischen Melodien ihrer sehnsüchtig nachrufenden Stimme, noch die Anmuth und Gewalt ihrer heiligen Thränen zu schildern. Serena sank, aufgelöst in Mitleid, an ihr Herz. „Kind des Himmels! rief sie, Du bist zu gut, zu

reich und selig für diese unselig darbende Welt! O daß ich die Last des Thrones von Deinem Herzen nehmen, oder Dir meinen Namen opfern, ja ganz für Dich sterben und Dein theures Wesen in mich aufnehmen und Dir zum Glücke wiedergeben könnte! Ich wollte ja willig von Leben, Glück und Liebe scheiden, für Dich, mein Alles!"

Die Treue, welche in diesen Worten lag, deutete auf mehr als menschliche Treue. Denn Serena war schon seit einigen Jahren einem theuern Mann in der Ferne verlobt, der sich so liebend und heiß an ihr Herz sehnte! Aber das holde Mädchen konnte und wollte vor der Vermählung der Gebieterin, deren Rechte älter waren, nicht von ihr scheiden.

Fester drückte Isidora die Freundin an sich. Sie hatte jetzt mitten in ihrer Hülflosigkeit den wonnevollen Gedanken der Freundschaft in seiner schönsten Fülle empfunden — darum schwieg nun die edle Liebe dem hohen Bilde gegenüber einen Augenblick.

„Aber ach! fuhr Serena trauernd fort: Warum muß ich Dich himmlische Seele, nun so grausam aufschrecken aus Deinen Träumen, aus der Weihe seines Andenkens! — Er ist ja nicht für Dich geboren! Deine Bestimmung ist eine andere; sie ruft mächtig Deinen Namen aus; sie will Dir nicht allein Deine irdische Hülle abfordern; sie verlangt auch, daß Du Deine Ruhe mitbringest; Deinen Frohsinn, — sie will Dich ganz, Du Arme!"

„O stille Deine Angst! sprach Isidora mit sanfter Freudigkeit: Sei ruhig, Du treueste aller Freundinnen über mich und meine Bestimmung! Willig werde ich folgen. Kein Murren gegen die Verhältnisse soll mich entwürdigen, und Gott und seine Heiligen werden mir den Frieden meiner Seele erhalten. Aber, Ihn vergessen, Serena? Ihn, welcher mir zum schöneren und besseren Theile meiner Gedanken ward? Das will und vermag ich nicht! Sieh, meine Beste, ich will ja seiner nur gedenken wie eines Verstorbenen — wie einer geliebten Freundin — ja, ich will seinen Namen nicht mehr

aussprechen — ach, mein Herz bedarf auch dessen nicht! — Aber nur zuweilen, Serena, nur dann, wenn ich Dich allein habe und ans Herz schließen darf — dann will ich leise den geliebten Namen nennen."

Unter Serena's Tröstungen ward sie immer heiterer, und beklagte sich nur über Dagoberts langes Schweigen, da ihm doch ihre Rückkunft ins Vaterland schon aus öffentlichen Blättern bekannt sein müsse.

Als sie wieder zum Schlosse gelangten, meldete ihnen der Officier, daß eine junge Bäuerin ihrer schon lange warte. Es war Euphrosine, welche ihre Hieherkunft erfahren hatte. Sie brachte ein reiches Geschenk an vielfarbigem Obste, Herbstblumen und goldnen Trauben aus den väterlichen Weinbergen. Ihr frisch blühendes Antlitz zeugte von der Ruhe und Heiterkeit ihrer Seele.

„Hast Du keine Nachricht von Deinem Bräutigam?" fragte die Fürstin.

„Ach ja, Gruß und Geschenk. (Sie holte in heller Schamröthe einen wohlverwahrten Ring hervor.) Ein Fremder, der neulich auf etliche Stunden bei uns einsprach, brachte mir das mit — und — im Frühling wollte Anshelm kommen. Dabei war ein schöner, überaus schöner Rosenkranz — den schickte mir der Herr. Und, sie seien gar wohl und gesund in ihr Land heimgekommen."

„Gottlob!" sagte die ungegrüßte Freundin und wandte sich von ihr ab, um ihre innere Wehmuth zu verbergen.

„Kein Gruß für uns? fragte Serena: War denn nicht wenigstens ein Brief von Anshelm dabei?"

„Nein. — Ach, so ein Herr schreibt wohl gern selber. Aber Anshelm nicht. Er sagte mir: ich kann das Schreiben, und auch das viele Reden nicht leiden. Ich bin doch in Gedanken bei Dir, und Du bist bei mir."

„Da hatte er gewiß Recht, mein gutes Mädchen, sagte Serena. Und wohl Dir, daß Du damit zufrieden bist und Deinem Anshelm glaubst."

„Er weiß auch, sprach sie, aus tiefathmender Brust hervorlächelnd, daß ich ihm treu geblieben wäre ohne Ring und Gruß."

Isidora zog sie an sich und liebkoste dem holden Kinde, um aus jenen schönen, gläubigen Augen Trost für ihre Sehnsucht zu gewinnen. „Nein, seufzte sie, als Euphrosine sich entfernt hatte, wir wollen ihn nicht mehr nennen, diesen allzutheuren Freund. Doch auch namenlos, und ohne Handschrift und Gruß, soll er still im Herzen fortleben."

Aber ungeachtet dieses Vorsatzes kam noch am heutigen Abend, als nach ihrer Zurückkunft in die Residenz auch Olympia bei der Gesellschaft war, schon wieder die Rede auf unsern Freund.

Eine Dame nannte zufällig Dagobert, und Olympia nahm die Nachricht von seinem Aufenthalte in hiesiger Gegend mit sichtbarem Erstaunen auf. Das Kind sagte Manches zu seinem Ruhm und Vieles von der allgemeinen Liebe und Achtung, die er in Straland genieße. Ihr ganzes Wesen schien während dessen in hohem Enthusiasmus aufzuflammen, und zu spät bemerkte sie ihr eignes Feuer, welches sich jetzt nicht mehr unterdrücken ließ, sondern durch das glühende Erröthen ihres reizenden Gesichts nur immer merklicher ward.

Isidora hatte das wunderschöne Mädchen mit starren Blicken betrachtet, und ihr Antlitz war allmälig blaß geworden. Olympia richtete jetzt ihr Auge nach der Gebieterin, und erblaßte wie diese. Aber die Prinzessin hielt sich nicht länger. „So ist dieser interessante Mann auch Ihr Freund?" lispelte sie matt hervor, und ruhte mit schwermüthigem Blick auf Olympiens Gestalt.

„Vor zwei Jahren, antwortete Olympia mühsam, und erröthete von neuem, als ich mich in Straland einige Zeit nach meiner Confirmation aufhielt, gewährte mir sein heiterer Geist viele Freuden;

aber seit einem Jahre habe ich nichts mehr von ihm gesehen — noch gelesen."

Jene Dame, welche Dagobert zuerst genannt hatte, that jetzt Olympien eine Frage wegen seiner Herkunft, über welche man hier wenig wisse. Olympia gab ihr zwar genügende Aufklärung hierüber, allein sie that dieß mit einer Art von Stolz und mit einer gereizten Empfindlichkeit, wodurch sie die Blicke der Fürstin und Serenens von neuem auf sich zog. Aber die letztere nahm jetzt begierig das Wort; denn sie war froh, in dieser Wendung des Gesprächs eine Veranlassung zum gänzlichen Abbrechen desselben zu finden. Sie sagte in einem ziemlich officiellen Tone: „Da unser Freund versprach, im Frühlinge wiederzukehren, so hat die Prinzessin neulich gewünscht, dergleichen Gespräche über seine Familie und ihn selbst bis dahin lieber ganz zu vermeiden."

Mit diesem Worte war Dagoberts Name auf einmal aus den Hofzirkeln von Agathonien vorerst gänzlich verbannt, und nur der Herzog, welcher ohnehin hiervon noch nichts wußte, behielt das Recht, ihn zu nennen.

Aber selbst der Zufall übte an diesem Abend noch ein ähnliches Recht aus, und es schien, als sollten unsre Freundinnen heute überall nur an Dagobert erinnert werden. Denn als nach jenem Gespräche ein Herr vom Hofe den Damen aus allerlei Zeitschriften vorlas, stieß er sogleich auf die Ankündigung eines poetischen Werkes von dem Dichter Dagobert aus Straland, dessen die Kritik hier zum erstenmal, und zwar mit der höchsten Achtung erwähnte. In einem andern Tageblatt erklärte ein Recensent von ihm, jeder Kunstrichter müsse der poetischen Welt zu einer so herrlichen neuen Erscheinung Glück wünschen. Man las und hörte dieß Alles mit bedeutendem und frohem Lächeln, und der theure Mann unsers Freundes schimmerte nun, gewebt aus ewiggrünendem Lorbeer, noch heiliger in ihre

Seelen, als zuvor. „O wie schön, sagte zuletzt die entzückte Prinzessin, wie vollkommen hat sein Genius den angetasteten Namen jetzt an uns gerächt! Er bedarf unseres Angedenkens nicht, drum laßt uns von ihm schweigen."

Eine Sendung des Herzogs trieb ihr Erstaunen aufs höchste und vollendete die Wunder dieses Abends. Es waren Depeschen vom Straland'schen Hofe eingegangen. Ein dabei befindliches Packet an die Prinzessin enthielt nicht nur das gedachte Werk, sondern auch ein langes Schreiben Dagoberts dazu. Ein ähnliches Packet übergab man Olympien. Es war schwer zu entscheiden, in welchem von beiden Gesichtern die Züge der Freude sich am reinsten und vollständigsten entwickelten. Olympia war in ihrer Entzückung aufgestanden und hielt die Finger schon am Siegel. Man blickte neugierig sie an, und das arme Mädchen legte zitternd ihr holdes Eigenthum bei Seite und setzte sich traurig nieder. Aber Isidora verließ augenblicklich mit Serenen die Gesellschaft, um den Brief zu lesen. Am Eingang ihres Kabinets wandte sie sich, blickte Olympien mit der innigsten Liebe an und sagte: „O thun Sie doch, wie wir, gute Olympia! Man verzeiht uns gewiß diese kurze Entfernung." Ergriffen von der melodischen Stimme flog das Kind zur Gebieterin; lange ruhten ihre Lippen auf der Fürstenhand, dann verließ sie in der freudigsten Bewegung den Saal, um sich auf ihr Zimmer zu begeben.

Alle drei kamen bald zur Gesellschaft zurück; doch Niemand sprach wieder von Dagobert, bis der Herzog bei der Abendtafel sich nach ihm erkundigte, und zwar, ohne die Prinzessin merken zu lassen, ob er selbst Briefe von unserm Freunde erhalten habe, oder nicht. Isidora, welche stiller als sonst war, schilderte dem Vater nur mit wenigen Worten ihre Freude über das erhaltene Geschenk; und da in diesem Augenblick ein Vertrauter des Herzogs ihm den Wunsch der Prinzessin zuflüsterte, welchen er heute Abends vernommen hatte, so schwieg der Herzog, sah aber lange mit bedeutendem Lächeln vor sich hin. Er

war solcher Wünsche der zarten Tochter schon seit längerer Zeit gewohnt, sobald die Rede auf irgend etwas kam, das den Hof von Straland anging.

„Nein, Serena, sagte die Prinzessin einige Tage nachher: ich mag ihn entschuldigen, so oft ich will, immer wird er strafbar bleiben! Und wenn ich auch zuweilen seine sündhafte Seele ganz in die milde Zärtlichkeit der meinigen versenken will, — ach, so können doch alle Thränen dieser mächtig fluthenden Liebe seine Schuld nicht abwaschen! Hatte er denn kein Wort, — kein einziges armes Wörtchen für die Freundin, als er diese unsäglich kalte Epistel an die Prinzessin niederschrieb, — voll des unseligsten Dankes, der unerquicklichsten Literatur und der stolzesten Devotion! Ja, wie mag nur mein Vater, — dieser entschiedne Freund der menschlichen Wärme, — sich so innig angezogen fühlen von einem Briefe, der mit dem meinigen fast gleichlautend ist? — Er sprach in tiefer, ungewöhnlicher Rührung mit mir von Dagobert; er gedachte seines anmuthigen Wesens, so liebevoll, Serena, so sehnsüchtig und warm! O der undankbaren Seele! Wie hab' ich in jedem Eckchen seines Briefes ängstlich nachgesucht, ja unter dem Siegel gegraben, nach einem „herzlichen Gruße für Isidoren!“ nach einem einzigen „Gottvergelts für Eure Liebe, Ihr guten Drei;“ denn wir liebten ihn ja Alle! Oder nach einem süßen „Denket zurück an unsere geweihten Stunden!“ O ich wollte ja zufrieden sein, hätt' ich nur auf einem Blättchen, kleiner als ein Rosenblatt, den Namen „Isidora!“ gefunden! — Ach, ich wäre aber dann zu reich geworden, zu glücklich! — Nein, Serena, es ist kein Zweifel mehr; ich spreche es aus: Olympia liebt ihn, und er liebt sie wieder! Denn wer müßte nicht diesen Engel wieder lieben? und, zweitens, — höre doch, meine Freundin,

höre das Schrecklichste: Er ist falsch! — Er sinkt herab! Tief ist sein hohes Bild vor meinem Auge niedergesunken und zerschmettert; und ich sehe nichts mehr vor mir, als — den frechen und treulosen Abgesandten jenes allzugutherzigen Prinzen von Straland!“

Serena erschrak. Beides hatte ehegestern auch für sie, doch nur auf wenige Augenblicke, Wahrscheinlichkeit erhalten. Mit allen Vorstellungen und Abmahnungen, welche ihre mütterliche Amtspflicht erforderte, war die treue Hofmeisterin längst zu Ende. Sie hatte sich überzeugt, daß diese allzuschnell und tief erglühte Liebe nur beherrscht, aber nie vertilgt werden könne. Und, den Gegenstand dieser Liebe, der ihrem eignen Herzen so werth war, auf Kosten der Wahrheit herabzuwürdigen, das schien ihr nicht nur schlecht, sondern für das liebekranke Mädchen selbst am gefährlichsten. „Es ist mir lieb, sagte sie mit Schmerz, daß meine Isidora sich gerade auf das Schlimmste gefaßt macht, da dasselbe leider in Hinsicht auf diese arme Welt als das Beste erscheint; oder wenigstens das Resultat daraus ohnehin als nothwendig betrachtet werden muß. Aber ach, wie strafbar wäre mein Herz, wenn ich diesen schlimmsten Fall noch wahrscheinlicher machen, den Freund verrathen und unentschuldigt lassen wollte! Was hat er denn gethan, meine Beste? Uns sein Verhältniß zu Olympien verschwiegen? Wir hatten ja alle Drei vergessen, ihn zu fragen, ob er Olympien kenne? daß er sie liebe, vermuthen wir blos. Vielleicht hätte er uns Alles, und selbst dieß, freimüthig eingestanden, und — am Besten wäre es wohl, wenn wir Olympien noch heute selbst darüber befragten?“

„Nein, o nein, Serena! Ein solches Geständniß würde ich jetzt nicht zu ertragen vermögen! Laß mich noch fortträumen, gute Seele! Du entschuldigst ihn so schön! Morde meinen Glauben nicht so frühe! sprich noch mehr zu seiner Vertheidigung! Serena! Verrathe mich an die Oberhofmeisterin, an den Herzog; aber vertheidige mir jetzt den Freund!“

Serena blickte seufzend zum Himmel. „Wäre es nicht besser, sagte sie, die Heilung mit schneller und eifriger Strenge zu beginnen? Doch, wenn ich nun von seinen Verhältnissen zum Stralander Hofe reden soll, so hat er uns in Rücksicht dieser nur geläugnet, daß er zu den Hofleuten von Straland gehöre. Auch hier sehe ich daher noch keine Falschheit, und Olympia selbst erklärte ehegestern, er sei in Straland nicht angestellt, sondern lebe dort nur als ein sehr reicher Privatmann und gelte für einen innigen Vertrauten des Prinzen Hugo."

„Ach, rief die Prinzessin betroffen, erst jetzt fällt mir ein, daß er sich einmal mit dem treuen Diener Medorus verglich; — der Rasende, der unbescheidene, verrätherische Mann: — Ach Serena! — und welch eine Stimmung entweihte er durch jenes Wort, das ich damals nicht beachtete!"

Die Hofmeisterin sann eine Weile hierüber nach. „Es muß irgend einen Zusammenhang in diesen Aeußerungen geben, sagte sie, wenn gleich ich denselben jetzt nicht zu finden vermag. Aber das fühle ich fest: Dagobert ist vielleicht ein Sünder, aber kein Verräther!"

„Wer trachtet eifriger nach diesem festen Gefühl, als ich? sprach Isidora mit inniger Liebe: O wie viel besser als ich ist doch meine gläubige Euphrosine! Keine Rede, kein Schweigen stört ihren stillen Glauben! Sie hat sich, nach manchen Kämpfen, endlich dem Freunde ergeben; der sie mehr als Alles liebte; aber, nun ruht auch ihr ganzes Wesen selig im Arme des Vertrauens. Ist sie nicht unaussprechlich glücklich? Da kommt Olympia. Mich drückt etwas auf dem Herzen, und noch einmal muß ich ihr seinen Namen nennen. Dann verschwinde er."

Heiter schwebte das Mädchen herzu. Stille Freude schien jeden ihrer Züge zu beleben. „Nun, rief ihr die Fürstin entgegen, ich habe Dagoberts Gedicht schon zweimal seit ehegestern durchlesen."

„Ich dreimal, gnädigste Fürstin!“

„Nein, zum drittenmale les' ich es noch nicht, Olympia. Ich habe zweimal unsern Freund Dagobert in seinem Gedichte gesucht, ohne ihn zu finden. Es ist herrlich, es ist göttlich, möchte ich sagen. Ja das Ganze und die Theile desselben sprechen mich fast auf jeder Seite lieblich an; — aber — der Mensch, der hier bei uns lebte, spricht nicht aus seinem Gedichte zu mir, der Mensch war doch ganz anders, als nun sein Werk ist!“

„Unmöglich, theuerste Fürstin!“ rief Olympia in lebhaftem Erstaunen.

„Ist es Ihnen nicht eben so, Olympia? Ich begreife das nicht! Ja, manche Stellen (sie nannte diese,) können eigentlich, wie ich zuweilen glaube, gar nicht aus Dagoberts Seele entsprungen sein; sie haben, in der Zusammenstellung mit ihm selbst, etwas durchaus Fremdes, und sie erhielten dieß um so mehr, je länger ich sie erwog.“

Olympia fand gerade das Gegentheil. Sie glaubte, es sei nicht möglich, sich selbst bestimmter und individualisirter zu geben, als es Dagobert hier überall gethan habe. Indem sie diese Behauptung durch Stellen des Buches weiter ausführen wollte, hielt sie auf einmal, sich unterbrechend, still, und meinte, das Gefühl lasse sich weder beschreiben noch beweisen. Doch fragte sie Serenen um ihre Meinung, und erstaunte abermals, als diese geneigt schien, sich für die Prinzessin zu erklären.

„Olympia hat ihn früher, und — näher gekannt, als wir! sagte Isidora sanft lächelnd, aber mit kaum unterdrückter Wehmuth, drum können wir nicht einerlei Meinung mit ihr sein. Aber noch Eins! fuhr sie jetzt lebhafter fort: Serena hat vielleicht unsre Geschenke verwechselt. Halten Sie dieß hier für das Ihrige?“ Serena hatte nämlich gestern früh beide Exemplare, welche vollkommen einerlei Einband trugen, auf ihrem Zimmer gefunden, weil jede ihrer Freundinnen sich beeifert hatte, sie an ihrem Genusse sobald als möglich

Theil nehmen zu lassen. Nun wußte sie nicht mehr zu sagen, welches von Beiden Isidora, und welches Olympia ihr zugeschickt habe.

Olympia holte sogleich das andere Exemplar aus ihrem Zimmer herbei und meinte ebenfalls, es wäre wohl hübsch, wenn Jede das, was ihr eigentlich zugedacht gewesen, wieder erkenne und besitzen könne. Aber nach langem Betrachten und Durchblättern konnten sie sich doch keines besondern Merkmals erinnern, und Olympia bat daher die Prinzessin, sich Eins zu wählen.

„Haben Sie gar kein eignes Kennzeichen gefunden?“ fragte Isidora mit einer gewissen Feierlichkeit, die ihre Freundinnen belächelten.

„Nicht das geringste!“ sagte das Mädchen unbefangen und kindlich heiter.

„Ich auch nicht; fuhr Jene fort und legte zur Bekräftigung die Hand ans Herz: Nun gut, so soll uns Serena durch das Loos scheiden. Geschwind, gute Serena! dreimal soll Olympia ziehen; dann ich dreimal; — dann wollen wir erst sehen!“

Ein von Allen für höchst seltsam angesprochner Zufall wollte, daß alle sechs Ziehungen nur ein und dasselbe Resultat geben mußten. Isidora, die dabei mit der ängstlichsten Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen war, ergriff jetzt hastig ihr Buch, schrieb ihren Namenszug auf das Titelblatt; Olympia mußte das ihrige eben so bezeichnen; darauf blätterte die Prinzessin heftig einigemal im Buche, drückte laut ihre Freude über das nun entschiedene Eigenthumsrecht aus, — entließ schnell und in der frohesten Stimmung die beiden Damen, — trug das Gedicht in ihr Kabinet, verschloß es dort eigenhändig in ihrem geheimsten Schreibschranke, und Niemand sah es nach diesem Vorfalle wieder. Selbst der Herzog mußte sich mit Olympiens Exemplare begnügen, als er einigemal das seinige verlegt hatte.

Die Ursache, wegen welcher unsre Isidora sich mit so großer Feierlichkeit in den rechtlichen Besitz des einen oder des andern Buches setzen wollte, war nicht so geringfügig, als ihre Freundinnen glaubten.

Sie hatte selbst ihr Geschenk Serenen wieder abgefordert, und auf deren Zimmer beide Bücher neben einander liegen sehen, die man nun nicht mehr zu unterscheiden wußte. Als sie mit der zweiten Durchlesung fast zu Ende war, zog ein Umstand, der ihr das erstemal entgangen zu sein schien, ihre Aufmerksamkeit an. Sie erblickte nämlich einige mit Röthel gezogene Striche am Rande des Buchs. „Wer hat sie gezeichnet? der Buchbinder, der Verleger, oder der Dichter selbst? — Sah ich sie schon beim ersten Durchlesen, oder nicht? Warum weiß ich dieß nicht mehr? Warum finden sie sich nur an dieser Stelle?“ dergleichen Fragen fesselten endlich die nach zärtlichen Beziehungen sehnsüchtig suchende Liebe fest an dieses Blatt. Es war eine Nachrede, welche der Dichter in acht ungemein klangreichen Stanzen dem Schlusse des Werks angehängt, und an eine Freundin gerichtet hatte. Sie enthielt zwar nichts weiter, als eine Apologie und Empfehlung des Gedichts; allein, wenn man die großen Anfangsbuchstaben der acht Stanzen heraushob, deren jeder, — aber auf verschiedene Weise, und nur wie ungefähr, — mit Roth angezeichnet war, so gaben sie die Worte: EWIG DEIN! Welch ein süßer Schrecken bemeisterte sich des zarten Mädchens bei dieser Entdeckung! Hier ward auf einmal die unläugbarste und unzweideutigste Beziehung offenbar. Aber, für wen? Wem galt die ganze Nachrede, und besonders jenes Wort der Treue? Denn nur das Eine der beiden Bücher trug die rothen Zeichen; die übrigens ohne Zweifel von der eignen Hand des Freundes herrührten! Hieraus war dann jener ängstliche Aberglaube entstanden, mit dem das tiefredliche Gemüth sich in duldender Dahingebung dem Schicksal des Looses unterwerfen wollte.

Sie hatte fest geglaubt, das gezeichnete Exemplar gehörte Olympien, und diese werde seinen Sinn längst erkannt haben und es nicht lassen. Daher ihre Anklage und Trauer über den Freund; daher aber auch ihr Schweigen selbst gegen die traute Serena, die sie nicht betrüben wollte, und ihre Begierde, ihn von dieser noch entschuldigen zu hören. Aber nun, da Olympia jene holden Zeichen nicht einmal verstanden hatte; da diese in der seltsamen Verloosung durch sechs gleichförmige Rechtssprüche unserer Freundin zugefallen waren: — nun hüllte sich auf einmal ihre Liebe in den dichtesten Schleier des Geheimnisses ein. Die tiefste Verborgenheit ihres Gemachs mußte jene Ziffern aufnehmen, und auch Serena schien ihr jetzt nicht mehr heilig genug, um das heilige Geheimniß ihres Herzens zu fassen.

Allein, so wie sie ihr Eigenthum sicher geborgen und vor dem Auge der ganzen Welt versteckt wußte, kamen wieder neue Zweifel in das zarte Gewissen, welches nicht durch Zeichendeuterei noch durch den Irrthum ihrer bedauernswerthen Gegnerin gestillt werden konnte. In diesem Augenblick erst besann sie sich ganz bestimmt auf einen kleinen grünen Fleck, den sie bei ihrer ersten Durchgehung im Buche bemerkt hatte. Sie schloß auf und — fand glücklicherweise den Fleck. Doch selbst dieß beruhigte sie noch nicht ganz. „Arme Olympia! rief sie unter mitleidigen Thränen: Ich war doch nur die Klügere unter uns; — die Arglistigste: Du aber bist die Bessere; und ach, vielleicht dennoch die Beraubte! würdest Du nicht an meiner Stelle wenigstens der Gegnerin Alles entdecken?“

Dieser Gedanke riß sie von neuem in ein Meer von Zweifeln hin, aus welchem die geängstete Seele sich nicht zu retten wußte.

Aber Olympia fühlte keine von allen diesen Beängstigungen, sondern bis jetzt war es nur ein leiser Anhauch von Sorge um die

Treue des Freundes, den ihr Herz zuweilen empfand, wenn sie Dagoberts Empfänglichkeit für alles Schöne erwog und diese dann dem zarten Wunderbilde der holden Isidora und deren Neigung zu ihm, an welcher nicht mehr zu zweifeln war, gegenüberstellte.

Sein Brief an sie enthielt manches schöne, liebliche Wort; doch übrigens keine Beziehung auf jenes nähere Verhältniß, worin sie vormals mit ihm gestanden hatte. Doch war folgende Nachschrift merkwürdig. „Er habe dafür gesorgt, schrieb ihr Freund, daß dieser Brief noch vor, oder doch gleich nach ihrer Ankunft in Agathonien, eingehen werde, damit sie im Stande sei, eine Bitte zu erfüllen, die er ihr nicht wichtig genug schildern könne. Sollte nämlich am Agathonischen Hofe früh oder spät die Rede auf ihn und seinen dortigen Aufenthalt kommen, so wünsche er dringend, daß seine Freundin so viel als möglich es vermeide, von seiner Person, Herkunft, seinem Gedichte, ja selbst von ihren eignen freundschaftlichen Verhältnissen zu ihm, irgend eine Erläuterung zu geben und zu nehmen. Mit einem Wort: er wünsche, dort vor der Hand nicht näher gekannt zu sein. Es seien während seiner Trennung von ihm ganz eigne Umstände eingetreten, deren hohe Wichtigkeit ihn zu dieser Bitte nöthigten, wovon er ihr aber erst im Frühlinge die mündliche Erläuterung geben könne, da er es bedenklich gefunden, dergleichen Dinge einem Briefe anzuvertrauen. Hierbei bitte er aber die Freundin, sich fest zu überzeugen, daß sein eignes innres Wesen mit allen Gedanken und Gesinnungen noch ganz das vorige sei und ewig bleiben werde. Die beste Bestätigung hiervon werde sie, wie er hoffe, in seinem Gedichte finden. Im schlimmsten Falle, — den er aber nach allen Umständen nicht fürchten dürfe, — möge Olympia seinetwegen weder Etwas meinen, noch glauben, noch thun, bis sie ihm darüber geschrieben habe. Außerdem erwarte er bis zum Frühlinge keine Antwort von ihr."

Hierin lag nun die Ursache, wegen welcher Olympia ihre Vertheidigung des Dagobert'schen Gedichts gegen die Prinzessin so schnell

abgebrochen hatte, eingedenk der Warnung ihres Freundes. Zwar gab ihr seine Nachschrift Stoff zu den seltsamsten Fragen und Vermuthungen. Aber, selbst so gläubig und treugesinnt, wie sie war, überwältigte das Mädchen bald jeden Zweifel durch ihren kindlich leichten Sinn. Die Nachrede des Gedichts nahm sie ohne Umstände, als ihr selbst zugeeignet, mit froher Seele an. Ohne den Sinn der geheimen Buchstaben zu finden, glaubte sie doch aus jeder Zeile seiner Dichtung zu sehen, daß jenes schöne Herz, welches sie liebte, dem ihrigen noch so mächtig wie sonst die Flügel entgegenschlug.

Alles am Hofe liebte schon Olympien. Ihre jugendlich frische, mit so seltnen Reizen prangende Gestalt, ein reicher, glänzend lebhafter Geist; noch mehr aber, ein tiefes Gemüth, dessen reine Fluth in ewiger Beweglichkeit für jedes Hohe und Herrliche aufwallte. Das Alles riß die Herzen zu ihr hin. Sie wollte nicht gefallen, und gefiel, weil sie viel war, viel zu geben hatte und, ohne es zu wissen, gab. Die bizarreste Tadelsucht, die sich so oft im Voraus auf ein sogenanntes Nichtgefallensollen obstinirt, widerstand ihr nicht; ja der Neid selbst verging vor ihrem Gruße; denn die schuldlose Jugend trat ihm freundlich entgegen, und nahm den Schrecklichen an die Brust, und im Aushauch ihres warmen Herzens zerfloß er lächelnd.

„Wenn nur Olympia, sagte die Prinzessin nach wenigen Tagen zu ihr, alle Seelen, die sie mir schon geraubt hat, durch ihre eigne volle Liebe zu mir, meinem Herzen wiedergeben will, so bin ich glücklich und reich!“ Das Kind erbebte vor Wonne.

Auf alle Gnadenstufen, die sonst eine Hofdame gewöhnlich nach und nach erklimmt, schien Olympia gleich anfangs verzichten zu wollen; drum hob ihre Gebieterin sie schon am ersten Tage über alle weg und setzte sie in Serenens Nähe, — in jene Höhe, wo keine andern Verhältnisse mehr geduldet wurden, als das einzige Band der

Liebe zwischen drei holden Mädchen. Olympia war erst fünfzehn Jahre alt, eine vater- und mutterlose Waise, und blutarm. Die fünfundzwanzigjährige Serena hatte Eltern und Vermögen. Isidora, die Reiche, stand, siebzehn Jahre alt, in ihrer Mitte und hielt sich für Serenens Tochter und Olympiens Mutter. „Ich Undankbare! sprach sie einst zu Serenen: Weißt Du wohl, daß ich bisweilen die Tochter fast eben so zärtlich liebe, als Dich? Und doch thatst Du alles für mich! — Und doch bist Du mehr, als sie! Nun sage mir, warum ist sie nicht auch mir weniger als Du? Ich Undankbare!"

„Ich glaube, sagte die Hofmeisterin, daß in der Liebe doch wohl die Mutterzärtlichkeit an Wärme denselben Rang vor der Tochterliebe behauptet, welchen in der gesellschaftlichen Welt die Mutter vor der Tochter einnimmt."

„Es mag wohl so sein, erwiederte Isidora: Geben ist seliger, denn Nehmen, spricht der Heiland. Wärst Du nur wenigstens arm, daß ich Dich reich machen könnte! Sieh, daß sie so blutarm ist, das reißt mich ganz zu ihr! Und daß sie so unwissend ist, und so viele anmuthige Fehler macht, — ach, ich weiß es nicht zu sagen!"

So ward denn Olympia sehr bald der zweite Abgott des Hofes; für die Prinzessin selbst aber der erste. Beide schienen keine andere Liebe mehr zu kennen, als ihre eigne beseligende Wechselneigung. Olympiens Naivetät im Betragen brachte man allmählig, statt sie zu tadeln, in die Mode des Hofes, und selbst die strenge Oberhofmeisterin, welche übrigens wenig mit ihr in Berührung kam, ließ jeden Verweis, den sie dem holden Mädchen zu geben gedachte, in gutmüthiges Wohlwollen zerschmelzen. Desto strenger war ihr Serena, und ein jeder Blick von dieser wurde der jungen Freundin zum unverbrüchlichsten Befehl, und jedes Versehen bat sie ihr mit kindlicher Demuth ab.

Es fehlte nicht an vielseitigem Andrange junger Männer um Olympien her. Aber eine höchst leicht aufzuregende Scheu, ein unaufhaltbar schnelles Zurückfliehen in die Regionen der Kindheit, stets begleitet vom vollesten Glanze süßer Schamröthe, machten jede Annäherung zu ihr so auffallend und daher so unmöglich, daß bald Niemand sich mehr heranwagte, sondern alle glaubten, dieses Herz sei noch nicht zu rühren, vielweniger zu gewinnen. „Sie ist schon gerührt, sprach Isidora in ihrem Herzen: Sie kennt aber etwas Höheres, als diese Gestalten.“

Bei den Verhältnissen, worin jetzt die beiden Höfe von Straland und Agathonien gegen einander standen, fand es Isidorens Umgebung nicht ganz schicklich, daß die Prinzessin Dagoberts Brief eigenhändig beantworte. Seufzend übertrug sie es Serenen. Diese Antwort fiel aber dennoch ganz anders, und weit herzlicher aus, als Dagoberts steifes Anschreiben. Denn Isidora diktirte sie fast wörtlich Serenen und übte bei dieser Gelegenheit ihre volle Gewalt über die oft ungern gehorchende Freundin aus. Kein Vorwurf war darin ausgesprochen; aber es war Vorwurfs genug, daß man ihm mit lebhafter Wärme jeden schönen Moment seines hiesigen Aufenthalts wieder ins Gedächtniß rief, welchen der kalte Mensch selbst vergessen zu haben schien! Ueber sein Gedicht äußerten beide Freundinnen die reinen und wahren Gesinnungen ihrer Herzen; und alle Stellen desselben, die man mit seiner persönlichen Erscheinung nicht zu vereinigen gewußt hatte, wurden ihm treulich genannt. Der größte Theil des Briefes sprach von Olympiens Liebenswürdigkeit; und dieß ohne alle Beziehung, und in der anmuthigsten, reinsten Sprache der Anerkennung ihres Werths. Mußte nicht der Freund, selbst wenn er ein doppelter Verräther war, beim Lesen dieses himmlischreinen Briefes Thränen vergießen?

Es war zweifelhaft, ob Dagobert hierauf abermals schreiben werde. Isidora selbst wagte dieß nicht zu hoffen. Und so schwiegen sie dann von ihm, und es fiel bis zum Anbruche des Frühlings nichts Merkwürdiges unter unsern Freunden vor.

Gegen das Ende des Karnevals aber, bei welchem dieses Jahr, wegen Anwesenheit mehrerer fremden Herrschaften und einer Menge anderer reichen Fremden, ungewöhnliche Pracht herrschte, liefen am Hofe bestimmtere Nachrichten von Straland ein. Es war darin von nichts geringerem die Rede, als von einem Besuche der beiden Prinzen dieses Hauses, der auf nächsten Frühling angekündigt ward, und zwar für die Zeit, wo der Hof in Tempe zu residiren pflegte. Lehnte man den Besuch ab, so galt dieß für eine abschlägige Antwort auf die bisher leise eingeleitete Brautwerbung. Wurde er angenommen, so konnte man in Straland nicht mehr an Isidorens Jaworte zweifeln — und eine Verweigerung würde dann, nach den bisherigen Präliminarien, das größte Aufsehen erregt haben.

Schon seit länger als einem Jahre waren die Absichten des Stralander Hofes halb officiell bekannt geworden. Der Herzog hatte es der schönen Tochter nie verborgen, wie angenehm ihm diese Verbindung seyn werde, und sie selbst fand freilich nicht den kleinsten Grund, etwas dagegen zu sagen. Der Erbe von Straland hatte bereits gewählt. Sein Bruder Hugo war es, dem man Isidoren und ihr reiches Erbe zudachte. Bei Dagoberts Anwesenheit hatte man zwar oft die Rede auf diesen Prinzen gebracht. Aber der feine Freund hatte immer, wie ein Unkundiger, nur Muthmaßungen geäußert, und, ihn förmlich über den Charakter des Prinzen zu befragen, das erlaubte damals ohnehin die Delikatesse des Herzogs noch nicht.

Die eingegangenen Papiere wurden sogleich der Prinzessin überbracht. Unmittelbar darauf erschien der Herzog selbst bei ihr, und — fand die Tochter in Thränen.

„Ich hoffte Dich anders zu finden, meine geliebte Tochter!“ sagte er und verbarg mit aller Strenge die eigne Stimmung seines weichen Gefühls.

„Es wird vorübergehen!“ rief sie und sank ihm an die Brust.

„Du hattest vormals immer ganz gleiche Gesinnungen mit mir über diesen Gegenstand, fuhr er heiterer fort: Gewiß sind diese Thränen nur ein unwillkührlicher Ausdruck deines leichtbeweglichen Gemüths! Oder, ist dein alter Wunsch, den Prinzen vorher am dritten Orte einmal zu sehen, oder doch sein Bildniß zu besitzen, nochmals aufgeregt worden? Ich wünschte, Dir wenigstens das Letztere gewähren zu können; allein man hat uns darauf nur erklärt, Hugo habe noch nie einem Maler gesessen, und dabei hatte man auch Dein eignes Portrait nicht verlangt. Da nun der Stralander Hof zu den größeren gehört, und ich gewissermaßen von ihm abhänge, so war es nicht schicklich, hierin weiter zu gehen, besonders, da man es dort übrigens an der feinsten Aufmerksamkeit jeder Art nicht fehlen läßt. Alle meine geheimen Nachrichten stimmen auch mit dem öffentlichen Gerichte von Hugo's schöner Männlichkeit, seinem hohen Geiste und trefflichen Herzen, so vollkommen überein, als es wohl nie bei einer ähnlichen Verbindung der Fall war. Die Welt preißt Euer Loos selig, und ich selbst bin vollkommen ruhig darüber. Auch Dagobert, der herrliche Mensch, ist zum Hofstaate des Prinzen gezogen worden, und auf ewig soll Dir dieser holde Sänger nahe bleiben. Aber eine andere Aufmerksamkeit, die ich erst heute erfuhr, bewegt mein Herz recht innig: der Prinz hat sogleich auch Serenens Bräutigam in seine Dienste genommen! Wie zart, — und wie rührend für Dich!“

„O gewiß that es Dagobert! rief Isidora froh erschreckend: Denn er verehrt sie, wie eine Göttin!“

„Soll ich nun, beschloß der Herzog mit Würde und Nachdruck, kann ich wohl diesen Besuch noch ablehnen?“

Sie bewegte, langsam verneinend, das schöne Haupt und blickte aufwärts. Der Herzog schloß sie rasch in die Arme und entfernte sich mit freudiger Bewegung.

Aber in Isidorens Seele waren plötzlich Furcht und Zittern gedrungen. Lange saß sie staunend da, und schien sich selbst zu fragen, ob das Alles wirklich wahr sei, was um sie her vorgehe. Längst war ihr ja das bekannt, was geschehen sollte, — vielleicht geschehen mußte. Aber bis diesen Augenblick hatte ihr jenes Vielleicht nur ein ungewisses Etwa geschienen; ein fern liegendes, zweifelhaftes und immer noch bequem nach ihrem Sinne zu lenkendes Ereigniß, dessen Näherkommen oder Zurückschwinden man in heiterer Ruhe wenigstens noch abwarten konnte. Und jetzt — war es auf einmal da, um mit Gewitterschwere die holde Lust ihrer Jugend zu umziehen, den freien Athem ihres Busens zu drücken und ihre geheime Liebe zu zerschmettern!

„Ist es denn ganz unwiederruflich beschlossen, seufzte die Angsterfüllte, daß ich Dich betrügen muß, guter Hugo? Schöne, würdige Seele, womit hast Du so Schreckliches verdient! Und ach, wäre es möglich, daß Du selbst mit kindlicher Reinheit und im Unschuldsgewande Deiner ersten, vollen Liebe mir nahtest, — mir, der Falschen, vielleicht mit wirklicher wahrer Treue entgegenkämest?“

Dieser Gedanke fiel wie Bergeslast auf ihre bange Seele. Ach, die tägliche Betrachtung jenes traurigen Schicksals, jenes schweren Verderbens, womit sie alle Fürstenherzen ewig bedroht zu sehen glaubte, hatte sie verhindert, diesen Gedanken eher zu fassen, als im jetzigen Augenblick! Doch nun stieg auch, indem sie sich eine solche Möglichkeit dachte, die Angst ihres redlichen Herzens aufs höchste. Ganz allein, ohne Trost stand die Arme da; aber Gott sandte ihr einen Beistand!

Friedlich, wie ein Genius der Unschuld, trat in diesem Augenblick

Euphrosine in ihr Gemach. Sie brachte aus ihrer und des Einsiedlers sorgsam gehegter Blumenzucht einen vollen duftenden Strauß, und — schon prankten die ersten Veilchen aus den Feldern jener wärmern Ufer Tempe's in ihrer Hand.

„O mein Tempe!" rief die Fürstin unter Freudenthränen, und küßte leise die Primeln, und lehnte die brennende Wange an den kühlen Sammt des duftigen Aurikelstraußes, und sog langsam die ersten Feldgerüche des Jahres ein. „Wer sandte Dich, gutes Mädchen, gerade in diesem fürchterlichen Augenblicke zu mir? Komm an mein Herz, Du Gedanke des Frühlings! Du treues, heiteres, volles, warmes Leben! Sieh, wie schön Deine Blumen sind! Auch der Mensch ist, wie eine Blume, — vergänglich, aber doch lieblich!" Sie weinte nun lange an ihrem Hals, ohne ein Wort zu sprechen; und das gute Kind (vielleicht die einzige Menschenseele auf Erden, die Isidoren ganz durchschaute und verstand,) konnte nun, auch ohne nach dem Kummer der Gebieterin zu fragen, redlich mit ihr weinen.

Leider aber wurde dieses im Aeußern so ungleiche, und doch so innig verschwisterte Paar jeden Augenblick unangenehm gestört, und bald meldete man gar die Ankunft eines fremden Fürsten, welchen die Prinzessin bei ihrem Vater begrüßen sollte.

„Ich kann Dir nicht beschreiben, sagte Isidora bei ihrer Trennung, wie sehr mich der morgende endliche Anbruch der heiligen Fastenzeit, und das Aufhören dieser entsetzlichen Menge von schaalen Vergnügungen und Festen freut! Ach, Euphrosine, wie heiß sehne ich mich dießmal nach den Tempeln Gottes und ihrer heiligen Stille! Wäre es doch schon Morgen, und ich dürfte dort knieen!"

„Ja beten, beten! rief Euphrosine: Beten und weinen vor Gott! Es hilft und heilt die Angst des Herzens!" Das Mädchen sprach diese Worte, indem sie ging, so innig und glaubensvoll, daß Isidora heilig erbebte.

Freundlich begann nun wieder das erneuerte Jahr in zarter Kindheit aufzugrünen. Neue Quellen, die der Sommer nicht gekannt hatte, mußte jetzt im Drange des Frühlings jeder Felsen frei geben; und ach, neue Quellen hatte auch die Liebe im holden Auge unsrer Freundin geöffnet!

Vor der zärtlichen Serena schien sich jetzt das edle Herz allmählig ganz zu verschließen; denn warum sollte dieses unheilbare Leiden auch noch eine andere geliebte Seele niederdrücken? Euphrosinen, die vielleicht Alles wußte, durfte sie nur äußerst selten allein sprechen, weil sie sonst Aufsehen dabei besorgen mußte. Man sah daher die Fürstin immer heiter, und nur im göttlichen Dunkel des Heiligthums, unter den Klagetönen der hohen Trauerzeit, und vor dem Bilde der schmerzenreichen Mutter, da ergoß sich ihre ganze Seele. Da trauerte sie um die Blüthe des Heils aller Welt; da büßte sie selbst für ihre irdische Liebe; da schien auch alle Welt mit ihr zu trauern, und fromme Mütter zeigten oft den Töchtern mit Thränen die Betende, als ein Bild der reinsten Demuth und Andacht.

Aber es fanden sich jetzt zuweilen noch andere Momente, in welchen ihr innres Gefühl ausbrach; wenn nämlich Olympia allein bei ihr war. Sie schien immer zu fühlen, daß sie Olympien viel zu wenig liebe, daß sie ihr einen ungeheuren Ersatz schuldig sei, den sie nie zu leisten vermöge. Mit der reinsten Liebe betrachtete sie stets das Kind, gab ihr Unterricht, machte sie reich und fühlte eine beständig wachsende Neigung, ihr Alles zu geben, was sie hatte. Oft, wenn sie allein waren, faßte sie plötzlich Olympiens Hände, blickte seelenvoll so lange in ihre Augen, bis der eigne Blick von Thränen umdunkelt ward, und rief dann unter heißen Küssen: „Ach, ich liebe Dich viel zu kalt! Du bist ein reiner, unschuldiger Engel! — ich aber bin eine große Sünderin gegen Dich!"

Olympia ahnete zwar den Sinn dieser Worte nicht ganz; allein in ihrer Seele regte sich fast dasselbe Gefühl, so, daß ihr die

Fürstin ewig als eine Gekränkte erschien, deren Schmerzen zwar nicht das Werk ihrer Schuld waren, aber doch von ihr herrührten. Hätte ein Dritter gesehen, wie innig jeder Blick, ja oft selbst die Worte beider Freundinnen nur um Verzeihung und Gnade flehten, er hätte ihr seltsam gestimmtes Verhältniß für die unnatürlichste Ausschweifung einer kranken Empfindsamkeit halten müssen.

Einst kam Olympia erschrocken zu ihr und drängte sich so ängstlich an die Gebieterin, als suche sie irgend einem schreckhaften Gegenstande zu entfliehen. Isidora erfuhr, daß sie seit zwei Stunden von einem gewissen Herzklopfen überfallen worden sey, woran sie vor einigen Jahren schon einmal gelitten habe. Einer der berühmtesten Aerzte, der sie sehr mühsam geheilt, habe ihr damals gesagt, es sei wohl möglich, daß das Uebel nach Jahren verstärkt wiederkehre, und für diesen Fall rathe er einzig zum wunderbarsten aller Mittel, — zum Magnetismus, wodurch sie höchstwahrscheinlich ganz und auf immer von diesem seltsamen Uebel zu befreien sei, den er aber jetzt schon anzuwenden noch Bedenken finde. Dagobert, der dabei zugegen gewesen, habe viel mit jenem Arzte darüber gesprochen, und sich zuletzt ebenfalls für dessen Meinung beifällig erklärt.

Isidora, — welche dieses Uebel, nur in sehr geringem Grade, selbst kannte, — gerieth hierüber in große Unruhe, sandte sogleich nach dem Leibarzte und bat die Kranke, sich indessen niederzulegen. Ehe Olympia fortging, konnte sie nicht unterlassen, nach dem Fenster hinzueilen, und dort an einer Pflanze zu riechen, welche eben im Aufblühen war, und die sie besonders liebte. Die Fürstin, welche weniger Gefallen an diesem Kräutchen fand, versprach, dasselbe ihr sogleich in ihr Zimmer nachzusenden, worüber das Mädchen große Freude empfand.

Der Arzt und Serena erschienen, und mit diesen der Herzog, um sich selbst nach dem zu erkundigen, was mit Olympien vorgefallen war. Als der Arzt aus ihrem Zimmer zurückkam, schüttelte er mit bedeutendem Lächeln das Haupt. „Ich glaube wohl, sagte er, daß ihr Uebel, welches allerdings bedenklich werden kann, auch durch andere Mittel als den Magnetismus noch zu heben wäre. Allein sie fühlt einen ganz ungewöhnlichen Widerwillen gegen Arzneimittel jeder Art; — sie, die sich bei einer andern Unpäßlichkeit schon das Uebelschmeckendste willig gefallen ließ. Ich glaubte Anfangs, sie bestehe nur, der Meinung eines entfernten Freundes zu Liebe, auf dieser seltsamen Kur; aber es half kein Abrathen, sobald ich sie erst einmal über die vollkommen anständige Verfahrungsart dabei belehrt hatte, worüber sie vergebens in großer Angst gewesen war."

„Und was halten Sie vom Magnetismus? fragte der Herzog: Glauben Sie nicht, daß er im besten Falle nichts hilft und nur auf den Geist wirkt?"

„Man hat leider, erwiederte der Arzt, bis jetzt diese neuentdeckte wunderreiche Kraft noch nicht genug untersucht, um darüber abzusprechen. Daß sie physisch wirkt, und Großes zu wirken vermag und schon gewirkt hat, ist keinem Zweifel mehr unterworfen."

„Wie? Sie wollen mir doch nicht etwa weiß machen, daß Leute in diesem Zustande, bei wirklich geschlossenen Augen, mit den Fingern oder gar mit der Herzgrube Briefe gelesen, oder aus einer mit abgewandtem Zifferblatt vor die geschlossenen Augen gehaltnen Uhr die richtige Zeit erkannt und angegeben, oder gar durch die Wandmauer ganze Schriften gelesen haben?"

„Ich hätte wohl Lust, gnädigster Herr, meinte der Doktor, Sie alle hiervon zu überreden, wenn ich nicht im Voraus am Gelingen verzweifeln müßte. Und was wird es helfen, wenn ich jetzt in vollem Ernste versichere, daß ich dergleichen Kranke mit diesen meinen leib=

lichen Ohren sogar künftige Begebenheiten, und Ereignisse der abgelegensten Ferne, vollkommen richtig habe melden hören?"

„Ich dächte, lieber Doktor, lachte der Herzog, wir führen Olympien durch den Sinn und suchten ihr dießmal noch mit Arzneien zu helfen."

Der Arzt selbst und beide Damen waren der nämlichen Meinung. Man begab sich zu der Kranken, um ihr Vorstellungen zu thun. Alle waren vergebens. Sie flehte zuletzt so rührend um baldiges Beginnen der Kur, daß man sich dazu entschließen mußte.

Zum Glück war der Leibarzt eben so bereitwillig als körperlich geschickt, um die Kur vorzunehmen. Er gehörte der protestantischen Kirche an, und Olympia hatte sich kürzlich einige lutherische Kirchenlieder von ihm lehren lassen, um die Oberhofmeisterin mit seiner Religion zu versöhnen. Uebrigens war er ein frischer fünfundzwanzigjähriger Mann von großer Gelehrsamkeit, trefflichem Herzen und blühender Gesundheit, der gerade im Begriffe stand, sich mit einer liebenswürdigen Braut zu verbinden. Olympia hatte diese vor wenigen Tagen zum erstenmal gesehen und eine ganz besondere Neigung zu derselben gefaßt.

Ihr Zustand hatte sich des folgenden Tages, wo die Operation beginnen sollte, beträchtlich verschlimmert, ohne daß sich etwas Fieberhaftes zeigte. Der Herzog hatte indessen seinen eignen Leibarzt, einen würdigen Greis, die Kranke besuchen lassen und ihn dann in Gegenwart ihrer beiden Freundinnen um seine Meinung befragt. Aber auch dieser glaubte, man müsse ihr um so eher zu Willen sein, da ohnehin die Krankheit wirklich für eine magnetische Behandlung geeignet scheine. „Etwas Besonderes, sagte er, ist hier nicht zu wagen, da ich meinen jungen Freund als höchst vorsichtig kenne, und da er jene beiden Eigenschaften unstreitig besitzt, die besonders der edle und reinherzige Hufeland als die Haupteigenschaften eines Magnetiseurs angibt: — körperliche Gesundheit und moralische Reinheit."

Der Herzog zeigte zuletzt einiges Verlangen, bei einer solchen Operation zugegen zu sein. Aber der Alte rieth ihm ab, weil gerade bei diesem so zarten Gemüthe jede Störung leicht gefährliche Folgen nach sich ziehen könne. „Ueberhaupt, fuhr er fort, scheint mir hierbei jeder Zweck, der nicht rein medicinisch ist, jetzt noch unerlaubt; und dieß so lange, bis die Aerzte mit ihrer Meinung über die Sache aufs Reine zu sein glauben und ihre Resultate den Philosophen zur weitern Verarbeitung übergeben können; — welchen Zeitpunkt ich wohl zu überleben wünschte, aber noch für weit entfernt halte. Sollte es sich bestätigen, daß jeder Mensch zur Theilnahme an dieser geheimnißvollen Verbindung zwischen nahen und getrennten menschlichen Wesen fähig ist, ja sogar: durch Hülfe und auf den Flügeln derselben sich zu dem hinüberschwingen kann, das noch nicht physisch existirt, zum Ereigniß der Zukunft: und an Beidem wage ich meines Theils nicht mehr zu zweifeln, seitdem ich selbst mehrere Versuche gemacht habe —"

„Sie, — auch Sie wagen nicht mehr zu zweifeln? fiel ihm der ungläubige Fürst mit allen Zeichen des höchsten Erstaunens in die Rede: Doch, fahren Sie fort!"

„Dann, sage ich, wird das holde Kind der Ewigkeit, die schöne unvergängliche Psyche des Menschen, unserm Blicke viel reiner, und doch weit wirklicher und gleichsam körperlicher vorschweben. Dann wird der Böse vor der in ihm wohnenden göttlichen Kraft der Unsterblichkeit, die er endlich sieht, zum erstenmal erschrecken; er wird fühlen, was es heißt: vor Gott ist keine Zeit, kein Raum. Dann wird er von der Wirklichkeit seines eignen Wissens der Zukunft, nicht nur auf eine Möglichkeit, sondern auf die völlige Gewißheit schließen müssen: daß er einst auch das ganze Bewußtseyn seiner Thaten in jenes Land der Wahrheit werde mit hinüber nehmen müssen: aber der Gute wird sich dieses schönen Erbtheils aus seinem Erdenleben dann desto lebendiger erfreuen; ja, das ganze ewige und ewig ab=

gesonderte Sein des Menschen wird dann uns Allen so hell, so tröstlich, so ewig in sich, erscheinen, wie — — ja, mein Fürst, so wie es schon jetzt vor mir, vor dem Auge meines lebendigen Glaubens dasteht!"

„Sie wissen, sagte der Herzog jetzt ernsthaft und mit einem kleinen Schauder, daß ich mir seit gewissen Vorfällen auf der Jagd, die Ihnen bekannt sind, es zum Gesetz gemacht habe, nicht mehr so leicht an irgend einem Ereignisse zu zweifeln, als ehemals. Auch ist es wahr, daß ich mich seit zehn Jahren nicht mehr um die Sache des Magnetismus bekümmert habe, welche indessen, wie ich sehe, durch unsre Aerzte von neuem hervorgesucht ward. Aber eben deswegen sehe ich nicht ein, warum Sie mich abhalten wollen, dergleichen Versuche mit anzusehen?"

„Wollen denn Ihre Durchlaucht, lächelte der Arzt, nur die Heilung durch den Magnetismus, oder vielmehr die dabei sich etwa ereignenden Wunder mit ansehen? Die erstere geschieht selten so schnell; und gerade in Rücksicht der letztern mußten vorsichtige Aerzte sich bis jetzt noch die Besuche nichtärztlicher Zuschauer verbitten, weil diese nicht allein die Heilung störten, sondern auch manches Unglück anrichteten. Haben wir selbst erst die Gränzen näher kennen gelernt, auf welche die Fragen an magnetisirte Menschen zu beschränken sind, und befindet sich die ganze Verfahrungsart überhaupt erst mehr in unserer eigenen Gewalt: dann, und eher nicht, dürfen wir Andere dazu einladen."

„Ich will ehrlich sein; sagte der Herzog: allerdings ist es mir dabei nur um Wunder zu thun. Das heißt: ich wünsche mich mit eignen Sinnen davon zu überzeugen, daß der Mensch, wenn er im magnetischen Schlafe erwacht ist, zum Sehen oder Hören nicht gerade seiner Augen und Ohren bedürfe, sondern nur irgend eines andern Gliedes; daß er also z. B. mit den Fingern zu sehen vermöge, oder gar mit seinem ganzen Leibe überhaupt, überall und auf einmal

so, daß sein ganzer innrer Leib überall aus allen Sinnorganen zugleich besteht, und also auch z. B. ganz Auge ist; — oder endlich gar, daß er ohne den ganzen äußern Leib, und unaufgehalten von andern Körpern, sehen könne; also durch einen für gewöhnlich wachende Menschen undurchsichtigen Körper! Mehr, lieber Doktor, wünsche ich vor der Hand nicht."

Hierzu, meinte der Alte, könne gar leicht Rath werden. Doch sei es noch sehr ungewiß, ob Olympia in den wirklichen magnetischen Schlaf fallen und darin erwachen werde, da Beides nur selten der Fall sei, und auch gar nicht immer zur Heilung erfordert werde. Er wolle übrigens das Begehren des Herzogs dem Magnetiseur melden.

„Reden Sie selbst mit ihm; beschloß Jener: Ich werde jetzt sogleich auf meinem Zimmer zwei leere Couverts in die Hand nehmen, dann blindlings in meine Briefe greifen, zwei davon in die Couverts schieben, diese sogleich eigenhändig versiegeln und dann auf den ersten Wink des Magnetiseurs bereit sein, mich hinter dem Bette der Kranken zu verbergen, ihm die Briefe heimlich zuzustecken und dann mit anzuhören, wie er die Kranke rathen läßt, von wem diese mir selbst unbekannten Briefe geschrieben sind. — Und damit gut."

„Ich fürchte mich!" sagte Serena.

„Ich nicht mehr! lächelte die Prinzessin, denn der Magnetiseur hat mir eidlich geloben müssen, daß er sie nichts Verfängliches wolle plaudern lassen. Und ach — das himmlische Kind weiß ja auch von keiner Sünde!"

Die Kur nahm ihren Anfang, und schon während der ersten Streichungen zeigte die Kranke sogleich eine auffallende Empfänglichkeit für den Magnetismus, deren Aeußerungen aber der vorsichtige Arzt noch nicht bis zur Ohnmacht zu steigern wagte. Ihr Uebel dauerte dabei fort, ohne sich zu vermehren oder zu vermindern.

Nach etlichen Tagen ließ Abends der Leibarzt unsrer Isidora berichten, daß Olympia so eben, nach einer kurzen Ohnmacht, im magnetischen Schlaf erwacht sei. Die Prinzessin konnte nicht widerstehen. Sie begab sich an das Bett der Kranken, wo man einen geheimen Winkel für sie und den Herzog eingerichtet hatte.

Der Arzt benutzte sogleich ihren Zustand, der dießmal nur kurze Zeit dauerte, zu Erkundigungen nach ihrem Befinden. Allein sie antwortete auf mehrere Fragen nichts weiter, als „sie glaube, daß sie sich bald besser befinden werde.“ Dabei beklagte sie einigemal den Arzt deswegen, daß er jetzt ihrenthalben so wenig bei seiner Braut sein könne, nach deren Gesellschaft er sich doch so sehr sehne. Er winkte hierauf der Prinzessin, sie möge sich ihr zeigen. Diese stutzte doch, und es graute ihr ein wenig beim Anblick der verschlossenen Augen. So wie sie nach und nach sichtbar ward, schien die aufhorchende Kranke ihre Anwesenheit für schon bekannt anzunehmen. Einmal war es auch, als richte sie ihre Rede an Isidoren, indem sie äußerte, „ihr jetziger Zustand müsse wohl für Gesunde, die ihn betrachteten, etwas Fürchterliches haben.“ Allein, als die Prinzessin sie liebevoll um die Beschaffenheit dieses Zustandes befragte, antwortete sie nicht, und schien sich auch weiter nicht um jene zu kümmern. Darauf wiederholte der Arzt die Frage der Fürstin, und Olympia antwortete sogleich: „Ich fühle mich ungewöhnlich frei; sogar mein Herz schlägt sehr ruhig. Meinen Zustand will ich Ihnen näher beschreiben. Mir ist so, wie mir dann zuweilen ward, wenn ich lange allein in der tiefen Abenddämmerung saß, um an ferne oder verstorbene Lieben zu denken; — oder wenn ich allein in einer dunklen Kirche betete, — geistermäßig, wenn Sie wollen, — aber Sie wissen nicht was das heißt. Diese Stimmung kam mir ehemals, wenn sie vorüber war, immer schauerlich und fürchterlich vor; doch jetzt gar nicht, sondern recht angenehm und gewohnt. Ich fühle, daß es mir für diesen Augenblick in Rücksicht auf Aengstlichkeit und Muth voll-

kommen einerlei wäre, ob ich mich bei hellem Sonnenschein auf einer Wiese, oder um Mitternacht in der Schloßkapellengruft zwischen den fürstlichen Leichen befände. Gewiß, ich habe von jeher seltsame Dinge geglaubt. Aber wie ich mich in meiner Kindheit vor so Mancherlei habe fürchten können, das ist mir heute schlechterdings unbegreiflich. Wie konnte mir denn jemals die Wahrheit fürchterlich sein — halt! Lassen Sie mich weiter darüber nachforschen!" — Sie stockte und athmete heftiger.

„Heute nicht, meine theure Freundin! sagte der Besorgte im sanftesten Tone: Strengen Sie Ihre Denkkraft nicht zu sehr an. Mich freut es aber, daß ich Sie zu jeder Art von Unterhaltung so geneigt finde, wie sonst. Lassen Sie uns über Musik reden, worüber wir beide so gleiche Gefühle hegen."

„Musik? — Soll ich Ihnen singen?"

„O wenn Sie das wollten! — Geben Sie mir den herrlichen Gesang: Gott ist mein Lied."

Sie begann sogleich im sanftesten Tone und in ungewöhnlicher Reinheit den ersten Vers ihres Lieblingsliedes. Aber als sie an die Stelle kam, „und alle Himmel Sein Gebiet" schwang sich ihre Stimme zu einer so hohen, wahrhaft seraphischen Klarheit auf, daß beide Zuhörer das schöne Engelwesen im Schauer einer heiligen Furcht anstaunten. Bei Endigung des ersten Verses lehnte sie das Haupt zurück, und erwachte sogleich zum gewöhnlichen Leben, mit der Aeußerung, „sie habe sehr angenehm geträumt und befinde sich ungemein wohl." Aber sie wußte sich auf nichts von ihrem Traume zu besinnen.

Einige Tage nachher fiel sie während der Operation in einen längern magnetischen Schlummer, und erwachte in diesem viel heiterer als noch je. Sie ging dabei mit Leichtigkeit mehrmals im Zimmer

umher, vermied alle dortstehenden Geräthe, wie eine Wachende bei offnen Augen thut, und zeigte dann, nachdem sie sich wieder auf ihrem Bette niedergelassen, so viele Klarheit des Geistes, daß der Arzt dem Herzoge das längst erwartete Zeichen geben ließ. Sobald dieser nebst Isidoren sich an den gewöhnlichen Platz begeben hatte, nahm ihm der Magnetiseur im Vorübergehen die Briefe ab, bemerkte aber, daß die Gesichtszüge der Kranken seit den wenigen Augenblicken, worin er sie nicht gesehen hatte, von einiger Unruhe zeugten.

„Sie sind heute zerstreut, lieber Doktor!“ warf sie ihm sanft vor und that ängstlich.

„Ich will Ihnen die Ursache entdecken, theures Fräulein. Man gab mir zwei verschlossene Briefe, und wünschte, daß Sie mir die Unterschriften derselben sagen könnten; — weiter ist es nichts. Aber ich weiß nicht —“

Er zog den ersten hervor. Sie streckte die Hand darnach aus und sagte: „Vielleicht! Aber lassen Sie mich ihn näher bringen.“ Sie hielt ihn an ihr Herz und sagte nach einigen Augenblicken, indem sie ihn zurückgab, ganz schlicht und langsam: „Silberberg, — vermuthlich der Hofrath.“ — Aber so wie er den zweiten ihrer Hand kaum entgegenreichte, verklärte sich schon ihr ganzes Angesicht. „Dagobert!“ sprach sie wehmüthig und drückte erst dann den Brief zärtlich an ihr Herz und sank, indem sie ihn wiedergab, lächelnd auf das Kissen zurück, um sich dem seligen Traume ganz zu ergeben.

Aber der Herzog hatte während dessen schon die Hand ausgestreckt um seine Briefe zu empfangen, die ihm der Arzt rücklings reichen mußte. Begierig, seinen Fund schnell zu untersuchen, entfernte er sich jetzt mit einigem Geräusch, wobei die Kranke wieder mehr Unruhe zeigte; aber ihre Züge drückten nicht sowohl Ueberraschung oder Schrecken aus, sondern eigentlichen Verdruß. Der Herzog verschwand nun und — kam niemals wieder.

Isidora nahte jetzt auf des Arztes Wink langsam und that Olympien eine Frage wegen ihrer Gesundheit. Sie ward wieder zusehends heiterer, schien aber Isidorens Gegenwart heute gar nicht zu bemerken; wenigstens nicht mit dem Sinne des Gesichts und Gehörs. Alle fremden Berührungen aber hatte der Arzt ausdrücklich untersagt. Dieser fuhr jetzt fort, die Kranke wegen ihres Zustandes zu befragen. Er hielt ihr einige Arzneien vor; aber ihr Widerwille gegen jede äußerte sich im magnetischen Schlafe noch stärker, als im gewöhnlichen Wachen.

„Sie müssen sich selbst eine Arznei verschreiben," sagte er wie im Scherze.

„O das will ich wohl! rief sie erfreut: Sehen Sie dort die schöne blühende Pflanze im Fenster?"

„Diese? Ja — aber das ist keine Arznei. Sie enthält, wie man mich gelehrt hat, wenig oder gar keine Heilungskräfte."

„Die Fürstin hat mir sie geschenkt. Aber ich meine auch nicht eben diese, sondern eine ähnliche. Sie wächst sehr häufig in — schade, daß Sie jene Gegend nicht kennen!" Sie beschrieb ihm jetzt sehr genau eine Pflanze, die er mit dem angenehmsten Erschrecken für ungemein heilkräftig erkannte, oft verordnet hatte und auch Olympien jetzt aus dem Nebenzimmer sogleich herbeiholte. So wie er ihr das Pulver vorhielt, erkannte sie es augenblicklich für das verlangte. „Zehn solcher Portionen, sagte sie, werden mich, wenn Sie nur die beigemischten widrigen Dinge davon thun, vollkommen herstellen; — aber ich werde einige Tage lang gar seltsam aussehen!" Sie lachte, wie sie schon mehrmals gethan hatte; doch nahm in diesem Zustande ihr Lachen stets einen unbeschreiblich rührenden Charakter an; wozu schon die ewig verschlossenen Augen viel mitwirken mußten.

Weil nun die von der Kranken selbst verordnete Arznei schon nach wenigen Tagen eine auffallende Besserung ihres Uebels bewirkte, so unterließ dann der Arzt das Magnetisiren allmälig.

Einst erklärte ihr derselbe am Morgen, da sie heute wieder eine verstärkte Portion des bekannten Pulvers genommen habe, so werde er diesen Abend (es geschah immer um sechs Uhr) nicht zum Magnetisiren erscheinen. Drauf bat er die Prinzessin insgeheim, sie möge an diesem Nachmittage wo möglich allein bei der Kranken bleiben, und diese recht ruhig, und stets auf ihrem Bette zu erhalten suchen. Sollte ja Etwas vorfallen, so möge sie mit der Kammerfrau verabreden, daß man beim ersten Schellenzuge ihn von seinem Zimmer abrufe, wo er den ganzen Abend arbeiten werde. Man hatte nämlich dem Leibarzt ein eignes Zimmer zu seinem beständigen Aufenthalt im Schlosse eingerichtet, welches er gegenwärtig bewohnte, da außer Olympien auch zwei gefährlich Kranke bei Hofe zu besorgen waren.

Des Nachmittags war Olympia äußerst vergnügt. Sie saß gemüthlich arbeitend auf ihrem Bette, und neben diesem befand sich die Prinzessin, der sie von Zeit zu Zeit in den wärmsten Liebkosungen die Hand küßte. Eben hatte die Wanduhr vier geschlagen, als die Kranke das Köpfchen langsam zurücklegte und gähnend über Schläfrigkeit klagte. Nach wenigen Augenblicken bemerkte die Freundin, daß es eine von ihren Ohnmachten gewesen war, (die seit einiger Zeit äußerst kurz und leicht vorüber gingen) und daß sie bereits mit geschlossenen Augen wachte.

„Wer ist bei mir?" fragte die Kranke, und Isidora glaubte in diesem Augenblick einen Fieberschauer zu empfinden. Sie hatte, gegen des Arztes Verbot, Olympiens Hand noch mit der ihrigen vereinigt gelassen, und jetzt besorgte sie, durch das Losmachen derselben die Kranke zu erschrecken. Sie schellte daher nicht, sondern blieb in einiger Aengstlichkeit sitzen.

„Kennst Du mich nicht, meine Beste?“ fragte sie leise; aber es erfolgte keine Antwort.

„Was macht der sonderbare Mann? fing jetzt Olympia von selbst an: Noch nie habe ich mich so innig nach ihm gesehnt, wie jetzt; — und diesen ganzen Nachmittag verläßt er mich; — und selbst die liebe Fürstin. — Ich glaube, ich bin allein — — wo ist wohl jetzt mein Dagobert!“

Ihr Gesicht glich dem Antlitz eines seligen Engels. Isidora, von welcher alle Bangigkeit gewichen war, sank auf ihre Kniee und betete leise über dem heiligen Kinde: „Er sei auf ewig Dein, — Dein, Du reine Himmelsseele! — Aber du, Ewiger, mache ihn ihrer würdig!“ Es war, als vernähme sie die liebevollen Worte, denn ein höheres Lächeln verklärte das Gesicht der sanft Träumenden.

Nach wenigen Augenblicken erschien der Arzt ungerufen. Seine Mienen drückten das lebhafteste Erstaunen aus, als er die Kranke im magnetischen Schlafe fand. Schon ehe er das Zimmer öffnete, hatte sich ihr Blick stets fest auf die Thüre geheftet, und nun begrüßte sie ihn mit einem Ausrufe der Freude. „Aber was haben Sie gemacht, lieber Freund! rief sie dann: Und warum sind Sie so lange weggeblieben? Ich habe mich ganz unaussprechlich nach Ihnen gesehnt. Geben Sie mir Ihre Hand. So — nun bin ich zufrieden.“

„Ich will Ihnen Alles gestehen; sagte er: Da ich Sie mehr als alle meine bisherigen Patienten für den Magnetismus empfänglich, und besonders ihre vor dem Schlafe vorausgehenden Ohnmachten in der letzten Zeit sogar unbedeutend fand, so beschloß ich, einen neuen Versuch zu wagen, zu dem ich in meiner bisherigen Praxis noch keine Gelegenheit finden konnte. Ich habe Sie nämlich heute um vier Uhr auf meinem Zimmer hier im Schlosse magnetisirt; — das heißt: ich habe mich mit so ganzer Seele zu Ihnen her, und überhaupt in unsere gewöhnliche Verfahrungsart beim Magnetisiren

so lebhaft hineingedacht, daß, wie ich sehe, dieser Versuch vollkommen gelungen ist."

„Sie sind mein Freund! sprach sie im zärtlichsten Tone: Ihr Herz ist treu und sanft und rein. Guter Mann! Sollt' ich irgend einmal in meinem Leben Sie verkennen, so erinnern Sie mich an diese Stunde, — die ich freilich beim Erwachen werde vergessen haben. Sie thaten auch in dieser Krankheit so viel für mich, daß mein Herz sich Ihnen auf ewig verpflichtet fühlt. Nun ist das Uebel gehoben, lieber Freund, und Sie brauchen mich nicht mehr zu magnetisiren; denn diese Kleinigkeit (sie zeigte ihre Hände, an welchen aber der Arzt nichts Besonderes bemerken konnte), wird bald vorüber sein; — doch werde ich wohl in der Osternacht noch eine Anwandlung von diesen Ohnmachten fühlen."

„Woher wissen Sie das?"

„Woher ichs weiß? das kann ich Ihnen nicht beschreiben. Flüstert mir Etwas aus der Ferne es zu, oder sagt es mir die eigne Kraft meines Wesens? Ich weiß es nicht. Nur so viel kann ich Ihnen sagen. Alles Nachdenken oder Besinnen hilft in meinem jetzigen Zustande nichts, — ja es existirt eigentlich gar nicht. Entweder ich kann Ihre Fragen sogleich beantworten, oder gar nicht. Aber ich fühle deutlich, daß es eine große Menge von Fragen gibt, mit deren Beantwortung ich verschont zu sein wünschte, wiewohl ich diese Beantwortung weder verweigern würde, noch könnte, und — daß Sie, mein Freund, dergleichen Fragen zurückhielten, dieß machte mir Ihr schönes Herz erst recht werth! Sagen Sie mir aber von dem Allen, was ich gesprochen habe, nichts, wenn ich erwacht sein werde. Es würde mich nur vergebens ängstigen."

Sie machte eine lange Pause und fing dann leiser, aber höchst feierlich wieder an: „Glauben Sie mir nur sicherlich, es muß ein Mißverständniß hier verborgen liegen. — Ich weiß es ja, auch sie wird unsäglich froh und glücklich sein; — sie und ich! Aber es ist

doch gut, lieber Doktor, fuhr sie nach einiger Zeit lächelnd fort, daß *sie* vorhin bei mir war. — Ich weiß, daß es auch gut war für sie selbst.“ Die Kranke zeigte hier abermals auf die Hände.

„Von wem sprechen Sie?“ fragte der Arzt ängstlich, während die erschreckende Isidora sich bereits anschickte, fortzugehen.

„Von meiner engelreinen Fürstin. Sie war bei mir, ehe Sie kamen, und —“

„Sie ist noch jetzt da — sie steht hier vor Ihren Augen.“

„So?“ sagte sie mit der wunderbarsten Gleichgültigkeit, und schwieg wieder lange. Der Arzt sah jetzt die Fürstin betroffen an und schien zu erwägen, ob er dieses Gespräch fortsetzen solle? Allein die Fürstin selbst bat ihn eifrig, abzubrechen. Sie war in einen Stuhl gesunken, verbarg das Gesicht in ihrem Tuche und entfernte sich gleich nachher. Die Kranke schien nun heute für keinen andern irdischen Gegenstand mehr Sinn zu haben, als einzig für den Magnetiseur. Sie antwortete ihm auf die unbedeutendsten Fragen, und ließ sich dabei nicht im mindesten stören, wenn man ihr brennende Lichter nahe an die Augen hielt, vor den Ohren mit Papier raschelte, welcher Ton ihr sonst unleidlich war u. s. w. Die ganze Außenwelt war für sie aufgehoben und ihr Leben schien einzig noch in der zwischen ihr und dem magnetischen Freunde waltenden Geisterliebe fortzubestehen. Da übrigens die Kranke selbst vorhin den heutigen Tag zum letzten Versuche der magnetischen Manipulation bestimmt hatte, und da ihre Krankheit nicht durch den bloßen Magnetismus (als Arznei oder *physisches* Agens selbst), sondern durch wirkliche Resultate des eigentlichen Somnambulismus (durch die in ihrem erhöhten und verklärten *psychischen* Zustande und vermöge des erweckten Divinationsvermögens von ihr selbst verordnete Arznei) geheilt worden war, so glaubte der Arzt, diesen seltneren Fall jetzt noch so viel möglich zur Untersuchung ihres eignen Gefühles von jenem Zu-

stande benutzen zu müssen, und fragte sie daher öfter als sonst, wie ihr eigentlich zu Muthe sei?

Allein, sie schüttelte fast bei jeder solchen Frage das Haupt und lächelte blos. „Ich wünschte wohl, sagte sie zuletzt, daß ich Ihnen beschreiben könnte, wie mir ist: allein Sie vermögen das nicht zu fassen, und es gibt auch keine Worte, die es ausdrücken. Ich höre, sehe und weiß nichts nach Ihrer Art; aber es ist, als ob ich dennoch Alles weit klarer als sonst hörte, sähe und wüßte. Daß ich viel, viel mehr höre, sehe und weiß, als Sie, und als ich selbst im gewöhnlichen Zustande, das leidet keinen Zweifel. Aber Sie verstehen es nicht, mich darüber richtig zu befragen. (Sie schien hier emporzustaunen und fuhr langsamer fort:) Ich will Ihnen einige Bilder geben. So ist mir zu Muthe, wie es Ihnen war, als Sie einst vom Berggipfel zur Abendröthe hinüber weinten; — so, wie es Ihnen war, als sie zuerst das reine Herz ihrer Geliebten wahrnahmen. — Heute wird es ein Jahr, als Sie in der Abendgesellschaft bei Ihren Schwiegereltern sich zum erstenmal von jenem holden Gemüthe gerührt fühlten, — und — — (der Arzt schauderte zusammen,) so, wie Ihnen in der darauf folgenden Nacht war, als Ihnen träumte, Sie hätten ein Kind, — und das Kind kam, aus tausend Wunden blutend, und doch wie ein seliger Geist lächelnd, — und es kroch, immer wehmüthig zu Ihnen flehend, auf blutbedecktem Boden um Ihr Bett her, und wimmerte in so herzzerreißenden Tönen — — da riefen Sie aus dem Abgrund Ihrer Schmerzen zum Ewigen auf: „O Gott der Barmherzigkeit! Solchen Jammer laß mich nie fühlen!" — Und mitten in diesem Rufe nahmen Sie Gott wahr, ja Sie fühlten ganz hell und rein Gottes unmittelbare Erhörung dieses Gebets. Sie erwachten zugleich, noch emporlächelnd, und noch immer dem Ewigen wirklich und unbezweifelt nahe, und wiederholten laut jenes Gebet — und weinten laut, aber vor Freude über jene wahrhaft unmittelbare Erhörung — — so, mein Freund —"

Die übrigen wenigen Worte waren ganz unverständlich; denn sie lag bereits sanft schlafend da. Aber der erstaunte Mann blickte empor und rief betend aus: „Ja, wunderbar sind Deine Werke; und das erkennet meine Seele wohl!“

Erst, nachdem sie erwacht und sehr heiter von ihrem Lager aufgestanden war, wies sich die Ursache aus, warum sie vorhin öfters auf ihre Hände gezeigt hatte. Diese waren nämlich auf einmal sehr roth und warm geworden. Eine ähnliche Röthe zeigte sich auch schon am Gesicht und Halse, Einzelne Flecken konnte man kaum unterscheiden. An dem ganzen zarten Körper war binnen wenigen Stunden ein röthlicher Ausschlag entstanden und der Doktor erklärte denselben für eine der gutartigsten von jenen materiellen Krisen, durch welche, wie unsere Aerzte sagen, „die wirkliche Krankheit, die bisher immateriell war, nun auf einmal sich verkörpert und dadurch heilbar wird.“ Olympia war jetzt voll Verwunderung über diese seltsame Röthe, die sie doch kurz vorher selbst angezeigt hatte, befand sich aber so vollkommen gesund, daß sie mit den leichten Verhaltungsregeln, die der Arzt wegen des Ausschlages gab, ihren Scherz trieb. „Mir ist heute Abends so, sagte sie, als sei mein Herzklopfen nun auf *immer* vorüber; und man kann sich in Rücksicht der Gesundheit nicht *sicherer* fühlen, als ich in diesem Augenblicke.“

Betroffen stand aber am andern Morgen der Arzt da, als er fast *denselben* Ausschlag, nur in geringerm Grade, auch an der Prinzessin entdeckte. Allein sie lächelte den Besorgten heiter an, und, indem sie ihm die Berührung Olympiens, deren sie sich am vorigen Abend schuldig gemacht hatte, verschwieg, erinnerte sie ihn nur an jene Worte der Ahnung, welche die Kranke gestern in ihrem letzten magnetischen Schlafe über sie ausgesprochen hatte. Die Bedeutung derselben ward jetzt auf einmal Beiden klar, und zerstreute alle Besorgnisse.

Nach wenigen im Bette zugebrachten Tagen löste sich schon ein sehr feines Schuppenhäutchen von den Patientinnen, und der Arzt verordnete ihnen zuletzt noch einige köstliche Bäder. Beide hatten durch diesen Schluß der gemeinschaftlichen Cur eine ganz neue und wirklich verklärte Farbe erhalten, welche, so wie die jugendliche Festigkeit der reizenden Körperformen, von der milden Frühlingsluft noch erhöht zu werden schien, über deren Wunder alle Welt erstaunte. Die Lilienhaut war so unaussprechlich rein, und mit so blendendem Lebensglanze durchwebt, wie ein schneeweißes Gewölk im bräutlichen Anfluge des süßfunkelnden Frühroths. Die Wangen konnte man nicht rosiger nennen, als die übrigen Lebensformen; aber sie schienen stets in geheimer Scham darüber zu erröthen, daß man dennoch in ihnen die sanft verborgnen Quellen jener leisen Rosengluth ahnen mußte. In keinem Reiz aber waren beide einander so ähnlich geworden, wie in der Farbe ihrer Lippen. Ein lebenswarmes, blasses Incarnat schimmerte auf den Rändern der kleinen feuchten Rosenkelche, und nur aus den geheimsten Tiefen des süßgeschlossenen Spalts flammte saftig ein leises himmlischhelles Purpurroth hervor, in dessen lispelnder Quelle die neugeborne Göttin der Schönheit selbst liebezuckend zu baden schien.

Serena, an welcher man bisher eine stille Traurigkeit bemerkt hatte, da sich in ihrer Seele mit jedem Gedanken an eine magnetische Operation etwas Fürchterliches oder doch Unheimliches verband, wovon die Ursache in einigen früheren unglücklichen Erfahrungen lag. Serena lebte erst jetzt wieder von neuem auf, und äußerte einst, als nach der Abendtafel Isidora und Olympia noch bei ihr waren, ihre fromme Bewunderung über jugendliche Herrlichkeit, zu welcher ihre gleichsam wiedergebornen Freundinnen aufgeblühet waren. „Ich kann es nicht verschweigen, sagte sie entzückt, daß es jetzo schon dann ein voller, wahrhaft göttlicher Liebesgenuß für mich ist, wenn ich Euch einander umschlingen sehe; und wenn ich dann mich selbst

unter Euren Küssen wiederfinden darf. O Ihr holden Bilder einer reinen Menschheit! — Wie schön hat Euch der himmlische Vater geschmückt! Wie lieblich strahlet Ihr in seiner Herrlichkeit unter allen Blumen der Welt hervor! O selig die — wohl jenen Glückseligen, für die Ihr aufblühen werdet!"

Isidora schaute erröthend zur Erde, dann liebevoll zu Olympien, dann gen Himmel. „Ach ja! sagte sie nach einiger Zeit und faßte zärtlich Olympiens Hand: es ist mir selber auch so, als habe Gott in dieser heiligen Fastenzeit unsre Sünden von uns genommen; als sollten wir nun zu neuem, würdigerem Leben auferstehen. Mein Herz ist so leicht!"

Olympia weinte sanft. „Könnt' ich doch, sprach sie wehmüthig, dem himmlischen Erretter mein ganzes Leben zum Dank- und Lobgesange weihen! Ach, ich habe sie nun empfunden. — Zweimal habe ich im Leben gefühlt, welch eine fürchterliche Krankheit schon die leibliche Angst ist! Ich darf es jetzt wohl sagen, — mir war zu Muthe, wie einer Verbrecherin sein mag. Gestorben wär' ich wohl gern; — aber, in so schrecklicher Angst mich hinsterben zu lassen — nein, das konnte mein Gott nicht wollen! Und wenn ich nun vollends von jener Angst auf das zu schließen wagte, was man Seelenangst nennt, — o mein Erlöser, davor wirst du mich bewahren!" Sie blickte sehnsüchtig nach einem Bilde des Gekreuzigten, fiel auf ihre Kniee und begann in heißen Thränen, die gefalteten Hände fest an ihre Brust gedrückt, emporzuflehen:

„Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um das Herze sein,
So reiß' mich aus den Aengsten,
Kraft deiner Angst und Pein!"

Sie blieb auf ihrem Angesichte liegen. Es war ihr eine Ohnmacht zugestoßen. Man rief eiligst den Arzt, der sich noch im Schlosse befand, und brachte sie zu Bette. Sobald er erschien, erholte sie sich schon wieder. Der Arzt untersuchte ihren Puls und fand das Mädchen so vollkommen wohl, wie sie selbst zu sein behauptete. Er erinnerte die Prinzessin leise und mit frohen Mienen daran, daß heute die Osternacht sei, auf welche die Kranke selbst eine letzte Anwandlung von Ohnmacht vorher verkündigt habe. Ihre erstaunten Freundinnen blieben noch bei ihr bis nach Mitternacht und verließen sie dann im gesundesten Schlafe.

Isidora erwachte nach kurzem Schlummer in der heiligen Morgendämmerung des Ostertags. Posaunenschall und laute Chöre von allen Thürmen jauchzten schon in die festlich summenden Glockenschwärme hernieder, und verkündigten mit hohem Siegesgeschrei den himmlischen Trost aller Welt: — die Auffahrt des großen Gotteshelden aus den Grüften dieser Erde: — die selige, göttlicherfüllte Hoffnung der Erlöseten des Herrn: daß der bange Mensch nicht soll vernichtet werden, und zerrinnen im kalten Sturm einer ewigen Nacht, sondern einst wiederkehren aus dem kurzen Grabesschlummer, zu endlosem Frühlingsleben, in das Vaterland seines Retters, zu jenem Freunde und Fürsten aller Seelen, der sie einst um sich her versammeln wird, die geliebten Todten, auf unvergänglichen Blüthenauen einer schöneren Welt.

So sanft erweckt zu einer übermenschlich hohen Heiterkeit, betete die fromme Jungfrau leise zum Himmel auf: „O mein Erlöser, wie lieblich erscheinet mir heute wieder der große Ehrentag deines himmlischen Sieges über das Grab! Sei mir tausendmal gegrüßet, du süßes Licht meiner Unsterblichkeit, das einst für uns Arme die Geister der Nacht und Schatten auf ewig überwand! O laß meinen Geist

unter allen Schatten der irdischen Sorge und Angst des Lebens doch immerfort in deinem Lichte freudig wandeln; — und aus den kleinen Freuden, aus den kleinen Leiden der Erde ziehe mich stets hinweg und aufwärts zu dir, mein Erlöser! Es vergehe die irdische Liebe um mich her. — Mein Erbtheil sei das Vaterland der ewigen Liebe!"

Immer herrlicher tönten nun die lauten Chöre in das Ohr der Entzückten, und alle Welt jauchzte in die Melodien ihrer Seele mit großem Schall:

„Singt: Heilig, heilig, heilig Ihm!
Er hat zerstört des Todes Macht
Und uns das Leben wiederbracht!"

Seliglächelnd blickte jetzt das Gotterfüllte Kind in die Strahlen der Morgenröthe hinüber, als eine warme Thränenperle, die auf ihre hochbewegte Brust niederfiel, sie sanft erweckte. Es war Olympia, die das Engelshaupt still zu der himmlischen Freundin niederbog, leise Gebete über ihr lispelte und jetzt, brünstigküssend, zwischen die freundlichsten aller Lippen mit so allverschließender Fülle eindrang, daß der süße Hauch ihrer Morgengrüße im Dufte des thauigen Kusses zerschmolz.

Isidora sprang von ihrem Lager; die Freundin hüllte sie in ihre Morgengewänder; dann traten sie mit verschlungnen Armen zum Fenster. Und dort, vor der hellflammenden Morgenröthe, und im ringsum tönenden Feldgeschrei der Auferstehung zum ewigen Leben, schworen sie einander eine endlose Liebe und Vereinigung zu, — frei von allen Banden der Welt, des Fleisches und der Leidenschaften dieser Erde, — eine Liebe, rein und geschlechtslos, — eine Vereinigung der Geister für die Ewigkeit.

Wie zu neuem Leben geläutert im himmlischen Goldstrom der Frühröthe, wandten sich nun die Vereinigten zu ihrer Morgenandacht; — und hier falle der heilige Vorhang!

Aber am sonnengoldnem Wagen sank endlich von neuem der holderröthende Mai im Triumphe süßer Frühlingsjubellieder zur Erde herab. Zwischen dem schneeigen Kirschenhügel und der alabasternen Welle des Birnbaums schwebte er nieder und küßte das wallende Busenthal. Da schlug der liebewarmen Erde das Herz, wie einer Braut, und auf ihren Wangen trat nun auch die röthliche Apfelblüthe hervor, und junge Knospen der Frührose wollten aufspringen vor himmlischer Lust.

Liebliches Tempe! wie herrlich grüßest auch du den schönen Freund!

Alle Menschen freuten sich dort über Eins und Dasselbe, — über den Frühliug. Der ritterliche Befehlshaber im Pallast achtete das Fürstenzimmer jetzt so gering, als der arme Tagelöhner seine theure schützende Hütte. Beide wollten im Freien leben. Der Förster sang durch den Wald und hörte dort auch den Holzhauer und den Vogel singen. Der braune Wald starrte sanftschwellend empor, und schon kräuselten sich zahllose Locken vom frischesten Hellgrün über seinem welligen Haare empor, um die Stirnen der ernsten Greise wieder zu verjüngen. Der schöne Wallersee lag so still und ungetrübt da, wie eine hellgeschliffne Fläche von bläulichem Wolkenachat, und Blüthenbäume tauchten üppig die Last ihres Schmucks in seine glänzende Fluth. Niedrig und heimisch strich wieder der Storch die tiefen Thäler entlang; Schwalbenheere zogen ihre Kreise über Tempe: die Gluckhenne führte singend das zarte Völkchen aus; zur sonnigen Wohnung unter blühenden Büschen. Die Gärtner gaben schon die köstlichsten Erzeugnisse ihrer Wintermühe den warmen Küssen der Mailuft preiß und wanderten mit blüthenbestreuten Kleidern stolz und sicher in den lustigen Gängen umher; die Ruinen der Marienabtei begannen über dem elegischen Farbendunkel ihres Gesteines sanft zu ergrünen; das frohe Wild verließ die hohen Dickigte des Hubertuswaldes und sprang durchs tiefe Gras hernieder zum heiligen Brunnen; zahllose Nachti=

gallen sangen aus den Blüthengewölben das Lob des großen Schöpfers über die verjüngte Welt.

Aber das reizende Naturbild war doch noch nicht ganz vollendet. Alles schien noch in einer stillen, bräutlichen Erwartung zu lauschen; dem Ganzen fehlte noch die reiche, königliche Staffage: — es war die schöne Menschheit mit dem fühlenden, hochbegabten Herzen!

Doch, als nun an einem sonnigen Mittage das lustige Getön der Posthörner die Ankunft des geliebten Hofes verkündigte, und nun der ehrenwerthe Herzog wie im Triumphe heranfuhr, und ihm nach die schöne Tochter zog, und nun Wagen an Wagen daherschmetterten, und der Pallast mit allen Pavillons sich auf einmal so reichlich füllte: — da blitzte erst das volle Leben auf. Alles freute sich des Wiedersehens. Alles jubilirte, und selbst die Letzten der dienenden Brüder und Schwestern nahmen ihren lauten Antheil an dem allgemeinen Frohlocken.

Das erste Geschäft des Herzogs, welches er noch vor dem Mittagsmahle besorgte, bestand darin, daß er den Leibarzt zu der Prinzessin führte, bei welcher auch Serena und Olympia waren, ihn dort eine förmliche Predigt „über das Verhalten eines Leben und Gesundheit liebenden Christen in der Frühlings-Hitze und Kühle" abhalten ließ, und dann (um alles Unangenehme gleich Anfangs abzuthun,) einige ziemlich strenge Befehle gab, die den Damen nicht sonderlich gefielen. „Ich ahne schon, sagte er, daß Ihr wieder die Zeiten der lärmenden Eulalia einführen und hier die Wildesten unter Allen sein wollt; und so Etwas — geht nun nicht mehr!"

„Das hat wieder Niemand angezettelt als Sie! sagte die Fürstin freundlich zürnend zum Arzte: Sie wollen mich um meine Freuden bringen — Landesverräther!" Aber sobald der letztere Aus-

druck ihren Lippen entfuhr, bedeckte hohe Gluth ihr Angesicht, und der Herzog fing heftig an zu lachen. Isidorens Leibarzt war nämlich schon seit einem Jahre bei Hof in den Verdacht gerathen, als stehe er mit allerlei hohen Personen zu Straland in geheimem Briefwechsel. Seine sogenannten Feinde (denn wirkliche hatte der liebe Mann nicht,) sagten ihm oft ins Antlitz, er ziehe sehr beträchtliche Summen von Straland und verrathe dafür die Geheimnisse seines Hofes. Der Herzog selbst neckte ihn zuweilen mit obigem Ehrentitel, und es war auch wirklich officiell bekannt, daß er während Olympiens Krankheit, an welcher zuletzt auch die Prinzessin Theil nahm, selbst mehrere Staffetten und sogar einen förmlichen Courier nach Straland abgesandt hatte.

Der arme Arzt schwur hoch und theuer auf seine Treue und bat und flehte aufs demüthigste um Gnade; aber, wiewohl ihm diese in den sanftesten Ausdrücken von der Gebieterin zugesichert ward, blieb dennoch das arme Kind dießmal in einer wehmüthigen Stimmung. Es schien sie doch ein wenig zu kränken, daß man ihre letzten Jugendfreuden noch mit gewissen Regeln beschränken wollte. Allein diese Stimmung war nur vorübergehend; sie war gleichsam der letzte Rest des Winters; ihr Frühling war aber nun einmal angebrochen, und die Kälte des Lebens hatte keine Gewalt mehr über den rosigen Mai dieses leichten Götterbluts.

„Und wirst denn Du dem Vater gehorchen, meine Kleine?“ sagte der Herzog zu Olympia, die ihre Lippen an seine Hand schmiegte und den strengsten Gehorsam schwur. — Der Herzog zog sie an seine Brust. „Sieh, mein Mädchen, sagte er mit Innigkeit, Du weißt und ahnest gar nicht, wie viel ich Dir verdanke, Du Kind der Wunder — und wie sehr ich Dich liebe! Bleibe nur immer so rein und fromm, und verlasse meine theure Tochter niemals. Ihr werdet einander zwei gute Geister sein. Ein sichres Gefühl sagt mir dieß.“

Das Gespräch konnte nicht fortgeführt werden, weil Alle sich zu bewegt im Innern fühlten. Am Herzoge war überhaupt seit jenen magnetischen Operationen öfters eine gewisse ernste Stimmung wahrzunehmen, die ihm in vorigen Zeiten fremd schien. Hauptsächlich die Geschichte von der letzten Ohnmacht Olympiens am Ostervorabend, hatte sein höchstes Erstaunen erregt. Er suchte mit Niemand über die Sache zu sprechen, mischte sich auch nicht einmal in dergleichen Gespräche ein; aber ein stilles, rührendes Lächeln entwickelte sich stets in seinem Angesichte, wenn Isidora ihm unter vier Augen jene Begebenheiten in reinster Wahrheit und mit ihrer süßen gläubigen Einfalt wieder erzählte. Oft drückte er dann die Tochter sanft an sich und nannte leise den Namen ihrer verewigten Mutter. Er war ein heller Kopf und hatte von jeher ungemein rechtlich, doch äußerst frei und absprechend gedacht.

Beim Weggehen sagte der Herzog freundlich: „Euern ersten heutigen Ausflug weiß ich schon gewiß: — Ihr geht zum Hubertusbrunnen, in die romantischen Regionen unsers guten, getreuen Dagoberts.“ Er blickte mit bedeutendem Lächeln die nickende Tochter an. Sein ganzes Wesen erheiterte sich immer, wenn er ihres Freundes gedachte, so, daß die Arme zuweilen insgeheim fürchtete, ihr zärtliches Auge habe dem Vater ihr zärtliches Herz verrathen.

Es fanden sich aber beim ersten Spaziergang unsrer drei Freundinnen so viele Gegenstände, die im Vorübergehen begrüßt und Olympien bekannt gemacht werden mußten, daß man doch erst spät zur Marienabtei gelangen konnte. Dort mußte Olympia auch noch die weitläufigen Ruinen besehen und dem Einsiedler vorgestellt werden, welcher jetzt zum letztenmal, aber in einer schönen, wunderbaren Herrlichkeit aufzuleben schien, und dessen stummfreundliches Leben und liebendes Grüßen die neue Freundin so ungemein rührte und anzog, daß

sie nur auf ihren Knieen seinen Segen anzunehmen wagte. Isidora, die sich bisher oft ängstlich und mit stets höher athmendem Busen nach dem Gnadenbilde hingewandt hatte, bat jetzt die Freundinnen, sich am Brunnen niederzulassen, während sie selbst mit bebenden Schritten dem Zug ihrer Andacht folgte.

Der heilige Brunnen quoll noch in der alten reichen Fülle aus seiner tiefen, mit zartem Gras und Vergißmeinnicht überwachsenen Fassung hervor. Sein reines und mächtiges Aufsprudeln erregte in Olympien ein frommes Staunen, da sie Dagoberts Legende schon aus Serena's Wiedererzählung kannte. Vier Blümchen an einer Pflanze waren bereits blau aufgeblüht; mehrere aber noch nicht im ganzen Bezirke des Brunnens.

Serena machte Olympien auf die leisen Spuren der Hirsche aufmerksam, die sie während des Trinkens dieser Thiere dem zarten Rasen um den Quell her nur flach und gleichsam schonend eingedrückt hatten, und Beide bewunderten dann die große Reinheit des aufwallenden Silbers, als Isidora mit bleichem Angesichte wieder zu ihnen trat. Ihre Glieder zitterten sichtbar. Aber doch versicherte sie vollkommen wohl zu sein, und ein süßes Erstaunen bemächtigte sich ihres ganzen Wesens, als sie jetzt die neugeborne Schönheit des Brunnens erblickte. Sie grüßte die heilige Fluth mit ausgebreiteten Armen, zog schnell einen goldenen Becher hervor, schöpfte und leerte ihn mit den Schwestern. Dann brach sie drei Blumen, vertheilte sie und blickte wehmüthig auf die vierte hinab, die so trübselig stehen blieb! Noch einmal schöpfte sie, trank die Hälfte des Bechers aus, und mit sanfter Trauer goß sie die andere in den Schooß des Brunnens langsam zurück. Sie lehnte sich jetzt an ihre Freundinnen, und ein Strom von Thränen brach aus den schönen Augen hervor. „O nun ist Alles vorbei! rief sie, von neuem himmlisch aufblühend: nun ist Alles gut! Könnte ich Euch doch sagen, wie ruhig und selig meine Brust athmet, — wie unaussprechlich wohl mir jetzt ist!“ Frei und

und unaufhaltsam ergoß sich nun jedes Herz, wie aus dem reichen Busen des Frühlings die Märzquellen hervorströmen, und Alle fanden sich selig wieder in ihrer Schwesterliebe.

Traulich kosend versetzten sie sich zurück in die alte Zeit, in welcher noch heiliges Leben zwischen diesen Trümmern wohnte, umgeben von einer schönen, wundervollen Welt. Und die Nachtigallen sangen elegische Melodien zum elegischen Texte der holden Mädchen, und warme Frühlingslüfte lispelten über dem Grün der stillen Mauern, wie ein Odem der Auferstehung.

„Die Wunder dieses Brunnens, sagte zuletzt Serena, von welchen uns die Legende erzählt, thun jedem warmen, zum Geistigen aufstrebenden Herzen innig wohl. Aber habt Ihr auch schon bedacht, daß sie an sich eigentlich wohl herrlicher und höher, aber nicht geistiger und entscheidender waren, als die, welche wir in diesem Frühling an Dir, meine Olympia, selbst erlebten?" Sie hatten bereits von diesen Wundern Olympien so viel mitgetheilt, als sie selbst im magnetischen Zustande nicht verboten hatte, ihr wiederzusagen.

„Du hast Recht; sprach die Prinzessin: Wenn der Geist des Menschen sich selbst schaut und ergreift, und, im Kampfe mit seinem eignen Grundwesen, demselben Etwas von jenen hohen Kräften abzuringen vermag, die nicht mehr im Gebiete seines Organismus liegen, sondern schon zu seiner göttlichen Ausstattung für das Land der Unsterblichkeit gehören, und die bis jetzt unsern Weltweisen unbekannt waren und gleichsam geläugnet wurden, — ist das nicht ein hohes Wunder?"

„Nach jener großen Lehre, fuhr Serena fort, die Jesus auf Erden verkündigte, und nach den hohen Wundern, die Er verrichtete, waren die ferneren Wunder überflüssig. Auch sind wirklich bald nachher alle äußern Wunder und Zeichen von der Erde verschwunden. Aber seine Lehre setzte dagegen das von allen irdischen Gesetzen

und Vorurtheilen unabhängige menschliche Gewissen in seine ursprünglichen Rechte ein; und sein göttlicher Lebenswandel, so wie die heldenmüthige Hinopferung seines Lebens für die beste aller Lehren, mußte schon durch sich selbst, und auf ewig, jenen heiligen Funken der Ahnung wieder im Menschen anfachen, bei dessen verjüngtem Strahle nunmehr der Mensch durch das diamantene Thor seines unsterblichen Grundwesens einblicken und dort so viel von seiner innern Wunderwelt schauen sollte, als ihm gut und nothwendig ist zum Glauben, zur Religion, zum festen, sehnsuchtsvollen Hinblicke nach dem zeit- und raumlosen, geistigen Lande der Wahrheit, welches nicht ungesucht gefunden, sondern nur durch ein schönes, nach dem Göttlichen gerichtetes Leben erstrebt werden kann. Durch eine Fortsetzung und weitere Verbreitung jener Wunderzeichen wäre vielleicht die Menschheit träge, ein Theil derselben zur Verzweiflung gebracht, — ja vielleicht die halbe Erde zur Wüste geworden. Allein, die Menschen mißbrauchten gar bald das göttliche Geschenk ihres Verstandes, indem sie denselben für das in ihnen wohnende göttliche Abbild selbst, für das Beste in ihrem Wesen hielten. Sie fingen an zu glauben: was ihr Verstand nicht fasse, das sei auch nicht für sie da. So mußten sie denn endlich zum wirklichen Unglauben herabsinken, in dessen Tiefe sie sich selbst und die vom Körper unabhängige Fortbestehung ihres Grundwesens zu läugnen wagten. War nun wohl die Entdeckung des vitalen Magnetismus, — an welcher der Verstand weit weniger Theil hat, als die Erfahrung, — ein Werk des sogenannten Zufalls; oder müssen wir sie nicht vielmehr als eine wichtige göttliche Offenbarung betrachten, über welche der allzuklug gewordene Menschenverstand anfangs höhnisch lachte, um jetzt dieselbe — anzustaunen?"

„Ach ja, sagte die Fürstin: wir müssen in dieser Entdeckung die Stimme des Herrn erkennen, welche uns zuruft: Im Erdenleben seid ihr einzig auf die Erde angewiesen; denn ich habe euch mit dem ir-

dischen Leibe geschmückt, drum sollt ihr hienieden nicht nach Verbindung mit höhern, blos geistigen Wesen trachten; aber euer Grundwesen ist nur ein Gast der Erde; es ist frei und lacht der Zerstäubung des Leibes; drum sollt ihr euer Innres würdig erhalten für meine Ewigkeit."

Während dieser Unterhaltung war die Sonne schon gesunken, und nur an den lustigen Spielkreisen der Schwalben in hoher Luft waren ihre letzten Lichtblitze noch sichtbar; das Wild schaute aus den Büschen hervor, und selbst die schöngefiederte Freundin der Dämmrung, die romantische Schnepfe, zog schon mit gellendem Geschrei über den Wald daher. Eiligst traten die Mädchen ihren Rückweg an, besorgt, ihre verspätete Heimkehr möchte gleich heute den ersten Verweis nach sich ziehen. Wirklich sahen sie schon nach wenigen Schritten aus der Ferne den Herzog selbst nahen. Aber, wie groß war die allgemeine Freude, als jetzt eine Dame sich von seinem Arme loswand und — Eulalia ihnen entgegenflog, mit deren insgeheim veranstaltetem Besuch der Vater die Tochter überraschte.

Eulalia, die erst vor wenigen Minuten mit ihrem Gemahl in Tempe eingetroffen war, hatte für Isidoren Briefe von ihrer liebenswürdigen Fürstin mitgebracht, die deren baldige Ankunft meldeten. Welche Freude war jetzt in Tempe! Dieser glückliche Abend sollte ganz dem Wiedersehen geweiht werden. Aber spät mußte heute das Schicksal noch einen unerwarteten Schlag thun. Die Nachricht lief ein, daß die Prinzen von Straland schon in einigen Tagen anlangen wollten. Die Prinzessin ging nun früh auf ihr Zimmer, und Niemand erhielt dort Zutritt.

Des andern Morgens trat sie heiter und freudig hervor und schien nur für Eulalien da sein zu wollen. Diese wußte gar Manches vom Stralander Hofe zu erzählen. Z. B. daß der Prinz Hugo

ein liebenswürdiger Sonderling sei; — oft Monate lang in einsamen Schlössern und Waldhäuschen bei Bauersmannskost gelebt habe; — daß Dagobert, welcher ohnehin auf der gestern angekommenen Liste der Stralander Reisebegleitung oben an stand, bei solchen genialen Parthien niemals fehle und überhaupt ein so unzertrennlicher Gesellschafter des Prinzen sei, daß dieser fast größere Ehrerbietung für ihn, als für sich selbst prätendire; daß besagter Dagobert allerdings von sehr guter Familie sei, übrigens in Straland für einen natürlichen Verwandten des Herrscherhauses gelte; daß der Prinz selbst in Dagoberts Lehre schon ein vortrefflicher, allgemein anerkannter Dichter geworden sei, — welches Letztere sie mit einem bei sich führenden neuesten Stralander Journale belegte. In diesem befand sich ein schöner Hymnus an die Liebe, den alle Welt dem Prinzen Hugo zuschrieb. Das Gedicht war lang, aber Eulalia hatte es dennoch ganz auswendig gelernt und bat um Erlaubniß, dasselbe deklamiren zu dürfen.

„Vor allem eine Bitte! rief die schüchterne Isidora: Es ist die: daß von dem bevorstehenden Besuche nun nicht eher unter uns Allen wieder die Rede sei, bis er wirklich angekommen ist. — Und nun gib uns Dein Gedicht!"

Sie deklamirte das Gedicht, und man hörte es dreimal mit steigender Bewunderung. Drauf schwieg die Prinzessin lange, ohne ihr eigentliches Urtheil zu sagen, fing dann von Eulaliens häuslicher Lage an zu reden, und es ward diesen ganzen Tag des Stralander Besuches in ihren Gesprächen nicht weiter gedacht.

Eulalia war noch ziemlich die Alte; doch konnte das Weib für ihre Freundinnen nicht mehr so viel sein, wie ehemals das Mädchen gewesen war. Sie fühlte sich sehr glücklich in Rücksicht ihrer Verheirathung, wollte aber doch noch gern für ein Kind gelten, und da ihr Bemühen hierum eben so sichtbar war, als der dabei nachtheilige Umstand, daß sie sich guter Hoffnung befand, so warf

dieß zuweilen vor den Augen des Hofes ein komisches Licht auf die junge Frau, und ihr Zustand flößte auch Isidoren und Olympien eine gewisse leise Scheu gegen sie ein, wodurch ihr empfindliches Herzchen sich einigemal ernstlich gekränkt fühlte. Der arme Kammerherr bekam dann wohl einen ernsten Blick und hatte große Mühe, den Abgott seines Herzens über das, worauf der Glückliche selbst doch so stolz zu sein schien, zu beruhigen. Indessen war die hübsche Frau klug genug, um ihr Betragen allmählig nach Gemäßheit der Umstände so bequem abzuändern, daß sie sich bald sehr wohl befand. Von Olympien fühlte sich ihr Herz bezaubert; aber das Kind wollte sie nur liebevoll verehren, nicht zur Gespielin annehmen, und das preßte Eulalien manchen Seufzer aus.

In der Abenddämmerung, als Isidora an ihren Fenstern die süßgewohnte Blumenpflege wieder übte und oft mit sehnsuchtstrunkenen Blicken nach Dagoberts Felsengrotte hinaufsah, die schon abendlich dunkelte, da schien es ihr plötzlich, als wehe dort ein leiser, hellblauer Glanz. Sie fuhr erschrocken zurück und ihr Auge umnebelte sich. Aber als sie nach einiger Zeit wieder hoffend emporschaute, — ach, da war das theure Zeichen der Treue verschwunden und nur ein schöner Stern glänzte jetzt über jenem Felsen allmählig auf.

Mit dem Anbruche der Morgenröthe verließ sie schon das unerquickliche Lager und trat zu Serenen ein. „Ach Serena! rief sie der freundlich Erwachenden zu: Wie sanft schlummertest Du wohl in Deinen schönen Morgenträumen! Warum muß ich sie verscheuchen! Ich wache schon seit einer Stunde! Serena! — das Leben naht mir mit seinen ernstesten Mienen!“

„In freundlicher Feier naht es nur, meine Geliebte!“ fiel Jene tröstend ein.

„Ach Serena! Könnte Dagobert so lieben, wie Hugo dichtet, — o meine Beste! das herrliche Gedicht ist keinesweges von Hugo. Glaube mir nur, sie machen ihre Gedichte zusammen; und zu diesem gab Hugo den Namen und Dagobert die Gedanken — — Gott, was für ein verächtlicher Mensch mag wohl dieser Hugo seyn!“

Serena schwieg. Sie hatte einen so heftigen Rückfall in jene Angst schon lange nicht mehr gefürchtet und erschrak jetzt im Innern darüber.

„O blicke nicht so ängstlich auf mich Serena! Du, meine Freundin, meine Lehrerin, mein einziger Trost! Sie, ich bin ja auf Alles gefaßt, selbst auf das Aergste! Aber gestehe nur: — Eins ist doch hart vom Schicksal, von Dagoberten, von der Welt; — Eins ist unaussprechlich hart für mich: daß dieser treulose Mann, gleich einem stolzen Brautwerber, in Hugo's Begleitung hieher kommt! Um dieß zu ertragen, bedarf ich mehr als menschlicher Kräfte. Nein, Du sollst Dein Bette nicht verlassen! Ich gehe, und suche das meinige wieder; ich befehle es, Serena! — Ich werde nun schlafen können, da Du Alles weißt — gute Nacht, schlummre sanft, meine Theure!“

Sie floh in ihr Schlafzimmer zurück, lösete in ängstlicher Hast die Gewänder und warf sich von neuem in ihre Polster, um zu ruhen. „Mutter der Gnaden! rief sie freudig empor: Mein Herz ist rein! — Ich habe diese Liebe geprüft, — unter tausend Thränen geprüft; — nichts ist in meinem Gewissen, das sie verdammt: — aber ich opfere sie dir, Königin der Schmerzen! — und dir empfehl' ich meine Seele! Du wirst sie bewahren vor dem ewigen Verderben.“

Sie sank in einen ruhigen Schlummer und erwachte unter Olympiens Engelsküssen.

Ganz ergab sie sich heute diesem Liebling. Olympia durfte das verschämte Mädchen enthüllen, zum Marmorbade begleiten, mit ihr die köstlich duftende Welle theilen und sie ganz allein ankleiden. Als die rosigen Formen dem Bade entstiegen waren und die weiche Gewandhülle sie wieder empfangen sollte, rief Isidora noch einmal Olympien an ihre Brust. „Umarme mich inniger! flüsterte sie geheimnißvoll: Ach, nun bist Du ganz mein!" Im langen süßen Druck der jugendlich festen Formen schlugen die Pulse ihrer Herzen hoch einander entgegen. Es war der Gruß zweier schuldlosen, in einer sich selbst unbewußten Gluth entbrennenden Seelen; ein verkörperter Geistergruß zwischen schönen Wesen; ein zweimal reines Hinüberdringen des Schönen zu dem Schönen; aber ein Gruß, dessen himmlische Lauterkeit und Unschuld nicht den Unreinen, sondern nur jenen Herrlichen begreiflich wird, welche die Heiligkeit der Alles durchströmenden, beide Welten wie beide Geschlechter aufs Innigste durchdringenden und verknüpfenden Liebe kindlich zu fassen vermögen. Aber Olympiens selig erglühte Lippen gruben sich mit brennendem Kuß in den hellrosigen Sammt jenes glänzenden Nackens ein. Isidora fühlte den Kuß, wie einen süßen Schmerz; und sie trennten sich jetzt, mit leisem Zögern, aber hocherröthend, ohne zu wissen warum.

Das Mädchen war schon verhüllt und die Fürstin beinahe fertig gekleidet, als Eulalia draußen um Einlaß bat. „Nur noch zwei Minuten! rief die Prinzessin hinaus, und lispelte ängstlich Olympien zu: Sag' mir doch, Liebe, warum wir sie nicht einlassen mögen? — Oder, wollen wir?"

Olyntpiens Hände faßten eben die zarte vollgerundete Form des noch unverhüllten milchweißen Füßchens der Gebieterin. Sie sah jetzt empor und lächelte verlegen. — „Nein, ums Himmels willen noch nicht herein! zischelte sie: Ich weiß nicht warum — aber —"

„Warum wirst Du roth?“ fragte Isidora mit kaum vernehmbarem Ton, indem sie selbst höher erröthete.

Schnell drängte Olympia den kleinen schimmernden Fuß in das seidne Gefängniß, und, indem sie dem Glanzspiegel der süßen Kniefülle einen verstohlnen Abschiedskuß aufdrückte, umschloß sie weiter unten, über der jugendlichvollen schönen Rundung, den Strumpf mit der blitzenden Spange, und öffnete dann schnell der wartenden Eulalia die Thüre.

Um Mittag sprengte ein Courier an, und bald drauf fuhr Prinz Julius, der Erbe von Straland, mit gebührendem Glanz im schönen Tempe ein. Durch ihn erhielt man die Nachricht, sein Bruder Hugo treibe sich noch mit Dagoberten in dem herrlichen Lande umher und werde erst morgen oder übermorgen eintreffen.

Die Gestalt und das gefällige Betragen des Prinzen erweckten bald allgemeinen Beifall. Freilich hatte er, wie man sagte, fast in keinem Betracht einige Aehnlichkeit mit dem zweiten Bruder, und von diesem blieb daher alles Gute oder Schlimme noch immer erst zu erwarten. Isidora selbst fand unterdessen seine Züge angenehm und interessant, und seine wirklich geistreiche Unterhaltung gab ihr sehr bald Fassung und Geschick, um dem Gaste in ihrer wahren, unbefangenen Gestalt zu erscheinen.

Der Prinz hatte kleine Tagereisen gemacht, und da er ein eifriger Liebhaber der Jagd war, so nahm er schon für den heutigen Abend eine Parthie nach dem nächsten Jagdschlosse des Herzogs an, wohin man sich also gleich nach der Tafel begab. Als der Herzog schied, drückte er die schöne Tochter mit ungewöhnlicher Bewegung und Innigkeit ans Herz und sah noch im Weggehen zweimal zärtlich nach ihr zurück.

Schwermüthig schlich Isidora mit Serenen und Olympien durch die schönsten Gegenden des Parks. — Eulalia war unpäßlich. — Im Vorübergehen am Gartensaale, wo ein lärmender Dienerschwarm schon große Anstalten für den heutigen Abend vorbereitete, drängte sich ein tiefer Seufzer aus Isidorens Brust.

Als die Hofmeisterin sich einmal entfernt hatte, blieb die Prinzessin vor Olympien stehen und sah diese lange traurig an. „Und doch — rief sie dann auf einmal tragisch aus — und doch müssen wir uns trennen, mein holdes Mädchen!“

„Niemals, niemals! stöhnte Olympia, wie außer sich, aber mit lauter, feierlicher Stimme: Mein ganzes Wesen ruft es mir zu: Niemals!“

„Und doch!“ sagte jene düsterlächelnd und ging hastig weiter.

Das ängstliche Mädchen preßte im Fortgehen die Hand der Geliebten an sich. „Nur todt soll man mich von Dir reißen, meine Gebieterin!“ flüsterte sie, sanft zu Isidoren herüberblickend.

„Deine Augen sind eine Ewigkeit voll Liebe und Treue! Doch sei ruhig, meine Olympia! Unsere Seelen soll und wird man wenigstens nicht trennen!“

Serena kam wieder zu ihnen, und die Prinzessin bemühte sich, heiter zu scheinen. „Kommt mit zur Marienabtei! sagte sie freudig, als die Glocke des Schloßthurmes tönte: Es ist die Zeit des Abendgebets.“

Sie fanden am Marienbilde den knieenden Einsiedler, und verrichteten neben dem Alten ihre Andacht. Dann halfen sie dem schwachen Greise liebevoll auf, welches ihn innig rührte. Er winkte sie jetzt zu sich herbei, gab ihnen die Benediction und sprach langsam mit einer melodischen Geisterstimme: Maria sendet Euch Gottes Segen; und wie Ihr glaubet, so wird Euch geschehen; und Gottes Segen wird ruhen auf Euch und Euern künftigen Geschlechtern.“ Ein Schauder durchbebte die Frauen. — Sie hatten vorher noch nie ein

Wort aus dem Munde des frommen, ewigschweigenden Mannes gehört. Sein Gesicht war wie verklärt und er ging jetzt mit festen Schritten von dannen.

Als sie dem Brunnen nahten, sprang ihnen der kleine Guntram entgegen, der sie gesucht hatte. „Ich bin schon im ganzen Schlosse herumgelaufen! keuchte der Kleine: die Schwester Euphrosine läßt schön grüßen — sie ist eine Braut. Das ist eine entsetzliche Freude! Anshelm will sie holen, und Herr Dagobert ist da; und Anshelm auch, — und die Schwester läßt — (er stockte erröthend) ja, und ich sollte fragen, ob die gnädige Prinzeß heute nicht mehr hieher käme? — nun ja, so war es, und ich werde es sagen, daß sie da ist — aber Anshelm wartet auf mich — unterthänig adjes!“ — Wie ein Reh sprang er unaufhaltsam durchs Gebüsch.

Die Frauen sahen sich erschrocken an. Jeder Puls schlug in höherer Bewegung. Selbst Serena war ein wenig blaß geworden. Auch in ihr drängte sich mächtige Ahnung.

„Das ist viel auf einmal! brach die bebende Isidora aus: Ich denke, wir gehen; — wenn wir nämlich Kraft dazu finden. — Vor Allem wollen wir, Jede nach ihrer Art, Fassung zu sammeln suchen.“ Sie ließ sich am Brunnen nieder und schaute starr in die Spiegelwelle, während die Andern Arm in Arm schweigend auf den buschigen Schlangenpfaden hin und her irrten. Aber in dieser Körperruhe ward Isidorens Bangigkeit nur mächtiger. Die Nachtigallen klagten so schwermüthig, und unter dem reinsten Himmelsblau fühlte sie dennoch Gewitterluft. Sie mußte fort von hier, und eben wollte sie die Freundinnen herbeirufen.

Plötzlich hört sie Olympien freudig aufschreien. Sie springt empor, ruft laut nach ihr, und sieht durchs Gesträuch zwei männliche Gestalten nah am Andachtsbilde bei Serenen und Olympien. Ja, sie glaubt Serenen im Arm eines Mannes zu sehen. Olympia winkt ihr bedeutend zu. Sie wankt von ihrem Sitze weg, um dorthin zu

eilen. In diesem Augenblick hört sie von der andern Seite her ein leises Geräusch. Sie wendet sich schnell, — und aus den Ruinen tritt ein Mann hervor, der geflügelten Schrittes und mit dem höchsten Erstaunen auf sie zu eilt — es ist Dagobert!

„Meine holde, angebetete Fürstin! rief ihr der theure, schöner als je blühende Mann mit dem lebendigsten Ausdruck einer flammenden Liebe entgegen: Gott, welcher unnennbare Reiz! Zu welcher Schönheit ist diese Himmelsblüthe gediehen!“

„Dagobert! Dagobert!“ hauchte sie mit sterbendem Tone hervor. Der selige Augenblick des Wiedersehens übte seine volle Gewalt über sie aus. Alles, was zwischen diesem und dem Moment ihrer einstigen Trennung lag, verschwand im Nebel der holden Betäubung. Sie reichte beide Hände nach ihm hin. Alle längst gefaßten und mühselig errungnen Vorsätze waren vertilgt, und ihre ganze Seele voll Liebe flog dem Freunde grüßend entgegen, der nun wieder im herrlichsten Gewande des blühenden Lebens vor ihr stand, — dessen süße, warme Lippen sich jetzt, im Schauer zärtlicher Erinnerungen, an der einst verwundeten Stelle des Lilienarmes fühlte.

Aber es war nur ein Augenblick. — Schnell trat das Gespenst der Wirklichkeit in Isidorens schönen Traum; sie schaute ängstlich nach ihren Frauen und deren fremden Gesellschaftern hin, — und, jetzt wollte sie rufen, da Jene noch immer zögerten.

„Es sind einige Stralander Freunde dort, fiel er zärtlich flehend ein: ich werde nachher um Erlaubniß bitten, sie vorzustellen. Der Prinz ist nicht unter ihnen; aber er wird noch diesen Abend eintreffen.“

Ihre Kraft begann wieder zu sinken; aber sie riß sich fort zum Reden und sagte: „Sein Bruder kam diesen Mittag bei uns an. Er ist mit meinem Vater nach Hubertsthal geritten; er befindet sich heute unter jenen Bäumen, Dagobert, wo Sie uns vor einem Jahre Ihr Mährchen von der Untrüglichkeit der Liebe so angenehm vorfabelten.“

„Theure Fürstin! Wenn je eine Fabel Wahrheit enthielt, so war es die meinige. Ich bin noch ganz derselben Ueberzeugung.“

„Noch jetzt, rief die Ueberraschte mit hohem Erröthen und edlem Stolze: So wissen Sie denn: ich bin wirklich jener Meinung, — und ich werde es bleiben. Aber Sie, Dagobert?“

„Ich lasse noch heute mein Leben für meine damalige Behauptung! Aber, daß auch meine holde Fürstin ihr beitreten könnte, — ach, gläubige Seele, dieß hohe Glück ahnete ich damals noch nicht!“

„Sie blickte ihn trauernd an; — ach, sie wollte ihm so gern Alles verzeihen! Ihre Fassung und ihr Stolz waren nun ganz dahin. „Dagobert hat uns vergessen!“ flüsterte ihr Mund in himmlischer Melodie.

„Dann müßte der Bau dieser Welt gebrochen sein!“ rief er. Sie erbebte vor der Wahrheit seiner Züge und vor der Heiligkeit, mit welcher er die Hand zum Himmel hob.

„Und doch, sprach sie jetzt mit einer Stimme, vor deren schmerzlichrührendem Ton seine Sinne vergingen, und doch war jener freie Dagobert, jener liebe Freund, ein falscher Spieler, — der sich zum gemeinen Brautwerber erniedrigt. O Dagobert!“

Er sank auf seine Kniee. „Was hat der Prinz zu hoffen?“ fragte er in höchster Spannung.

„Ich werde Ihrem Prinzen die Hand reichen, — ja — das Schicksal will es so! — Ich unterwerfe mich ihm. Aber ich werde meinem Gatten viel kosten, — seinen Freund! Denn, nur unter der Bedingung, daß Dagobert auf ewig von meinem Hofe entfernt werde, will ich, — darf ich die Seinige werden. — Jetzt lassen Sie uns enden, Dagobert! — Man sieht uns — wie? Sie weinen? Sie blicken in solchem freudigen Entzücken zum Himmel? Mann, was that ich Ihnen — Sie vernichten mich! — Aber noch eine Frage: Wer ist der Verfasser des göttlichen Gedichtes an die Liebe, in den Stralander Blättern? Sie sind es, Dagobert! Sie!“

„Ich bin es! sprach er und breitete seine Arme aus: Du liebtest einst diesen Dagobert — o so liebe dann mich, du Königin meines Lebens! — Ich bin Hugo von Straland. — Ich wollte freien, wie ein ehrlicher Mann freit; — ich wollte mein eigner Brautwerber sein, — und, wo hätte ich für meine heiße Liebe einen glückseligern und treuern Medorus finden können, als in mir selbst! — Engel, kannst Du mir verzeihen?"

Ihr Sinn verwirrte sich im göttlichen Entzücken. — Sie taumelte zurück — er hielt sie in seinen Armen und rief seelenvoll hinüber in ihr blaues Auge: „Ewig Dein! Ewig mein!"

„Nein, es ist ein Traum!" lispelte sie, indem ihre zarten Arme ihn leise umfingen. Sie war ermattet ihm an den Busen gesunken und die Wehmuth wohnte auf ihren Lippen. Aber schon küßte er heißstürmend; — da öffnete sich blöde der duftige Mund des erbebenden Mädchens. Aber schon küßte er leiser und inniger — da fielen die sanften Vorhänge ihrer in Liebe brechenden Augen langsamzitternd zu.

„Und doch soll diese Seligkeit nicht länger dauern, ohne Theilnahme unsrer Freunde!" sprach jetzt Hugo, und ängstlich wand sich Isidora aus seinen Armen.

„Vergib, Du Redlicher! rief sie: Mir ist ja die Erde entschwunden! — In mir klopfen die Pulse der Ewigkeit! Gib Du mich der schönen Erde wieder!"

„Dagobert! rief jetzt der königliche Hugo; — und heilig, wie Dodona's Stimme, rauschte der anmuthsvolle Ton durch den Wald: Dagobert! Komm' in unsern Himmel! Komm', o Dagobert, mein Freund!"

Es trat ein junger herrlicher Mann hervor, welchem wirklich Hugo's Züge leise ähnelten; an seiner Hand die liebeglühende

Olympia. — Ihnen folgte Serena am Arm ihres Bräutigams. Alle sanken zu den Füßen des holden Paares, um ihren Segen zu erflehen. Die Begrüßung dieser sechs Menschen war eine hohe Scene. — „Das ist er, meine Isidora! sagte Hugo: das ist der Große, Herrliche, den ich meinen Freund zu nennen wage, — dem ich selbst seinen Namen rauben durfte."

„Möge mir die Verzeihung meiner Fürstin nicht versagt werden! flehte jetzt der wahre Dagobert: Unsre Verbrechen waren freilich groß; — aber unser Trost blieb immer der, die wahre Liebe könne und werde uns nicht verkennen. Es ist übrigens ein hoher Triumph für meine Kunst, daß einer der reinsten Menschen auf dieser Erde einem schönen Herzen nur im demüthigen Gewande des Dichters, und nicht in der Pracht des Fürsten nahen wollte und durfte, und — daß er siegte!" Hugo schloß den Freund ans Herz.

„Du sorgtest, sprach der Prinz, lange und redlich mit mir um das Glück meines Lebens. Sieh' nun selbst! Ich halte es fest in meinem Arme. Sei nun auch selig mit mir, — selig an der Brust Deiner Olympia. Und so seid uns geweiht, theures Doppelpaar, zu beständigen Genossen unsers irdischen Glücks, zu Theilhabern und Zeugen unsrer Liebe auf ewig!"

Die schöne Gruppe unsrer Freunde ward in diesem Augenblicke plötzlich vermehrt. Hinter der Ruine hervor trat der Herzog mit dem Prinzen Julius, welchen bald noch der alte Marcellus folgte. Der Herzog war schon längst Theilnehmer an der herrlichen Verschwörung und hatte heute seinen Gast nicht auf das Jagdschloß, sondern zu Hugo selbst ins Winzerhaus geführt, wo dieser am gestrigen Abende nebst Marcellus und Anshelm eingeritten war.

Mit dem Naturschrei des Entzückens flogen die Kinder an des Vaters Herz. Er hatte trübe Augen, und brauchte Zeit, um sich zu erholen.

„Du hast sie schon weggenommen, ehe ich kam; sprach der ehrenfeste Mann mit schwacher Stimme zum Sohne: nun nimm sie auch von meiner Hand an, die gute Tochter! Sei fromm, wie der alte Hugo war, der diesen Brunnen fand; und halte Dich ritterlich im Leben, wie sein Eidam Roland that, und bleibe im Lande als ein Vater Deiner Unterthanen; und — fügte er mit rührendem Lächeln hinzu, ehre als ein frommer Waidmann diese Gehege des guten Sanct Hubertus!" Er legte drauf die Hand der Tochter in Hugo's Hand, und fuhr weicher fort: „Gott lasse Dich wohl berathen sein mit ihm, gute Tochter! Sei, wie Maria war! Seid Euch selbst genug und einander treu, meine Kinder, so wird die Zeit mit ihren Stürmen Euch nicht schrecken können."

Seligstill blieben Vater und Kinder eine Zeitlang aneinander gelehnt. Dann begrüßte der Herzog die übrigen schönen Paare. Die sanfte Serena schien an der Seite des endlich errungenen Getreuen ganz in süßer Zärtlichkeit zu vergehen. Olympia, das holde Kind, athmete zitternd aus tiefster Brust, als sei ihre Jugend durch die heißdrängenden Erfahrungen der letztverflossenen halben Stunde allzuschnell für die Ernte der Liebe gereift, und ihr schmachtender Mund glühte so lieblich unter dem Auge voll schimmernder Perlen, wie die dürstende Rose unter den Thautropfen am zarten Gebüsch.

Jetzt winkte der Herzog, aus dessen Gesichtszügen das reinste Vergnügen glänzte, in den Wald, und ein bunter Zug von fröhlichen Gestalten wogte aus demselben hervor. An seiner Spitze, festlich geschmückt, Euphrosine und Anshelm, welche der Fürstin die im Lande gewöhnlichen Brautgeschenke am heutigen heiligen Abend ihrer schon auf morgen bestimmten Hochzeit überbrachten. In Euphrosinens Antlitz lächelte ein heiterer sonniger Himmel, und aus dem Auge des überseligen Anshelms rannen große Tropfen. Ein Zug von schöngeputzten Schnittern und Winzern folgte nach, und ein Chor mit

grünen Zweigen geschmückter Waldmänner aus der Jägerei des Herzogs ließ seine Jagdmusik ertönen.

„Kommt dann, meine Kinder!“ sagte der Herzog und zeigte in die Ferne hinaus nach dem Gartensaale, vor welchem sich jetzt allmälig ein glänzender Kreis zu bilden begann: „Kommt! denn unsre gute Oberhofmeisterin wird unstreitig von Allem, was hier vorging, sehr wenig in der Ordnung finden. Auch ist die Fürstin von Oran, Deine Freundin, gekommen und erwartet uns dort. Sie war seit einigen Tagen ebenfalls unsre Mitverschworne.“ Alles gerieth in neue Bewegung.

Aber der edle Hugo hieß die Musik noch schweigen, nahte sich dem Herzog und zog den Krystallbecher, der ihm so lieb geworden war, hervor. „Noch einen Trunk, mein theurer Vater, rief er feierlich, ehe wir diese heilige Einöde verlassen und der Welt wiederum nahen! Noch einen Trunk, dem guten Sanct Hubertus zu Ehren!“

„Ja, in Gottes Namen!“ sprach der frohe Herzog und nahte sich ehrerbietig dem geweihten Quell, um zu schöpfen. Die Dunkel des stillen Abends ruhten schon über dem Brunnen. Aber ein leises Säuseln zog jetzt von der Capelle herüber und bebte zögernd in den süßmurmelnden Zweigen über dem Wasser, und zog dann wie Bienengesang über die grünenden Denkmäler der Vorwelt hinab und verhallte sanft über den fernen Waldgründen. Eiskälte machte jeden Menschenlaut erstarren.

In tiefer, feierlicher Stille ging der Becher herum. Als ihn unsre Liebenden zuletzt noch einmal treu getheilt hatten, vernahmen sie, plötzlich schaudernd, aus weiter Waldferne her ein sanftes, liebliches Getön von Hörnern und ein leises harmonisches Bellen. „Hörtest Du das, mein Geliebter?“ flüsterte Isidora in himmlischer Entzückung, — und Hugo neigte seine Wange zu der ihrigen, und ihre heiligen Freudenthränen mischten sich. Doch, der festliche Zug wogte

schon fort; im Schmettern der Jagdhörner verschwanden jene süßen Himmelstöne und vom Saale her wirbelte ihnen jetzt der Paukendonner des lebenden Geschlechts entgegen.

„Wer von Euch hatte das befohlen?“ fragte der Herzog leise seinen Leibjäger, den er blaß werden sah.

„Wahrlich Keiner von uns! sagte der Alte geheimnißvoll, indem er das Horn über den Arm warf und die Hände faltete: Wir hörten es Alle tönen. — Es war die heilige Hubertusjagd!“

Ferdinand Miller.

Ein

Roman.

Vorrede.

Das Manuskript dieses kleinen Romans entstand, neben andern literarischen Arbeiten, bereits im Winter von 1807—1808. — Angeregt durch die öffentlichen Reden, welche der edelmüthige Fichte jenen Winter hindurch in Berlin hielt, und wovon uns ein dortiger Freund nach und nach Einiges mittheilte, bildeten wir den Hauptgedanken unsres Büchleins mit immer wachsender Liebe aus — in der Meinung, dasselbe noch als einen Vorläufer des ersten Bandes der „Reisen aus der Fremde in die Heimath" unsrer deutschen Lesewelt zuzusenden.

Allein der Druck desselben ward durch mancherlei Verhinderungen bis zu gegenwärtiger Zeit verspätet, wo nicht nur das Werk des Herrn Professors Fichte, sondern auch die gedachten „Reisen" längst erschienen sind.

Wir erklären daher unsern verehrten Lesern jetzt nur noch, daß von unsern literarischen Versuchen, der hier nachstehende „Ferdinand Miller," in Rücksicht der Zeit seiner Entstehung, eigentlich zwischen den „reisenden Malern" und dem ersten Bande der „Reisen" seine Stelle erhalten muß.

Geschrieben in der Ostermesse 1809 von dem

Verfasser.

Still saß der Pachtamtmann Miller mit seiner treuen Hausfrau Beate und der geliebten Pflegetochter Marie an der Thüre seiner Wohnung vor dem königlichen Schlößchen zu Trifthof. Die freundliche Sonne eines schönen Märzabends hatte sie herausgelockt auf die große steinerne Bank, die heute zum erstenmal von den milden Frühlingsstrahlen erwärmt war.

Alles sah erwartend nach den Thürmen und Pallästen der Residenzstadt hinab, die, nur eine halbe Stunde entfernt, im großen schönen Thale vor ihnen da lag und jetzt von der Gluth des Abends röthlich aufzuglänzen begann. Dorther sollte heute noch Ferdinand, der Sohn des Hauses, kommen, um Bericht über die Resultate des juristischen Examens abzustatten, das er heute zugleich mit seinem Freunde Richard, einem Sohne des Geheimenraths Kronfeld, hatte bestehen müssen. Beide junge Männer waren von ihrer Kindheit an Freunde gewesen, hatten die akademischen Jahre gemeinschaftlich verlebt und wollten nun die Bahn des bürgerlichen Geschäftslebens betreten.

„Ich dächte doch, auf eine halbe Stunde könnte er noch herauskommen, sagte der Alte. Denn ich läugne es nicht — ich bin neugierig."

„Am Ende, lächelte Beate, wirst Du vielleicht auch ein wenig ängstlich, wie ich?"

„Possen! murrte er: Ich muß meinen Sohn kennen! Und ich kenne ihn.“

„Wahrhaftig, dort tritt er eben mit Richard aus dem Finkenhauß hervor!“ rief Marie erfreut, und zeigte nach den beiden Wandrern, die den Pfad von jenem Wäldchen herauf eifrig verfolgten.

„Also Beide? sagte die bedenkliche Mutter: Sie sind vielleicht von der Praxis zurückgewiesen, und nun will Einer den Andern entschuldigen.“

„Richard geht viel lustiger einher als der Bruder,“ lächelte Marie und seufzte tief vor Erwartung.

„Ihr seid nicht klug!“ sagte der Vater gelassen.

Marie sprang ihnen jetzt entgegen, sie verdoppelten ihre Schritte und standen bald grüßend vor der elterlichen Bank.

„Nun?“ fragte Miller mit einigem Ernste.

„Es ging ziemlich, lieber Vater, berichtete Ferdinand, und die Herren Richter haben uns Beide mit der obersten Würde der Advokatur begnadigt.“

„Das ist mehr als ich in diesen scharfen Zeiten erwartet hatte! rief Miller freundlich und schloß Beide mit einer gewissen Ehrerbietung in die Arme: Seid mir von Herzen willkommen!“

„Man hat uns, sagte Richard, in meines Vaters Hause vor lauter Freude so prächtig und umständlich traktirt, daß wir erst jetzt nach dem Trifthofe laufen konnten. Ich bringe Ihnen tausend Grüße von meinen Zwillingen und unsrer Stiefmutter. Das heißt, wie Sie schon wissen, Caroline grüßt die liebe Mutter, Sophie grüßt Marien, und die Mutter Jedermann. Alle wollen nächstens herauskommen. Auch der Hofrath Reinhold bittet sich im Voraus zur ersten frischen Milch zu Gaste.“

Der alte Miller war im Herzen viel inniger, als er merken ließ, darüber erfreut, daß sein einziges Kind, dessen Erziehung er nun für vollendet annahm, ihm Ehre mache und jetzt auf einmal im

Stande sei, die Sorge für Leib und Geist selbst zu übernehmen, und ohne weiteres Zuthun der Eltern ein Leben auf eigne Hand zu beginnen. Nur dann, glaubte der Vater, könne er seinen erworbnen Reichthum dem Sohne mit Ruhe hinterlassen und sich einer guten Verwendung desselben versichert halten, wenn Ferdinand vorher, in jeder Rücksicht, blos durch eigne Kraft zu bestehen gelernt haben werde. Dieß sollte er nun versuchen; weßhalb der Alte ihm nur noch einige hundert Thaler für seine erste Einrichtung zur „güldnen Praxis" geben, dann aber den ganzen Menschen sich selbst überlassen wollte.

„Lieber Vater, unterbrach ihn jetzt Ferdinand in diesen Gedanken: Ihr Kuhhirte thut seine Schuldigkeit sehr schlecht. Ich sah vorhin drei Kühe in der Baumpflanzung weiden; der Hirte kroch am Wäldchen herum. Hören Sie wohl, Vater? — In der herrlichen Pflanzung, die ich selbst vor zehn Jahren, als ein frommer Knabe, anlegte, nachher mit unsäglicher Angst beschützte, im Schweiße meines Angesichts pflegte und unter tausend Anstrengungen und Freuden für Sie und den König groß zog; deren Pracht jetzt im ganzen weiten Umkreise nirgends ihres Gleichen hat? Nein, es ist nicht recht, wenn Sie diesen abscheulichen Huthunfug nicht endlich abstellen!"

„Herr Sohn! sagte der Alte ironisch: Ich brauche in meiner Wirthschaft noch keinen Oberaufseher. Laß Er mich nur selbst wirthschaften. Er hat auch nun gar nichts weiter zu thun, als die Nase in seine Rechtsbücher zu stecken!"

Ferdinand seufzte im Lächeln unwillkührlich; — und diese Seufzer waren die einzige Sorge, die sein Vater noch zuweilen für ihn fühlte. Er hatte blos aus Liebe zum Vater die Rechte studirt; aber alle seine eignen Geschäftsneigungen bezogen sich stets auf die Landwirthschaft.

„Sieh doch um Dich, ehe Du über Deine Bestimmung seufzest! sagte Miller sanft: Wie viele schlechte und unwissende Geschäftsleute

leben jetzt nur in dieser einzigen Stadt! Wie Viele habe ich selbst schon unter meinen Augen sich herumtreiben sehen, wenn ich vor der königlichen Kammer stand und ihnen dort bittre Wahrheit predigte! Und nun erwäge selbst: Welch ein glücklicher Vater, welch ein seliger Bürger seines Vaterlandes muß nicht der sein, welcher zu seinen Freunden, und zu jeder armen, von der Bosheit gedrückten Seele, die ihm ihr Unglück klagt, mit Freudigkeit sprechen kann: Geht, — ich habe einen Trost für Euch Alle erzogen, — geht zu meinem guten Sohne! Er ist redlich, klug und geschickt; er wird Eure Unschuld retten und rächen! Nein Ferdinand, Du wirst, Du mußt diesen Stand lieben!"

„Gewiß, es ist ein sehr ehrwürdiger Stand!" sagte der gerührte Sohn.

„Der erste und göttlichste in der ganzen bekannten Christenheit!" fiel Richard jubilirend ein.

„Aber doch auch ein gefährlicher Stand für ein zartes Gewissen," meinte die Mutter.

„Nun, ich wünsche Euch das beste Glück! flüsterte die schöne Marie unter warmen Händedrücken; und ich glaube, wer so reines Herzens ist, wie Ihr, der kann auch das bedenklichste Geschäft zu übernehmen wagen!"

„Nicht wahr, mein stilles Vergißmeinnicht? sagte Richard und umarmte sie so herzlich, daß sie ihm entsprang: Hat nicht Marie hiermit unsre ganze Materie erschöpft, lieber Herr Amtmann?"

„Junger Herr! fuhr der Alte heraus: Einmal für allemal: Der Teufel ist ein Amtmann! Ich bin ein Pachter! — und wer mir eine Ehre anthun will, der nenne mich Herr Miller, weil ich Gottlob ein Herr in meinem Hause bin. Bst! Herr Verwalter! Wegen der morgenden Saat! rief er jetzt, und zog seinen vorübergehenden Aufseher bei Seite. Der Kuhhirte, sagte er, ohne der morgenden Saat weiter zu gedenken, ganz leise und heftig, dieser Satan, hat mir

nun heute zum zweitenmal Vieh in die Obstanlage laufen lassen. Ich zanke nicht gern. Aber es ist ihm zu sagen, daß er und ich, so wie es zum drittenmal passirt, augenblicklich und ohne Barmherzigkeit ein Paar geschiedene Leute sind, so wahr ich Miller heiße!"

„Herr Verwalter, Ihr Hirte" — fing jetzt Ferdinand an, als er seinen Vater zurückkehren sah.

„Bst! drohte dieser: Inkommodiren Sie sich nicht mit meinen Geschäften. Der Mann hat noch zu thun."

„Aber, bester Herr Miller, sagte Richard, was hat Ihnen eigentlich der Titel Amtmann gethan, den doch schon längst alle Domänenpächter im Königreiche führen? Warum Sie nicht?"

„Erstlich, versetzte er, weil ich alle Titel nicht leiden mag, die der bloße Hochmuth erfunden hat. Zweitens, weil mein Vater und Großvater auch Pächter waren, ohne jenen Titel zu führen. Denn, Sie müssen wissen, alle Miller sind geborne Pächter und Landwirthe, und befanden sich stets wohl dabei. Sie sehen diese Neigung auch noch an meinem Sohne; aber freilich, es können nicht alle Menschen Pächter sein; und die Pachtzeiten werden sich bald ändern. Uebrigens, fuhr er heiter fort, kann ich, auch außer jenen zwei Gründen, nicht läugnen, daß mir, so oft ich an den zeitlichen Stolz denke, bis zu diesem Augenblick immer noch eine gewisse fürchterliche Geschichte in alle Glieder fährt, die mir meine selige Mutter zuweilen vorhielt, wenn ich Miene machte, mir Manschetten oder einen steifen Zopf anzuschaffen. Sie erzählte mir nämlich von dem Besitzer eines Eisenhammerwerks, der, aus Stolz auf seinen erworbnen Reichthum, sich endlich adeln lassen, und zuletzt gar seine Frau ins Elend verstoßen hatte, weil sie eines armen Schäfers Tochter gewesen, und der nun nach dem Tode allnächtlich im goldbordirten Kleide mit einem brennenden Stern auf dem Herzen zu den Arbeitern im Eisenhammer kam, mit trauriger Stimme das Lied sang:

„Warum betrübst du dich, mein Herz?“

und, sobald er bis zu dem Verse gelangt war:

„Der zeitlichen Ehr' will ich gern entbehren,
„Du woll'st mir nur das Ew'ge gewähren.“

plötzlich einen Löwenkopf bekam, und nun diesen Vers allezeit mit einer so entsetzlichen Gewallt brüllte, daß die Hammerwelle still stand und die Arbeiter zitternd auf die Kniee fielen. Ihr Kinder, es thut mir in Wahrheit recht wohl, und ich danke Euch, daß Ihr nicht über diese Geschichte lacht. Es wird spät, macht jetzt, daß Ihr in die Stadt kommt. Aber vergeßt mir doch ja meinen schrecklichen Prediger nicht!“

Des andern Morgens schickten sich beide Freunde sogleich zur ersten Arbeit an. Auch Richard hatte, aus Liebe zu seiner natürlichen Freiheit, eine eigne Wohnung außer dem Hause seines Vaters gemiethet. Dort kamen sie frühe zusammen, und Richard, auf den bereits viele Arbeiten warteten, weil die arge Welt zum Fundamente seines künftigen vermuthlichen Geschäftsglückes doch immer auch einen Stein aus dem wichtigen Einflusse seines vornehmen Vaters unterstellen zu dürfen glaubte, — fand sich hierdurch schon im Voraus so überhäuft mit Geschäften, daß er seinen Ferdinand die Hälfte derselben zutheilte, und diesen obendrein alles das selbst auswählen ließ, was ihm für seine Neigung am passendsten schien, in so ferne nur dabei nicht blos persönliches Zutrauen gegen Richard zum Grunde lag. Auch machten sie noch einen Bund mit einander, vermöge dessen Jeder von seinen künftigen Aufträgen alles das, was er weniger seinem eignen, als dem Geschmacke des Andern angemessen finden werde, diesem treulich zuweisen wollte.

So vom Glück und ihrer eignen Freundschaft reichlich ausgestattet, trennten sie sich mit dem letzten Handschlage des Friedens, um nun den Krieg Rechtens zu beginnen.

Der Geheimerath Kronfeld war sehr zufrieden über diese Verträge der jungen Arbeiter, weil er mit dem alten Miller seit vielen Jahren in freundschaftlicher Verbindung stand, und oft und gerne bei ihm auf dem Trifthofe verweilte. Er hatte auch Ferdinand für immer in sein Haus eingeladen, wo dieser, besonders in den Abendstunden, die herrlichste Unterhaltung fand, da dort die schöne Jugend überhaupt sich gern versammelte.

Der Geheimerath liebte und gewährte selbst, sobald er einmal sein Arbeitszimmer verschlossen hatte, eine heitere und durch gesellschaftliche Lust belebte Unterhaltung. Die Geheimeräthin, seine zweite Gattin, bei welcher unser Ferdinand in besondrer Gunst stand, war noch jung und hübsch, sah gern artige Zirkel bei sich versammelt und wußte diesen durch ihre Gefälligkeit und anständige Haltung ein gewisses Interesse zu geben, welches nur selten durch eine zu wenig verhaltene Reizbarkeit gegen das Betragen der jüngern Tochter, Caroline, gestört ward. Richards Schwestern endlich, die man unter dem Namen der „schönen Zwillinge" bewunderte, waren, so wie ihr Bruder, von Kindheit auf mit Ferdinand und Marien vertraut gewesen, und hatten oft wochenlang, auf dem Trifthofe so wie in der Stadt mit diesen gespielt und gelebt. Außerdem war noch der Hofrath Reinhold, ein sehr reicher Mann und angenehmer Gesellschafter, der beständige Besucher des Kronfeld'schen Hauses. Er stand seit langer Zeit schon in freundschaftlichen Verhältnissen mit der Mutter, und die schöne Welt vermuthete jetzt auch allmälig, daß er Absichten auf eine von ihren Stieftöchtern habe.

In der Mitte dieser Umgebungen sahen die beiden Rechtsgelehrten die zu ihrer Erholung bestimmten Zwischenräume ungemein anmuthig ausgefüllt; wobei Ferdinand noch besonders die Nähe des Trifthofes zu Statten kam, wo er seine geliebte Familie täglich sehen konnte. Freilich fand er bald, daß jenes schöne, kindlich vertraute Verhältniß, welches sonst, vor seinen akademischen Jahren zwischen

ihm, Marien und den drei Kronfeld'schen Kindern bestanden hatte, jetzt nur noch aus lieblichem Hintergrunde zu ihm herüber lächle, indem er jetzt die drei Mädchen, schnell zur Mannbarkeit herangeglüht, wiedersah. Aber, war auch das jetzige Verhältniß anders und weniger enge, so schien es ihm doch nicht weniger interessant, als das ehemalige.

Unsre Freunde hatten ein ungewöhnlich strenges Examen, — welches von der Obrigkeit seit Kurzem zu Bestrafung der Unwissenheit und mehrerer eingerissenen Mißbräuche angeordnet war, — sehr gut bestanden, und dadurch ein gewisses Aufsehen erregt, das ihnen nun trefflich zu Statten kam. Der Ruf von ihrer Geschicklichkeit verbreitete sich so schnell, und sie wußten ihn durch Anstrengung und Fleiß so zu übertreffen, daß es nach wenigen Wochen schon hieß, „Beide hätten vollauf zu thun, und also auch ihr reichliches Auskommen."

Richard brauchte seinem Freunde nun nichts mehr von seinen Aufträgen abzugeben, als was dieser etwa von ihm einzutauschen wünschte. Dahin rechnete er Gnaden- und Erlaßgesuche, Vertheidigungen, Streitigkeiten über Gesetze, und Alles, was zur einseitigen Rechtsbetreibung gehört. Dagegen vertauschte Ferdinand gern seine eigentlichen Parteisachen, die er nun einmal nicht liebte, in deren Gedränge sich aber der streitlustige Richard mit der größten Freude bald gänzlich verlor. Selbst alte Geschäftsmänner von entschiednem Rufe fingen allmälig an, diese beiden Neulinge aufmerksam und neidisch ins Auge zu fassen.

Der Geheimerath brachte seinem Freunde Miller selbst diese günstigen Nachrichten hinaus, worüber der gute Alte laut frohlockte, wenn gleich Ferdinand noch immer nicht mit vollem Herzen in seine Freude einzustimmen schien.

Es war ein schöner Frühlingstag, welchen die Kronfeld'sche Familie ganz auf dem Trifthofe verlebte, und der dem jungen Volke

zum wahren Festtage ward. Sie besuchten alle Spiel- und Freudenplätze ihrer Kindheit, die sie im königlichen Lustgarten und um die Gebäude her wußten; den großen herrlichen Brunnen, der im Innern eines Gebüsches aus dem Felsen sprang; die Nachtigallen, welche, wie ehemals, noch immer am liebsten dort zwischen den Blüthen sangen; den Teich mit seinem Reichthume von Kalmus, Rohr und Binsen, woraus sie wieder künstliche Enten und Schiffe flochten, und diese auf dem Wasser trieben; die niedrigen Kirschbäume, an welchen einst das kleine Volk zuweilen, listig auf den Zehen schwebend, die süßen Früchte vom Kern absaugte, um hinterher waidlich zu lachen, wann der Gärtner auf die Sperlinge schalt; den großen Frühpflaumenbaum, dessen Beraubung ihnen alljährlich so scharf untersagt ward, und von welchem einst, als er nun endlich geschüttelt wurde, dennoch und vor allen Früchten, dreizehn schöne Werfknittel rings um den Vater herabfielen, welches Ferdinanden eine strenge Untersuchung zuzog: — kurz, man ging kein ehemaliges Lust-, Lärm- und Hatztheater vorbei, ohne die herrlichsten Reminiscenzen zn genießen. Ferdinand probirte auch wieder einmal seine Geschicklichkeit an der verfallenen Wasserkunst, deren Geheimnisse von jeher nur ihm allein bekannt waren, so wie er dieselben auch noch heute sorgfältig vor den Uebrigen verbarg; — und siehe da! die alte Fontaine gehorchte ihm noch immer, und sprützte eine ganze Minute lang den prächtigsten Wasserstrahl zum allgemeinen Jubel empor!

Des Nachmittags suchten sie das Weite, und gingen erst zu dem schroffen Bergsturze, von dem man große Steine in die unten befindliche schwarze Waldschlucht hinabrollte, und dann aus der Tiefe das alte donnerähnliche Getöse vernahm. Dann zogen sie in den Finkenhauk, das schönste Lustwäldchen in der ganzen Gegend, dessen heilig düstere Schatten sich jetzt im ersten Grün zu bilden begannen. Mitten hindurch lief ein Fußpfad nach der Stadt, und seitwärts, kaum drei Schritte vom Pfade, lag, recht in der Mitte des Hains, die

kleine Au, auf der sie einst eine Bank von den ausgesuchtesten Feldsteinen erbauet hatten. Unversehrt stand sie noch da, mit blühendem Moose belegt; und der zarte Rasen der kleinen Waldwiese umher hatte sich schon überall mit den wohlbekannten Blumen geschmückt. Hier verweilte man am längsten, denn es war der allgemeine Lieblingsplatz.

„Endlich, sagte Ferdinand mit einer gewissen Weihe, die sich bald Allen mittheilte, so wie sie der Gegend näher kamen: endlich führe ich Euch in das schöne Heiligthum, in dem ich die besten Gedanken meiner Jugend fand, und die werthesten Augenblicke meines Lebens verträumte.“

Sie standen nämlich jetzt vor seiner großen Baumpflanzung, wozu er einst dem Vater die Erlaubniß mühsam abgeschmeichelt hatte, und die nun für Vater und Sohn von unschätzbarem Werthe war. Feierlich schloß er das Gehege auf, und feierlich betraten seine Freunde das geliebte Lustrevier. Die Bäume waren nicht in Reihen oder Alleen, sondern in großen und kleinen Gruppen gepflanzt, zwischen welchen sich überall sanfte blumige Wiesenstücke und hie und da bearbeitete Landstreifen herumzogen. Die meisten Hügel und Anhöhen trugen unten Kränze von niedrigen Kirschen und allerlei Beerengebüsch; oben strebten die hochstämmigen Bäume empor. Alles stand in der schönsten Jugend und Kraft herrlich da, und blühte! das Steinobst und die Birnen waren schon mit dem vollen Blumenschmuck angethan, und der edle Apfelbaum begann erst so eben gleichsam darüber zu erröthen, daß die Knospen seiner Herrlichkeit sich nun bald vor dem liebewarmen Auge des Frühlings vollends entfalten mußten. Zwischen den Blüthen schwelgten die Singvögel, und ihre Chöre tönten das Lob ihres Schöpfers und des wackern Ferdinands.

„Ach! rief er mit lusterfüllter Seele aus, als sie in die Mitte des Reviers gekommen waren, und wie berauscht da standen: was ist

doch alle Pracht und Herrlichkeit der Menschen gegen die Herrlichkeit Gottes!"

„Es ist wahr!" sagte Caroline, die Ferdinanden still und aufmerksam betrachtet hatte.

„O bester Ferdinand! rief Sophie und faßte seine Hände: Wie vielen Dank sind wir und die Welt Ihnen für dieses Paradies schuldig! Und wie stolz, wie glücklich und groß müssen Sie sich fühlen, so oft Ihr Fuß in diese Gehege eintritt! Wenn ich Ihnen doch beschreiben könnte, wie mich das Alles rührt."

„Nun, versuch' es doch, und beschreibe uns ein wenig!" lächelte Caroline mit einem spöttischen Seitenblick auf die arme Schwester. Aber, die Stimme eines kräftigen Frühlingsgewitters befahl ihnen jetzt, den kürzesten Weg nach dem Schlosse zu suchen.

Sie ließen sich nun die königlichen Zimmer aufschließen und durchstrichen während des Gewitters diesen prächtigen Theil des Schlosses, wobei es nicht an abermaligen Rückerinnerungen aus der Jugend fehlte, da ihnen hier noch jedes Gemälde und alle Tapeten und Meubles merkwürdig geblieben waren. Auch die Geheimeräthin gesellte sich hier mit dem Hofrath Reinhold zu ihnen.

Sophie und Marie fanden, daß so Manches in diesen Zimmern, was sie einst für unnachahmlich schön gehalten hatten, doch jetzt sehr in ihren Augen verloren habe.

„Das finde ich äußerst sonderbar! sagte Caroline lächelnd: Denn seht einmal diesen herrlichen Spiegel mit den goldnen Blumen an! Für mich hat er immer noch den alten, ja selbst größern Werth. Und das, was Euch sonst an ihm entzückte, muß Euch ja jetzt viel besser einleuchten als sonst; denn, was die Fehler daran betrifft, so müßt Ihr ihn freilich vor allen Dingen nur jetzt nicht mit schlechteren Augen ansehen als damals; wenn Euch nämlich dieß möglich ist, woran ich aber zweifle."

„Caroline! rief ihr Richard, der die letzten Worte hörte, unwillig zu: Du bist heute einmal so spöttisch und kaltherzig, daß ich Dich bei unsrer guten Mutter verklagen möchte.“

„Du fängst an, mir zu mißfallen, Caroline! sagte die Mutter: An einem so köstlichen Tage!...“

„Ich wünschte doch, fiel Reinhold im Ton eines Friedensstifters ein: Sie ließen unsre schöne Caroline ihren angefangnen Satz für uns vollenden! Denn —“

„Allzugütig, Herr Hofrath! unterbrach ihn Caroline mit einer schnippischen Verbeugung und ging, indem sie glühendroth ward, in ein anderes Zimmer.

Ferdinand, welcher in Betrachtungen der hübschen Sachen vertieft war, hatte nicht auf das Gespräch geachtet, und ward erst jetzt aufmerksam, als die Geheimeräthin dem Hofrath mit einiger Empfindlichkeit erklärte, sie wünsche, daß an solchen Streitigkeiten, welche zwischen ihr und ihrer Tochter vorfielen, kein Dritter Theil nehmen möge. Unser Freund glaubte schon bemerkt zu haben, daß sie in ihrer Freundschaft gegen den Hofrath ein wenig erkaltet sei, seitdem man von diesem reelle Absichten auf eine ihrer Töchter vermuthete. Sie wünschte freilich, wie Ferdinand selbst wußte, diese Töchter, je eher je lieber, versorgt zu sehen. Indessen schien es ihm, — wenn er auch jene allgemeine Geschlechts-Eifersucht, die Manche an den Frauen haben finden wollen, abläugnete: — es sei doch in der That höchst natürlich, und einer hübschen Frau nicht so sehr zu verdenken, wenn sie den Zeitpunkt, in welchem junge Männer ihr Haus, weniger mehr ihrer eignen Unterhaltung als der heranwachsenden Töchter wegen, besuchen, mit einer gewissen Trauer ankommen sehe, die gar leicht in üble Launen und Empfindlichkeit ausarten könne, und daher um so mehr Schonung verdiene. Er fand also die Worte des Hofraths, die er noch gehört hatte, allerdings etwas gewagt, und nahm sich jetzt

vor, für seine Person desto artiger gegen die Mutter zu sein. Schon im nächsten Augenblicke fand er hierzu Gelegenheit, und ward ungemein heiter aufgenommen.

Aber Caroline raunte ihm bald nachher im Vorübergehen zu: „Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon gesagt habe, daß mir jedes Urtheil, daß meine Stiefmutter über mich fällt, vollkommen gleichgültig ist?“

„Sehr schlimm!“ sprach er zu sich selbst, und beschloß, Alles anzuwenden, um eine bessere Stimmung in diese Frauenfamilie zu bringen.

Seit gestern hatte sich eigentlich die Familien-Stimmung durch folgenden Vorfall verbittert. Caroline, welcher von ihrer Mutter die warme, stets gefällige Sophie zum beständigen Muster aufgestellt ward, hatte Sophien Vorwürfe über ihre Geldverschwendung gemacht, und behauptet, die Schwester erlaube sich viel mehr unnöthige Ausgaben, als sie selbst, die doch reicher sei. (Die erstere Mutter hatte nämlich durch ihre letzte Verfügung nur ihren Sohn Richard eigentlich reich gemacht, ihren Töchtern aber weniger hinterlassen; und dabei hatte sie, man wußte nicht warum, Carolinen, die ohnehin die Schönere von Beiden war, einige tausend Thaler mehr bestimmt als ihrer Schwester.) Sophie, durch der Schwester Vorwurf empfindlich gekränkt, hatte Carolinens Härte mit Thränen der Mutter geklagt, worauf diese geäußert, sie glaube, daß die erstere Mutter jene unbillige Verfügung in keiner andern Absicht gemacht haben könne, als um Carolinen im Voraus eine gewisse Entschädigung zu sichern, da diese wegen ihres schon in der Kindheit gezeigten harten und unerträglich bittern Characters wohl schwerlich Hoffnung habe, sich jemals zu verehelichen. Im Zorne hielt die sonst so sanfte Sophie sogleich die mütterliche Aeußerung Carolinen vor, und diese gerieth darüber in eine so heftige Bewegung, daß sie sich den halben Tag in

ihrem Zimmer einschloß. Erst Abends hatte der Vater wieder eine Art von Frieden hergestellt.

Je mehr aber Ferdinand sich anstrengte, um in seiner Praxis vollkommne Ruhe für sein Daseyn, und ein in sich beschloßnes Leben zu finden, je weniger wollte ihm dieß gelingen.

Wenn er sich darüber freute, daß man in diesem Lande mit aller Strenge auf die Abkürzung der Processe drang, so erstaunte er darüber, zu welcher ungeheuern Höhe doch nun zwischen den hitzigen Partheien die Kosten in der größten Eile anwuchsen. Wenn man mit lobenswürdigem Eifer den Advokaten durch den Sinn fuhr, so waren nun die Streitenden der Willkühr und Gewalt unvorsichtiger Richter bloßgestellt, statt sich einer väterlichen Sorge für die Sichrung ihres Heils zu erfreuen. Bestand man hartnäckig auf seinem Rechte, so verschlangen oft die Richter den zehnfachen Werth des Streits durch kostspielige Einholung auswärtiger Rechtserkenntnisse, welche doch die besoldeten Unwissenden selbst zu sprechen schuldig waren. Hatte er auch einmal die Freude, einem armen Teufel sein Recht durch und durch auszufechten, so sah er am Ende das wohlerworbne Sümmchen seines Klienten durch die löbliche Theilung der Kosten doch wohl noch „aus bewegenden Ursachen" zu Wasser gemacht. Wenn er nun erfahren mußte, wie hämisch oft böse Advokaten alles dieß wieder zu ihrem eignen Vortheile benutzten; wie unmöglich es sei, gegen einen schlechten Richter die Strafe der Selbstentgeltung zu erlangen; wie oft der Streit, den doch die Partheien bezahlen mußten, zugleich zum Streite der beiden Advokaten, ja zum Streit zwischen Richter und Advokaten ward; kurz, wie wenig besser es noch in diesem Lande auf der Straße Rechtens aussehe, als in vielen andern: dann knirschte er mit den Zähnen, machte oft durch Nullitätsquerelen und andere desperate Rechtsmittel die Sache noch schlimmer, und hielt es am

Ende für Sünde, seinem elenden Klienten nur einen Heller Gebühren abzufordern.

Einst klagte er hierüber im vertraulichen Abendzirkel dem Geheimenrathe sein Leid. Dieser hörte ihn aufmerksam an. „Ich finde, sagte er dann, daß freilich eine ganz besonders bestimmte Neigung dazu nothwendig ist, um ein Geschäftsmann dieser Art zu sein. Eine gewisse Lust zum Aergerlichen, eine Freude am Verdruß und an allem Unangenehmen, eine Neigung zum Umgange mit Weinenden, Zornigen und Verzweifelnden, — alles das, und vielleicht noch mehr, muß wohl zur eigentlichen Streitlust noch hinzukommen, wenn der blos juridische Geschäftsmann in seiner ächten, — ich will nicht sagen, Vollkommenheit, aber doch Gemütlichkeit gedacht werden soll. Wird sich nun dieß bei Ihnen nicht bald einfinden, so besorge ich freilich, daß Sie Ihren Beruf verfehlt haben."

„Ihr Satz, entgegnete Ferdinand nach einiger Zeit mit trauriger Stimme, schien mir im ersten Augenblicke bekannt und halb wahr. Allein, je länger ich ihn überlege, je mehr erschrecke ich vor der unerträglichen Wahrheit und Neuheit, die er allmählich für mich erhält!"

Richard meinte: Allen solchen Ungebührnissen, Sünden und Mißbräuchen, die Ferdinand vorhin geschildert, mit ewiggespitzter Feder und frischem Muth entgegenzuarbeiten — darin bestehe eigentlich die unerschöpfliche Lust seines Lebens; und daher sei es ihm nun schon zur sichern Gewißheit geworden, daß er ein, fast allen Richtern und Sachwaltern äußerst verhaßter, aber auch ein gefürchteter, und von den Partheien stets gesuchter Geschäftsmann sein und bleiben werde. Auch halte er sich, so lächerlich dieß wohl klingen möge, in seinem Gewissen fest davon überzeugt, daß alle Geschäfte, die er bis zum jetzigen Augenblicke unter den Händen habe, gerechte Sachen seien.

„Ich hoffe, sagte Ferdinand mit einem Seufzer, daß auch Deine sämmtlichen Gegner in demselben Augenblick eben so überzeugt von der gerechten Sache i h r e r Partheien sein werden.“

„Dann erkenne ich sie auch, versetzte Jener, für wahre und redliche Advokaten.“

Dieß gab Veranlassung zu einem lustigen Gezänke zwischen beiden Freunden, worein sich auch die Damen mischten.

Sophie reichte endlich Ferdinanden wehmüthig die Hand: „Armer, lieber Freund! sagte das zärtliche Mädchen: Wie nahe geht mir Ihre Unruhe!“ Er drückte ihre Hand an seine Lippen, und blickte sie lange so gerührt und traurig an, daß zuletzt Beide ihre nassen Augen nicht verbergen konnten.

„Was meinst denn Du zu der Sache, Caroline?“ fragte die Mutter diese, welche sich selten in solche Gespräche mischte.

„Ich würde, versetzte sie schüchtern, Herrn Miller lieber zu einer hübschen friedlichen Dorfpfarre gerathen haben, als zu seinem jetzigen Stande; denn er ist ein wahrer Mann des Friedens.“ Sie betrachtete Ferdinand lächelnd.

„Wie spöttisch! rief die Geheimeräthin: Beste Caroline! Nein, wenn Du dieses satyrische Wesen nicht endlich ablegst“ —

Das Mädchen, welches sonst nie auf den Tadel der Mutter achtete, gerieth jetzt auf einmal in außerordentliche Bewegung, und der schöne Mund verzog sich gewaltsam bebend zum Ingrimme. „Liebe Mutter, fuhr sie erbittert heraus: ich habe Herrn Miller damit schlechterdings nichts Beleidigendes sagen wollen!“ Ihre Augen funkelten, und indem die Gereizte heftig zu weinen anfing, stand sie rasch auf, küßte die Hand der Eltern und verließ eilend in hochbewegtem Gange die Familie.

„Verzeihen Sie, sagte der geängstete Ferdinand: ich nehme Carolinens Aeußerung mehr für Lob als Satyre.“

„Ach ja, beste, theuerste Mutter! flehte die gute Sophie und ergriff ihre Hand: Ach ja — vielleicht ist es so!"

„Ja, ja, für Euch Beide in Eurer blinden Güte mag wohl Alles so sein! rief die Geheimeräthin schmerzlich aus: Aber wir kennen dieses Lächeln, diese Reden und diese Thränen besser!"

„Es mag leider wohl sein! sagte der Geheimerath, der oft noch Carolinen in Schutz nahm: Aber, gestehe nur immer, mein Kind, daß doch eine gewisse Härte, — ich möchte sagen, ein wenig eigne Verderbtheit dazu gehört, um ihre Rede so schnell und bestimmt in Deinem vorigen Sinn auszulegen."

„O mein Lieber, seufzte sie, ich wollte, Du hättest Recht. Aber ach, meine Hoffnungen fangen an zu sinken!" Sie hob die Augen, wie zum Himmel aufklagend, und schloß die mitleidende Sophie in die Arme.

Unser Freund begriff zwar dieß Alles nicht recht. Doch beschloß er, künftig aufmerksamer auf Carolinens Charakter zu seyn, als bisher.

Ihn selbst drückte aber weit mehr, als das, worüber er heute dem Geheimenrathe sein Herz geöffnet hatte. Denn alles Widerwärtige, Bittere und seinem Gefühl Entgegenstrebende, was er in den täglichen Geschäften fand, konnte er doch seinem theuern Vater zu Liebe überwinden, sobald er seine Arbeiten als ein mühesames, aber nothwendiges und ihm einmal zur Pflicht gemachtes Studium betrachtete. Auch hatte er schon frühe gelernt, unangenehmen Arbeiten mit sicherem Erfolge die Spitze zu bieten. Allein, seine Wünsche nahmen einen höhern Flug, als der angefangne Geschäftskreis verstattete. Er liebte sein Land, war ein Deutscher und trug in seinem Busen den brünstigsten Willen, seinem Vaterlande zu nützen; ja für ein künftiges deutsches Geschlecht etwas allgemein Gutes und Heilbringendes zu thun. Schon als Knabe, noch mehr auf der Akademie, und besonders während einer nachherigen Reise, die er durch

einen großen Theil von Deutschland machte, fühlte er, wie hoch und höher sein Herz sich von diesen Wünschen hob, und er lernte Alles und griff begierig nach jedem Stoffe, wodurch er seinem Ziele näher kommen konnte. Jetzt aber, da es ihm allmählig zur Gewißheit ward, daß er seinen Beruf zum Bürgerleben verfehlt habe, suchte sein edler Geist eifriger als je die Wege auf, welche zu jenen Zwecken hinleiteten, und ihn seiner sittlichen Ruhe wieder entgegenführen sollten. Er arbeitete fast den ganzen Tag, und wies doch seit einiger Zeit die meisten Geschäfte von sich, die man ihm übertrug.

Richard konnte dieses Betragen nicht begreifen, und fing an, ihn laut zu tadeln. Er selbst verschwieg auch dem guten Vater Miller keineswegs seine gegenwärtige Stimmung. Der Alte begann zu trauern, verlangte Erklärung über den Zusammenhang der Sache und Eröffnung einer bestimmten Aussicht in die Zukunft.

„Gönnen Sie mir nur noch wenige Wochen, ja nur wenige Tage Zeit, sagte Ferdinand: Erst muß ich beruhigt sein über meine Bestimmung. Dann aber wandle ich, und mit ewiger Anhänglichkeit und gleichem Eifer, auf meiner einmal betretnen Bahn fort. Nicht wahr, guter Vater? gewollt haben muß der Mensch?"

„Das läßt sich hören! meinte der Alte: Ja, gewollt haben muß jeder Mensch, welchen der Geist zu Etwas antreibt. Du hast Recht! und ich lasse Dich austräumen, wenn Du Dich jetzt noch nicht weiter erklären kannst."

Marie hatte während dieser Rede ihren Bruder mit Augen voll Liebe und Hoffnung angeblickt. Jetzt umarmte sie ihn schwärmerisch und sagte: „O wie fest glaube ich an Dich, guter Ferdinand! Mit meinem Blute will ich für ihn stehen, bester Vater, daß er gut und richtig handeln wird!"

„Und Richard, sprach der Vater, ist, wie ich höre, vollkommen zufrieden, und schon tief in seinem Geschäfte?"

„Richard ist höchst glücklich, erzählte Ferdinand: Gestern sagte er mir, er wolle sich je eher je lieber nun gar verheirathen, um nur recht ruhig sich seinen Arbeiten weihen zu können; und er liebe schon. Man gibt ihm in der Stadt bereits dieß und jenes Mädchen zur Frau. Ich erstaune über das Alles und habe ihn einen Leichtsinnigen gescholten. Zwar — ich bin noch niemals mit der Liebe bekannt geworden; aber, daß ich in diesem ersten heftigen Drange der Lebensunruhen auch noch Liebe fühlen könnte, das scheint mir wahrhaft unmöglich."

Die Mutter nahm seine Hand. „Und doch, lieber Sohn, gestehe ich Dir, daß ich Nichts so sehr wünsche, als Dich recht bald und glücklich verheirathet zu sehen." Er blickte sie überrascht und erröthend an, und sie fuhr wehmüthig fort, indem sie auch den Vater herbeizog: „Scherzet nicht mit dem Leben, lieben Freunde! Es möchte sich sonst an uns rächen! Wähle doch jeden Stand, guter Sohn, der Dir gefällt. Wir sind ja Gottlob wohlhabend, und Du bist viel reicher, als Richard. Noch einmal nenne ich es Uebermuth, wenn Ihr Glück und Leben auf die Probe zu stellen wagt! Es ist gut, Ferdinand, daß Du studiert und etwas Tüchtiges gelernt hast. Mißfällt Dir aber Dein jetziger Stand, o so ergreife noch heute wieder jenen mit Segen umwundnen Feldstab, der uns so werth ist! Schwinge ihn heiter durch Wiesen und Land zum glücklichen Gedeihen, und baue wieder die liebe Erde, wie deine ehrlichen Väter thaten!"

„Ach ja! sagte der alte Miller gerührt und drückte sie an sich, und der schöne Sohn verbarg seine Freudenthränen an ihre Brust: Du bist doch meine brave Beate; und Dein Name ist Rechtlichkeit! Aber, wir wollen unsern Sohn zu Nichts überreden, was ihn vielleicht nur auf müssige Träumereien führen könnte; und, liebe Frau, am wenigsten zu unzeitigem Heirathen! Laß ihn nur gewähren! Ich traue ihm. Er macht sicher nichts Unkluges."

Sie trennten sich heiter. Aber die gute Marie ward von diesem Augenblick an still und traurig.

Einige Tage nachher besuchte die Kronfeld'sche Familie nebst unserm Freunde den Trifthof. Beide Mütter waren eine Zeitlang allein; und Beate suchte ihr Herz in Rücksicht des geliebten Sohnes zu erleichtern. „Ach, sagte sie zuletzt, der theuerste Wunsch, den ich für das Leben noch habe, ist der, dieses liebe einzige Kind glücklich verheirathet zu wissen; aber mein guter Mann, ja oft mein eignes Gewissen tadeln mich deßhalb als unbescheiden gegen die Vorsehung; und so wage ich nicht der süßen Hoffnung Raum zu geben, daß Gott zwei theure Herzen bald nach meinen Wünschen lenken und vereinigen werde."

Sie seufzte und brach hier die Unterredung ab, vielleicht, weil sie zu wenig wahres Vertrauen zu der Geheimenräthin hegte, vielleicht auch, weil ihr einfiel, daß die beiden Kronfeld'schen Töchter sich jetzt im anstoßenden Kabinet befanden.

Diese hatten wirklich das vertrauliche Gespräch mit angehört. Sophie ward zuletzt auf einmal hochroth, und Caroline betrachtete die Schwester mit ihrem gewöhnlichen Blick und Lächeln. „Du glaubst wohl, sagte sie dann ernsthaft, die Alte meine Dich? Damit Du indessen nicht zur Närrin wirst, — und, Schwester, damit Du erkennst, daß ich Dich dennoch liebe, so sage ich Dir, daß ich dieses zwar selbst glaube; aber Du siehst und weißt wohl noch nicht, daß Ferdinand Marien liebt, und sie ihn?"

Sophie seufzte tief und umarmte ihre Schwester. „Nein, rief sie, ich liebe ihn wohl noch nicht, aber es hätte geschehen können. — Ich danke Dir, Schwester!"

„Wie hätt' es geschehen können? fragte Caroline, bitter verweisend: Nimmermehr! Du weißt, daß ich Marien nicht gut leiden

mag. Aber, laß sie auch einmal ganz aus dem Spiele; nimm den allerbesten Fall für Dich an: so hättet Ihr einen Monat lang erträglich zusammen gelebt, und wäret im zweiten Beide vor Langerweile gestorben! Und außerdem — höre, versprich mir vor allen Dingen, daß Du von dieser Sache gegen Jedermann ewig schweigen willst!" Sie mußte es ihr in die Hand geloben.

„Da bringen wir Euch das beste Mädchen auf dieser armen Erde!" rief hier der lustige Richard, indem er und Ferdinand Marien, die einen Teller mit Backwerk trug, hereinführten. Marie schlug die Augen nieder.

„Du sprichst einmal, sagte Ferdinand, wenn ich auch von aller Galanterie abstrahiren will, höchstverwegen! Sie glauben mir gewiß, daß ich Sie Beide für recht herzlich gut halte."

„Nein, wirklich, Ferdinand?" fiel Caroline heiter ein. Er und seine Ehrlichkeit waren zum Sprichwort unter ihnen geworden.

„Denn Sie wissen, fuhr er gutmüthig fort, und drückte die Hände der Schwestern, daß ich es immer wahr und redlich meine. Aber soviel ist freilich in Richards Behauptung richtig: Besser, — nein, betrachten Sie nur selbst dieses holdselige Angesicht! — besser ist wohl kein Mädchen auf Erden, als meine liebe, liebe Marie!"

„Es ist wahr, Marie, sagte Caroline aufmerksam, und streichelte ihr die Wangen mit Wohlgefallen: wenn Du so traurig und still bist, wie heute, so siehst Du aus, wie die Frömmigkeit selbst, und ich könnte Dich ordentlich lieb haben!" Marie, die solche Reden aus diesem Munde nicht gewohnt war, blickte schüchtern zu der furchtbaren Caroline empor und wagte es, ihren schönen, sonst ewig unnahbaren Rosenmund zu küssen, und fühlte in Carolinens leiser Erwiederung eine nie empfundene Liebe.

„O meine liebste, beste Marie, sei doch heiter!" rief Sophie und schloß sie mit Wehmuth fest an ihr Herz.

„Ich bin es ja! flüsterte Marie lächelnd, wie unter Thränen hervor: Aber Ihr beschämt mich, — und ich fühle wohl, daß ich noch nicht so gut bin, wie Ihr alle von mir glaubt.“

„Wissen Sie wohl, Ferdinand, sagte Caroline heimlich, warum Ihre Mutter mir so sehr gefällt? Bloß deswegen, weil sie Marien dennoch immer so zärtlich liebt, und ihr Gutes thut.“

„Warum sagen Sie „dennoch?“ fragte er nachsinnend.

„Wer wird immer fragen!“ fuhr sie ihn schnippisch an und ging bei ihm vorüber.

„Sie denkt aber auch von Niemand gut! murmelte Ferdinand aufgebracht: nicht einmal von diesem reinen Engel!“

Auf dem Heimwege, den er mit Richarden zu Fuße machte, konnte er sich nicht enthalten, Carolinens Aeußerung über die liebenswürdige Marie seinem Freunde mitzutheilen; welcher denn ebenfalls darin sogleich einen bösartigen Seitenblick fand. „Siehst Du wohl, sagte er mit schmerzlichem Zorne, daß ihr Charakter Flecken hat? Und doch nimmst Du sie noch immer und überall in Schutz? Eins an ihr ist übrigens mir und der Mutter noch fürchterlicher, als alles dieß: ihr Geiz und ihre Habsucht! Die mitleidige Sophie gibt sich stets arm. Aber sie, — glaube mir nur, sie muß viel Geld gesammelt haben. Doch sir hält Alles so fest unter Schloß und Riegel, daß Niemand ihren Schatz berechnen kann. Erinnerst Du Dich noch von neulich her des armen Mannes, dem Sophie Alles gab, was sie hatte, und dem Caroline drohte, sie werde nach der Polizei schicken, und in Deinem Beisein mit dem finstersten Ernst erklärte, sie gebe dergleichen Bettlern nie einen Heller?“

„Ich halte sie dennoch nicht für geizig; sagte Jener: aber freilich, für eine sehr gute Wirthin! Auch ist ja ihr damals geäußerter Grundsatz der unsrige; und ich wünschte nur, daß alle Menschen nach der Polizei schickten.“

„O, so klug ist sie wohl, daß sie sich jenen Satz gemerkt hat, um ihren Geiz dahinter zu verstecken.“

„Klagen die Dienstboten über ihren Geiz?“

„Nein; und das ist mir selbst unbegreiflich. Die sämmtlichen Leute murren niemals über sie. Ja ich habe diese überhaupt nur einigemal, bei Hauptaffairen mit dem Gesinde, lächelnd und entschuldigend zur Mutter sagen hören: Ei nun, die Mamsell ist manchmal auch wunderlich! Aber warst Du nicht letzthin dabei, als sie Sophien über ihren Anzug so gut als öffentlich verhöhnte? Was war das?“

„Du hast Recht, antwortete Ferdinand mißmüthig, das war unbegreiflich hart! und ich konnte sie nur mit der Absicht entschuldigen, die Schwester von jeder Nachlässigkeit dieser Art auf immer zu heilen, welches freilich wohl sicherlich geschehen ist. Was aber überhaupt diesen Punkt betrifft, so mußt Du gestehen, daß sie stets als die Ordnung und Reinlichkeit selbst erscheint! und es ist leicht möglich, daß die Kosten für alles dieß auch wirklich ihr ganzes Taschengeld wegnehmen, wie sie Dir einmal gesagt hat. Welcher reizende und geschmackvolle Sinn ist in ihrem Anzuge?“

„Eitelkeit! rief Jener: O hätte sie doch nur Etwas von Sophiens Güte! und Sophie noch Etwas mehr von ihrer schönen Gestalt!“

„Werde nicht ungerecht, Richard! Ich nenne das noch nicht Eitelkeit, wenn Caroline den glanzvollen, schönbelebten Alabaster ihrer prächtigen Arme nach Verdienst mit Geschmeide, und die reizende Hand mit köstlichen Ringen schmückt und hebt, den Reichthum der Haare in die anmuthigsten Wallungen zu ordnen sucht, oder die schneeweiße Seide an dem kleinsten und üppigsten Fuße, den man sehen kann, noch mit goldnem Schnurwerke ziert. Sie ist das alles ihrer eignen Schönheit unnachlaßlich schuldig, — dieser Schönheit, die mir immer wieder neues Vertrauen auf sie gibt! Glaubt mir

nur, Ihr selbst habt sie bitter gemacht, und werdet ihr einzig durch Vertrauen und Güte ihre Liebenswürdigkeit wiedergeben können."

„Leider wirst Du bald einsehen, murrte Richard, daß die Mutter und wir Alle sie viel zu gütig behandeln."

Unserm Ferdinand gingen diese Uneinigkeiten der Familie recht sehr zu Herzen. Carolinens Betragen beunruhigte ihn, er wußte nicht warum? so innig, als wäre sie seine eigne Tochter. Sophie, die er sich, bei ihrer unverkennbaren Gutherzigkeit und Liebe zu ihm, doch niemals nahe gefühlt hatte, ward ihm jetzt wegen ihres sanfteren Betragens täglich werther. Der Gedanke an das Mißverhältniß zwischen den drei Frauen drang ihm überall auf und störte ihn seit kurzem sogar in allen seinen Geschäften.

Mühevoll und unruhig waren jetzt seine Tage, und erst gegen Abend erheiterten sie sich. Am liebsten schlich er dann auf die Anhöhen um die Stadt her, legte sich ihren Thürmen oder seinem geliebten Triftshofe gegenüber, und las die Sachen, die er am Tage niedergeschrieben hatte, um nun darüber zu träumen. Denn seine Praxis — ruhte.

Kam ihm ein Geschäft vor, das er, aus Besorgniß es möge in schlimme Hände gerathen, nicht von sich zurückweisen wollte, so bat er Richarden so lange um Hülfe, bis dieser Rath schaffte. Der mit Arbeiten überladne Freund verlangte endlich von seinem Vater, er möge mit dem alten Miller einmal ernstlich über seinen Sohn sprechen. „Ferdinand vernachlässigt sich ganz, sagte er, und Manche tadeln und belachen, Manche bemitleiden ihn schon. Es muß bald anders mit ihm werden."

Einst begegnete Caroline dem Zerstreuten, als er in das Zimmer ihres Vaters wollte. „Sie sehen blaß und verstört aus, Ferdinand!" sagte sie.

„Es ist nur eine verdrießliche Sache, die mir im Kopfe spukt," entschuldigte er, und eilte zum Geheimenrathe. Als er wieder ging, öffnete unten Caroline ihr Zimmer und bat ihn, einzutreten. „Ferdinand! sprach sie mit einer ungewöhnlich weichen Stimme: Ihr Aussehen gefällt mir heute nicht. Warum wollen Sie sich zu Grunde richten? Sie sind jung genug; wählen Sie noch jetzt den geistlichen Stand; oder jeden andern, der Ihnen werth ist. Mögen Sie selbst auch meinen Wunsch für Spötterei halten, wie neulich Andere thaten: machen Sie sich nur nicht selbst elend!" Er sah, daß in ihren Augen sich zwei Thränen bildeten, und es ward ihm jetzt klar, daß die Mutter sie damals dennoch verkannt habe.

„Beste Caroline, ich habe niemals geglaubt, daß Sie über mich spotteten; ich, der schon als Kind Ihnen ewig so gut, so gut war! Wie könnte ich wohl jetzt an Spott von Ihnen, und nicht immer noch einzig an Sie selbst glauben? Aber, sorgen Sie nicht um mein Schicksal, gutes Mädchen! Denn seit ehegestern bin ich endlich mit mir selbst einig!"

„Gewiß?" sagte sie blöde und lächelte mit einer gewissen zärtlichen Bitterkeit zu ihm herüber, indem ihre Thränen vollendet an den Wimpern hingen.

„Wie innig diese gütige Sorge für mein Heil mich rührt!" sagte er und küßte ihre süßen Augen. Sie hatte erst Kraft, ihm zu widerstehen, als ein tiefeinschlürfender Kuß sich zwischen jenen blühenden Lippen einstahl, deren Hohnsprechendes nur er allein noch nie hatte wahrnehmen wollen, und die jetzt, vom süßen Kusse süßerbebend, sich zu schließen strebten, indem das aufzitternde Mädchen den Kühnen scheu und erschrocken von sich drängte. „Nein, Ferdinand! sagte sie in glühender Röthe, und die Stimme brach ihr vom gewaltsamen Emporwallen des leidenschaftlichen Busens: Sie müssen nicht falsch sein, Ferdinand, — Sie nicht!" Ihr Auge wandte sich unwillig von ihm.

„Aber! Gott, was sagen Sie da, Caroline!“

Sie öffnete ihm die Thüre ihres Zimmers. „Meine Mutter wird im Augenblicke hier sein. Und, hören Sie, Ferdinand! — Sie sollen mein Zimmer nie wieder betreten!“

Sie schien zuletzt einen gewissen Schmerz mit Gewalt zu unterdrücken, und er konnte sich, bei Anwendung seines ganzen Scharfsinnes, ihr seltsames Wesen nicht erklären. Unruhig eilte er durch die Straßen. Einen Augenblick sprach er noch bei Richarden an und bat diesen ängstlich um Besorgung eines unangenehmen Geschäftes; und dann, — dann schien er plötzlich ein ganz andrer Mensch, als der, welcher zu Richarden eingegangen war. Höchstgemüthlich schlich er durch das Thor, dem Triftkhofe zu, ging um den Finkenhauk herum, wandte sich dann nach der andern Seite der Stadt, und gelangte bald auf eine zum königlichen Parke gehörige Waldanhöhe, wo man die herrlichste Aussicht tief in das Land hinein genoß, und wo er jetzt fast alle schönen Abende hinbrachte. Er setzte sich auf die hübsche Rasenbank vor dem Walde, zog seine seit ehegestern vollendete Arbeit hervor, las sie wieder, fand Alles vollendeter als er es sich bis jetzt gedacht, entzückte sich in ihren Ideen, berauschte sein Herz im Glück und Wohlstande des Vaterlandes, und sah unter Wonneschauern über die Landschaften desselben hin.

Aber da in dieser Stunde das Schicksal Ferdinanden gegenüber einen unerwarteten Schlag bereitet, der für die künftige Richtung und das Glück oder Unglück seines Lebens entscheidend sein wird, so ist es jetzt Zeit, daß wir vorher die vermuthliche Frage unsrer Leser kürzlich beantworten: Was es denn eigentlich war, das unser Freund zum Heil seines Vaterlandes ersonnen hatte?

Ferdinand wollte seine Gedanken über den Sinn des Deutschen für sein Vaterland öffentlich sagen, und zugleich ein sich-

res Mittel angeben, diesen Sinn zu wecken, von dem politischen Wechsel unabhängig zu erhalten und zum Gemeingeiste zu erheben.

Deutscher Sinn erforderte nach seiner Meinung den wahren Weltbürgersinn, in der den Deutschen eignen Sprachform gedacht, gefühlt und geübt. Den wahren Weltbürgersinn setzte er in den, die Selbstsucht des Menschen beherrschenden Sinne für die Mitwirkung zum Heil der verbrüderten Menschheit und ihrer künftigen Geschlechter.*)

Einen einzigen politischen Seitenblick mußte er hier auf die Ereignisse der Zeit werfen. Hiervon befreite er sich durch Folgendes.

„Alle die, sagte er, welche seither die Deutschen zu einer Nation geformt haben wollten, wußten von jeher nicht, was sie wollten. Das Nationale, welches sie meinen, besteht ja bei jedem Volke fast einzig in seinem Komischen und Abscheulichen. Je mehr ein Volk oder eine Anzahl von Völkerschaften sich von diesem Nationalen entfernt und über dasselbe erhebt, je reiner der Weltbürgersinn ist, in dem es auf die Menschheit wirkt, je höher und heiliger wird seine Stufe in der Geschichte."

„Alle Veränderungen im Personal der deutschen politischen Gewalt und Gewalten, alle dreißigjährigen Kriege, Verheerungen und Unterjochungen unter Scepter und Gesetze der Fremde, sind der Substanz des deutschen Gemüthes, wo nicht völlig indifferent, doch so unschädlich, wie Gewitter der Substanz unsrer Erde; so

*) Wir bedienen uns getrost des herrlichen, aber vormals etwas verrufnen Ausdrucks „Weltbürgersinn," weil er uns hier der richtigste scheint. Die Mode oder Zeit ist ja vorüber, wo man sich einen Weltbürger oder Cosmopoliten nannte, um alle nähern Verhältnisse, als zu eng für diesen Gesichtspunkt, zu verachten, und sich für nichts eigentlich zu interessiren, weil man die ganze Erde im Herzen zu tragen sich das Ansehen geben wollte.

lange nämlich der Deutsche seine Sprache und Denkform so vollständig behält, wie die Erde ihre Atmosphäre."

Sprache nahm er hier in einer so weiten Bedeutung, daß er darunter nicht nur die eigentliche Sprache, sondern auch alle übrigen Aeußerungsmittel des Denkens in Zeichen und in der Kunst verstand, und daher die Ausdrücke „deutsche Sprache, deutsche Sache, deutsche Denkart, deutsche Denkform und deutscher Sinn" oft als gleichbedeutend gebrauchte.

„Selbst seinen politischen Namen kann der bezwungne Deutsche ändern müssen, ohne daß dadurch die deutsche Sache gefährdet wird; sobald ihm nur der Beiname „deutsch" der Sache nach, d. h. so bleibt, daß dieser Beiname zugleich seinen wirklichen Fortbesitz der eignen Sprache anzeigt. Das Erpichtsein vieler von unsern sich so nennenden Patrioten, auf die Erhaltung der Namen „Deutschland" und „Deutscher" ist eine nationale Eitelkeit und Inkonsequenz zugleich. Wollten sie sich nicht mit der Sache begnügen, so müßte ihnen doch ein Blick in die Geschichte Trost für ihre Ziererei gewähren, wo die Reputation obiger Namen, ohne ihr Zuthun, schon längst gemacht, und so gemacht ist, daß kein Sterblicher sie zu vertilgen vermag. Und haben denn etwa diese Patrioten, diese Wiener und Berliner, oder Dresdner und Münchner „Deutsche" bisher einander für wahre Deutsche gehalten? Und waren denn diese „Deutsche" etwa wirkliche Deutsche? Ach nein, sie hielten einander für Oesterreicher und Preußen, oder für Sachsen und Baiern! Und, das waren sie denn auch! Es ist dieß ein sehr alter Schaden, den die Geschichte bis hoch in die besten Zeiten des deutschen Reiches hinauf zeigt, den weder der gemüthvolle Kaiser Joseph der Zweite, noch sein mächtiger Gegner Friedrich der Zweite, heilten, und der durch unsre neuesten Kriege sich nur von neuem geöffnet hat."

„Die wahren Deutschen sollen immer erst noch (durch Erziehung) geboren werden! Man erziehe sie doch in ihrer Sprache zu jenem Weltbürgersinn! *) Dann werden sie erscheinen, als Deutsche. Dann werden manche Bewohner von Mainz und Mietau ächtere Deutsche sein können, als selbst manche Leipziger; und alles Handeln wird sich dann von selbst finden; denn alle Deutsche werden sich im Aeußern lieben müssen, weil sie einerlei innere Sache haben, einerlei innere Bildung besitzen, und Ein großes geistiges Volk, Eine geheiligte Nation von Seelen bilden, der sich alle übrigen vermählen werden.“

Nun kam unser Ferdinand auf eine wichtige und für jedes deutsche Herz tröstliche prophetische Unterstellung. Er nahm es als eine moralische Unmöglichkeit an, daß die deutsche Sprache jemals untergehen könne. Diese Unterstellung leitete er aus dem Uebergewicht, aus dem sichern Siege und ewigen Fortschreiten des Guten und Rechten unter der Menschheit, als Masse betrachtet, her. „Eine Sprache, sagte er zuletzt, deren reiner Springquell das Gemüth des Menschen ist; eine vollkommene Grundsprache, in deren ungeheuerm Umfange der Weltbürgersinn gleichsam wie in den freien Lüften seines großen Vaterlandes athmet und sich bewegt; eine Sprache, die oft mit größter Unbefangenheit das Beste aller übrigen in sich aufnimmt, damit spielend, es in geschmackvoller Form in sich einverleibt, dann, dadurch bereichert, oft auch alles Fremde wieder von sich thut, und

*) Liebe Brüder! Das Reich des deutschen Genius ist, so wenig wie das Reich Gottes, von dieser Welt. Drum gebt Euch doch endlich einmal über die geringe politische Bedeutsamkeit des guten Deutschlandes zufrieden! Die ächte Bestimmung und Tendenz des deutsch redenden Volkes ist: Bewahrer des heiligen Feuers unter den Menschen zu sein, und jeden Funken der reinern und höhern Menschlichkeit, — unter welchem Himmelsstriche, von welchem Heerde, selbst aus welchen unreinen Schlacken er auch emporsteige, — mit jener schönen Flamme zu vereinigen.

in beiderlei Zeitpunkten doch nie Etwas von ihrer eigenthümlichen Reinheit verliert; eine Sprache, die schon jetzt alle übrigen vollkommen ersetzt, (was keine andere, und selbst die beste doch immer nur mit Ausnahme der Deutschen, vermag) und für deren vielleicht unergründlichen und nie sich schließenden Reichthum dennoch alljährlich aus Kunst und Wissenschaft neue Quellpunkte aufspringen; — die, wenn wir bescheiden reden wollen, in Rücksicht der Selbstprodukte aller Art, bisher wenigstens hinter keiner andern Sprache zurückgeblieben ist; die Alles, was auf Erden bis jetzt wahr, schön und gut genannt werden kann, so wie das Ganze, zu welchem Wissenschaft, Kunst und Religion unter der seitherigen Menschheit erwachsen sind, vollständig und in stetem Mitwachsthum aufgenommen hat und umfaßt; deren eigne und eigentliche Reichthümer für die Angelegenheit des Menschen aber nur durch sie selbst zugänglich sind, und nie an andre Sprachen veräußert werden können: — eine solche Sprache kann unmöglich untergehen! Ja sie würde und müßte einst, in jenem künftigen Jahrtausend, welchem die unglaubliche Mißgeburt einer allgemeinen Sprache vorbehalten sein mag, zur allgemeinen erhoben werden. Und, sollte sich in irgeud einem Zeitraume der Zukunft eine Sprache und Sinnesart erheben, die wirklich besser als die deutsche wäre: dann müßte freilich die deutsche Sache mit ihrer bis jetzt erlangten Reputation sich begnügen und freiwillig in ihr Grab steigen. Denn, wollte sie nicht dem Bessern weichen und sich zu Gunsten der menschlicheren Form durch freiwillige Verschmelzung mit dieser selbst hinopfern, so fehlte ihr ja der Weltbürgersinn, sie wäre schlecht, nichtswürdig, und hätte ihre Vertilgung von der Erde so vollkommen verdient, als es gewiß ist, daß eine solche allgemeine Sprache sich nur einzig aus der deutscheu bilden könnte und daß z. B. in Frankreich, — wenn ein Genie, wie Kaiser Napoleon, seinen Heldenlauf bereits früher hätte beschließen, und statt dessen einzig den Kreis des Gesetzgebers und Gelehrten wählen wollen,

— jetzt schon längst die deutsche Sprache in allen Schulen gelehrt, und dort zur allgemeinen gelehrten Sprache erkoren sein müßte. An all diesen Behauptungen kann übrigens nur ein unwissender, oder ein solcher engbrüstiger Deutscher zweifeln, welchem der Zeitraum weniger bisherigen Jahrhunderte zur Unterdrückung einer für die Menschheit guten und großen Sache hinreichend groß und überhaupt bedeutend scheint."

Sein Hauptsatz war diesemnach der: „Erschafft euch nur selbst erst zu wahren Deutschen; so werdet ihr leben. Daß dieß durch die Erziehung geschehen müsse, sieht Jeder sogleich selber ein. Es geschehe aber durch die Erziehung der jungen und erwachsenen Kindheit!"

„Jede, auch die kleinste Gemeinde des deutschen Volks muß durch eine eigne Erziehungsanstalt in den Stand gesetzt werden, alle ihre Glieder, die es bedürfen, in deutscher Sprachform zu der deutschen Sache, und zwar bis zur fertigen und vollkommnen Ausübung derselben, erziehen zu lassen."

„Hierzu wäre eine Erweiterung unserer Schulen wohl hinlänglich, wenn diese überall in gleich gutem Zustande, und wenn dergleichen Erweiterungen ohne neuen Geldaufwand von Seiten des Staates möglich wären."

„Es muß daher ein Mittel zu ganz neuen Einrichtungen, mit welchen man unsre Schulen in der Folge vereinigen und verschmelzen kann, ausfindig gemacht werden. Ein Mittel, das still und sicher allein aus sich selbst hervorwächst; das für jede deutsche Gemeinde paßt, ihre Blicke und Kräfte auf einen gemeinsamen Zweck hinrichtet und in Rücksicht des Geldgewinnes von sicherer Wirksamkeit ist; das schon in seinen eignen Bestandtheilen jenen lebendigen und übsamen „Sinn für die Mitwirkung zum Heil der verbrüderten Menschheit und ihrer künftigen Geschech-

ter" mit sich führt, und dessen erste Anfänge sich, wo möglich, auch wieder durch unsre schon jetzt bestehenden Schulen bilden können."

Dieses Mittel glaubte er in der Erweiterung und bessern Pflege des deutschen Obstbaues gefunden zu haben.

Er kam nun insbesondere auf sein Vaterland zu reden, und bewies, daß man in diesem Königreiche noch mehr als fast in allen übrigen deutschen Gegenden den Obstbau vernachlässige. Die vielen unübersehlichen fetten Getreideflächen des Vaterlandes schienen ihm fruchtbare, aber schweigende Oeden, die jeder edle Mensch erst noch durch duftendes Blüthengebüsch, lustige Rebenhügel und liebliche, von der Last goldner Früchte wankende, Baumgruppen bevölkert zu sehen wünschen müsse; zumal, da unser bis auf's Höchste getriebner Getreidebau dennoch nirgends zureichen wolle. Brod und Sicherheit müsse der Staat jedem Bürger, der beides verdiene, gewähren, weil der Edle stets in gerechten Unwillen, der politische Lump aber in Wuth gerathen werde, sobald er sein und der Seinigen Leben mitten im Staate gefährdet sehe; wovon sich doch in Deutschland noch alljährlich Beispiele ereigneten. Da nun die Sorge dieses zerstückelten Landes von Zeit zu Zeit auch noch durch das fürchterliche Gespenst der Fruchtsperre, deren Schädlichkeit er aus einander setzte, vermehrt werde; da der Wucher, und der Mißbrauch des Getreides durch muthwillige Viehmastung, Branntweinbrennereien u. s. w. bis jetzt noch keine Abstellung gefunden; da auch die Erfahrung über die Unzulänglichkeit und Schwäche der Getreidemagazine, selbst in Staaten erster Größe, sobald allgemeine Noth eintrete, entschieden habe: so müsse der Patriot auf die Ausmittelung reichlicherer Brodsurrogate sinnen, als wir bisher betrieben; solcher, die des Menschen ausschließliche Kost bezweckten, die ihm die Natur selbst zunächst als seine Nahrung angewiesen, die jedem deutschen Lande und besonders dem Vaterlande einheimisch, allgemein beliebt und gesund seien, auch mit wenig

Mühe und Kosten, lediglich durch eigne innre Kräfte, ohne Verdrängung anderer Produkte, (welche Forderung der Kartoffelbau gar nicht gewähre,) gewonnen werden, — also eine wahre nnd heilsame Vermehrung der Kost des Menschen leisten könnten: wie eben das Obst.

Nun ließ er sich auf die Berechnungen und Gegenberechnungen verschiedner Pomologen und Landwirthe ein, und blieb zuletzt bei folgender stehen, welche ihm die richtigste schien, — die den jungen Nachwuchs und das Abstämmige mit in Anschlag brachte, eigentliche, einzeln oder in großen Gruppen angepflanzte Feldbäume annahm, — wobei der deutsche Zwetschenbaum (mit Rücksicht auf seinen geringern Umfang, öftern Ertrag u. s. w.) mit dem Birn- und Apfelbaum schon ausgeglichen war, die endlich, nach Vergleichung verschiedner deutschen Gegenden, in ihren Unterstellungen auf sieben Jahre Ein sogenanntes volles Obstjahr austheilte, und welche am Ende dieses Resultat gab: „Wenn ein Ort bei einer Flur von 3000 Morgen Land und einer Volksmenge von 600 Seelen, 6000 Obstbäume besitzt, welche durch richtige Nachpflanzung und Pflege in beständigem rechten Zustande gehalten werden, so wird diese Einwohnerschaft sich eines jährlichen Ertrages von wenigstens 1125 Maltern*) an frischem, oder etwa 375 Maltern an getrocknetem Obst erfreuen. Hiervon wird die Haushaltung eines verheiratheten Mannes mit 4 Kindern zu genießen haben: 1) entweder 45 fl. Rheinl. am Geldbetrage, oder 2) $11\frac{1}{4}$ Malter frisches Obst, oder 3) $3\frac{3}{4}$ Malter (480 Pfund) getrocknetes Obst; also wirklich ungefähr ein Drittheil ihrer täglichen Nothdurft an Speise. So gewiß es übrigens wohl

*) Wenn man das Malter gutes Korn (Rocken) zu 230 Pfund Nürnberger Gewicht rechnet, so geben 375 Malter getrocknetes Obst, nach den Preisen unserer Jahre angeschlagen, einen Geldwerth von circa 4500 fl. Rheinl., wobei das Malter Obst (von allen Sorten) zu 128 Pfund gerechnet ist.

sein mag, daß dieses Resultat sich fast in allen Gegenden Deutschlands, die zum Obstbau geeignet sind, noch beträchtlich erhöhen wird, und daß in allen fruchtbaren Länderstrichen unsers Vaterlandes auch 3000 Stück Obstbäume schon mehr als dasselbe Resultat geben müssen: so sehr ist es doch Pflicht, daß man bei einer solchen höchst schwierigen ersten Berechnung alles blos Wahrscheinliche dem Sichern überall aufopfere, da hier aller Orten die verschiedensten Dinge zu berücksichtigen sind. Soviel wird indessen wohl jeder Getreide- und Obstkundige, der Deutschlands Boden und Klima auch nur ohnehin kennt, sicherlich einsehen, daß im Durchschnitt auf jeder Flur von 3000 Morgen Land immer noch 6000 neue Obstbäume stehen können, ohne den Getreidebau zu geniren, und daß der Ertrag von 600,000 Stück in ewig gutem Stand erhaltnen Obstbäumen dem jährlichen Gewinne von 20,000 Maltern in jeder Rücksicht und Benutzungsart wenigstens gleich sein muß. Wer aber in jedem Kreise von 60,000 großen und kleinen Menschen alljährlich, (im Durchschnitt eines sogenannten gemeinen Jahres,) so viel neue und feinere Speise auszutheilen vermag, als 20,000 Malter Brodfrucht geben, der hat diesen Menschen und ihren Nachkommen auf immer geholfen, mehr gethan, als alle Getreidemagazine jemals zu leisten vermochten, und seinen Staat von der Sorge für die äußerst lästigen Einrichtungen befreit. Und dieß vermag ein jeder deutscher Fürst, dem es mit dem Wohlstande seiner Unterthanen ein wahrer, recht herzlicher Ernst ist."

Hier hatte er noch einige Bemerkungen über den gesunden Nahrungsstoff des Obstes eingestreut, und war der Meinung, daß die Kinder des deutschen Landmannes wohl ein solches Nahrungsmittel verdienten, das feiner sei als Brod und Kartoffeln: — „dieses Brod, nach welchem das Kind den ganzen Tag schreit, das ihm die Eltern nie versagen zu dürfen glauben, durch dessen groben Nahrungsstoff und allzuhäufigen alleinigen Genuß so manche zarte Gestalt sich frühe

zum dickbäuchigen Unform und ungestalteten Zwerge frißt: Mit einem Pfund getrocknetem Obste würden die Eltern oft sogar weiter ausreichen, als mit anderthalb Pfund Brod, da das Kind niemals viel, sondern nur oft Etwas zu essen verlangt und bedarf."

„Eine einzige obrigkeitliche Verordnung an die Geistlichen des Landes, zu Abhandlung einer dem Sinne der obigen Gedanken gemäßen Predigt über die Pflicht des Menschen, für seine Mitwelt und Nachkommenschaft zu sorgen, nach welcher sogleich alle Schullehrer jedem ihrer Kinder den Auftrag ertheilten, daß es künftig von allem genossenen guten Obste die besten Kerne sorgfältig sammle und dem Lehrer zuliefere; ein solcher Befehl würde schon im ersten Jahre den ganzen Staat mit gutem Samen überflüssig versehen. Und, so wenig der köstliche Same kostet, so leicht wird sich auch ein wohlverzäuntes Plätzchen zu seiner Saat und der künftigen Baumschule überall ausmitteln lassen, da eine Gemeinde ohne einiges Grundeigenthum kaum gedacht werden kann."

„Allein, mit diesem ersten Anfange muß nun zugleich in der Schule der neue Lehrer auftreten, den wir den Aufseher nennen wollen, und dessen täglicher Unterricht erst anfängt, wann der Sprach- und Religionsunterricht des Schullehrers geschlossen ist. Jedes Schulkind muß nämlich angehalten und mit der nachhaltigsten Strenge dazu gewöhnt werden, daß es täglich wenigstens eine Stunde lang, vor oder zwischen dem Schulunterricht, auf irgend eine Art für das Beste seiner Gemeinde und des Staats mitwirke und arbeite."

„Je weiser, talentvoller und besser die Person dieses Aufsehers ist, je schicklicher wird er zu seinem Amte sein. Dieses wird sich fast nirgends mit der Person des bisherigen Schullehrers vereinigen lassen, da dem letztern wohl selten noch einige Zeit übrig bleibt, wenn er sein ohnehin müheseliges Geschäft pflichtmäßig be-

sorgen will. Eher würde es in wenigen einzelnen Fällen mit dem Amte des Predigers vereinbar sein. Ein bloßer gebildeter Landmann ist indessen allerdings im Anfange dazu schicklich, wenn er zugleich auch bildsam in Rücksicht der zukünftigen weitern Selbstfortschritte ist. Man wähle aber nur stets den Trefflichsten und anerkannt Besten in der Gemeinde. Ein solcher wird sich dann gewißlich bald selbst zum Baumkundigen und zu allem Uebrigen bilden, was seine Instruction ihm zur Pflicht macht, die man ja vollständig genug geben und drucken kann."

„Nach den täglichen Schulstunden läßt der Aufseher den Schulsaal zum Arbeitssaale einrichten, worin er alle die Kinder, deren Fleiße, Geschicklichkeit oder Treue in den aufgegebnen Arbeiten man noch zu wenig trauen darf, um ihnen dieselben mit nach Hause zu geben, unter seiner Anführung und Aufsicht das, was er für sie bestimmte, oder sie selbst sich auswählten, arbeiten läßt, und, (je nachdem ihre Dienste und Arbeiten geartet sind,) das Geleistete untersucht, Arbeiten und Beiträge in Empfang nimmt, und Befehle dazu austheilt, unterrichtet, sich Rechenschaft und Bericht abstatten läßt, freiwillige Gaben annimmt, aufbewahrt und verwendet, Strafen und Lob austheilt, erinnert und ermahnt; über dieß alles aber mit jedem Kinde besondre schriftliche Rechnung wegen des Betragens und der Leistungen desselben hält, welche Rechnung des Kindes sich aber nun fort in die Jahre des Jünglings und Mannes erstreckt, und erst mit dem Tode des Greises schließt. Diese Rechnung wird dem Kinde alljährlich wenigstens viermal vorgehalten; und aus ihr wird die Entwicklung seines Menschenwerth für den Staat erkannt und belegt werden können.

Hierinnen setzte nun Ferdinand die Erziehung zu seinem Weltbürgersinn in deutscher Sprachform. Die Schätze seiner „Sprache," (wir wissen schon, was er alles unter diesem Ausdrucke begriff,) sollten nach und nach allen Classen bis zum tiefsten

Grunde aufgeschlossen; deutsche Sache und That sollten bei dem Unterrichte gleich Anfangs wirklich ausgeführt und geübt werden. Seine Meinung über die Methode (wovon er nur die Hauptgrundsätze angab, und übrigens auf unsre Philosophen und Pädagogen verwies) gehört nicht hierher.

„Außer jenen Stunden, fuhr er jetzt weiter fort, hat dann der Aufseher alle aufgegebenen Arbeiten an Ort und Stelle nachzusehen und zu leiten.“

„Was die Arbeiten und Beiträge zum allgemeinen Besten selbst betrifft, so müssen diese vorerst auf Geldverdienst und andere Bereicherungen für das Ganze gehen, und können von so verschiedener Art sein, als die Kinder selbst. Je nachdem nämlich diese schwach oder stärker, arm oder reich, klein oder groß, männlichen oder weiblichen Geschlechts sind u. s. w. lasse man sie spinnen, stricken, zupfen, nähen, Samenfrüchte rein lesen, Körbe und Hürden flechten, Wanderstöcke zubereiten, allerlei Schnitz- und Spielwerk machen, Besen binden, Gabeln, Stiele, Rechen fertigen, Land umhacken, jäten, Ungeziefer vertilgen, graben, pflanzen, begießen, hüten, wachen, Aufsicht halten, den Kleinern Unterricht geben, Wege bessern, Botendienste verrichten, allerlei köstliche Kräuter, Blüthen, Blumen und Wurzeln einsammeln und trocknen, Morcheln, Hagebutten, Schlehen, Wachholderbeeren, Heidelbeeren ꝛc. suchen und zum Verkaufe zubereiten, Dünger von den Straßen sammeln, Nüsse, Eicheln, Bücheln und Holzsamen aller Art eintragen und reinigen, Dornen und Leseholz, Lesefutter, Laub, Stroh, Lesefrüchte und Alles, was meistens in einer Flur sonst zu Grunde geht, aufsuchen und in Sicherheit bringen, durch Lohnverdienste, Artefakte und kleine Handelschaften Geld für die gemeine Kasse erwerben. Die reichen Kinder ermuntre man zu Beiträgen an Kartoffeln, Samen aller Art, Holz, Werkzeug, Dünger, Futter, Stroh, Brod und andern Nahrungsmitteln zur Erquickung der ärmern Kinder bei ihrer Arbeit, Flachs, Garn, Geld, Wolle u. s. w.; durch

welche kleinen Beiträge diese aber keineswegees von dem eigentlichen Arbeiten frei werden, da ja der Reiche auch mehr vermag, als der Arme."

Durch dieses Verfahren, welches, wie er glaubte, mit jedem Jahre wirksamer werden müsse, da es sich nach und nach über alle Mitglieder der Gemeinde verbreite, würde man in den ersten Jahren, bis zur ersten wirklichen Nutzung der neuen Obstplantagen, Kräfte genug erlangen, um nicht allein den Aufseher reichlich zu besolden und die geringen Kosten der Baumpflanzungen zu bestreiten, sondern auch, — zumal wenn dabei einige Morgen Land aus dem Gemeinde-Hut-Eigenthum gezogen, von den Kindern urbar gemacht und durch Kartoffelbau u. s. w. benutzt werden könnten, — um nun vor allen Dingen die Schulbesoldungen zu verbessern, und, wenn auch nicht in der Person des Aufsehers, doch des Schullehrers einen Zögling der Pestalozzischen Schule aufzustellen, die Ferdinand in Rücksicht des Sprachunterrichts und aller mathematischen Erkenntniß unbedingt empfahl, und von welcher er glaubte, sie werde auch endlich noch großen Einfluß auf das eigentliche menschliche Gemüth gewinnen. Von diesem Zeitpunkte an müßten übrigens Aufseher und Schullehrer in die nächste und innigste Verbindung mit einander kommen, sich ihre wechselseitige Bildung eifrigst mittheilen und in ihrem Amte Einer dem Andern, und Beide dem Prediger redlich in die Hände arbeiten. Ohne eine hinreichende Besoldung wird man dem Aufseher nie mit Recht die Erfüllung seiner Pflicht nach ihrem ganzen Umfange ansinnen dürfen. Bei leerem Magen sieht der Mensch weder Lob noch Tadel, sondern sucht nur stets den Gegenstand, welchen er verschlinge.

Hierauf schritt er wieder zum Plane seiner Obstanlagen zurück, und gab die Regeln zur Herstellung einer guten und nachhaltigen Baumschule an, in welcher nun im zweiten Frühlinge die gewonnenen Pflanzen eingesetzt, und wo möglich sogleich alle mit edeln Reisern

kopulirt werden müßten. Vorher sollte zu rechter Zeit eine obrigkeitliche Verordnung diese Anlage befehlen, und Bericht über die schicklichsten Plätze fordern, wo man künftig und wo möglich schon jetzt, (nämlich durch Ankauf und Pflanzenhandel bewerkstelligt) Bäume für die Gemeine anpflanzen könne. Er warf hier einen Blick auf die nie ganz erkaltende gutmüthige Empfänglichkeit der Landleute für Baumzucht. „Diese zarten Sprößlinge, für die Impfung der köstlichsten Fruchtarten bestimmt und tüchtig, deren zarte Keime von den Wünschen unsrer Kinder aus dem Boden gelockt wurden, die unsern Lehrern so große Freude machen, deren süße Früchte noch in den Schooß unsrer Urenkel fallen werden: diese sollten wir wieder umkommen lassen? Welche Schande! Ohnehin sehen wir ja, wie bloß und leer jetzt alles Feld wird. Wer noch einen Baum hat, der haut ihn gar zum Verbrennen ab; nichts schützt den lechzenden Schnitter mehr vor der Gluth; nichts gibt seinen kleinen Kindern ein kühles Obdach; kaum gewähren noch einige alte Birnbäume den Schäfern und Hirten eine Zuflucht vor dem Sturme. Wer hat sie gepflanzt, diese wenigen alten Freunde? — Unsere Voreltern! Wenn diese nun auch so schlecht gedacht hätten, wie wir? Wahrlich, man bringt jetzt keinen Baum mehr in die Höhe! Vor Zeiten müssen doch die Amtleute viel schärfer gewesen sein. Einen Baumfrevler sollte man tüchtig auf die Finger klopfen. Es vergeht Jedem alle Lust, Bäume zu setzen, weil es doch nichts hilft! Indessen, man muß es doch noch einmal probiren, weil es halt die Obrigkeit befiehlt, — wenn sie nur auch einmal darüber halten wollte!“ Wer, sagte unser Freund, in dergleichen Gedanken nicht die ächte Gesinnung des Landmanns wiederfindet, der kannte diesen wohl nie persönlich. Aber, das Andenken an jene gute Sitte, die jungen Fruchtzweige und ihre Blüthen heilig zu halten, die Baumfrüchte in den nächsten Rang nach dem Brod zu setzen, und die Baumverderber mit einem gewissen religiösen Eifer zu verfolgen, ist zum Glücke noch nicht ganz aus

der erkalteten Seele unsrer Generation gewichen, und zeigt sich noch häufig auch unter der Kindheit des Staats — auf dem Lande. Der Bauer insbesondere wird doch ewig wieder Bäume pflanzen, wenn er auch gewöhnlich, durch eigne und fremde Schuld, sie alljährlich wieder einbüßt.

Alle bei der Pflanzung vorkommende Lasten, an Fuhren, Handdiensten, Erde-, Mist-, Sandlieferungen, Materialien zur Verzäunung und Pfählung, ja im Nothfalle zu der Besoldung des Aufsehers ꝛc., wollte er blos nach der Seelenzahl und nach der gewöhnlichen Häuserreihe vertheilt haben, wogegen auch einst alle Gemeindemitglieder von jeder aus dem Obst und andern Dingen zu vertheilenden Nutzung, blos nach ihrer Seelenzahl (in capita) participiren müßten.

Kein einziger Baum in der ganzen Flur, es sei auf Gemeinde- oder Privateigenthum, sollte ohne Beisein des Aufsehers gepflanzt werden, der überhaupt zwar auch mit Hand anlegen, doch überall nur zunächst für die Aufsicht da sein müsse. Wer einen Baum setzen will, oder zu setzen hat, der meldet sich bei ihm, und nur er hat über die Zeit und Verfahrungsart zu disponiren.

„Jeder, der einen Baum auf sein Privateigenthum einmal gepflanzt hat, läßt ihn sogleich in das Baumregister des Aufsehers eintragen, und bleibt nun für die beständige Erhaltung, ja zehnmalige Wiederpflanzung dieses Baumes auf immer verantwortlich.“ Da Jeder hierzu die Kosten allein tragen sollte, so hoffte Ferdinand dadurch eine allgemeine und eifriger als bis jetzt waltende Aufsicht zu bewirken, deren bisherigem Mangel er die Vernichtung und Wiedervernichtung so vieler Millionen herrlicher Bäume zuschrieb.

Nun sprach er von der Einrichtung der verschiednen Register des Aufsehers, und wie genau diese zu führen seien, damit die Oberaufsicht alljährlich den Zustand des Ganzen richtig übersehen, und dadurch auch in einzelnen Fällen selbst zum edelsten und untrüglich-

sten Organ für die so nothwendige und doch so selten mögliche Allwissenheit des Landesherrn werden könne*).

Alljährlich zur Zeit der Baumblüthe, wenn eben die Feldfrevel wieder anheben, sollte ein großes und feierliches Baumrügegericht unter freiem Himmel und vor allen Einwohnern des Orts gehegt werden, welches sich nach und nach zum allgemeinen Gericht über die Sitten jeder Gemeinde erheben und ausdehnen werde. Er versprach sich von diesem Gerichte großen Nutzen, und ging nun auf das Gesetzliche bei der ganzen Anstalt über; welches hier Alles wiederzugeben außer unserm Zwecke liegt.

Zur Hauptregel nahm er an: Da in allen Staatsverfassungen von jeher das Gebot viel größere Schwierigkeiten gehabt, als das Verbot, so müsse hier die Obrigkeit nur immer dafür sorgen, daß ein guter Baum auf rechte Art dem Erdboden vermählt werde, und dann dürfe sie ihn und seinen Pfleger nie wieder aus dem Auge verlieren, bis jener dem Sturme und Frevel, und dieser ihren Strafbefehlen entwachsen sei; bei ihren desfallsigen Strafen müsse sie strenger als bisher, und besonders in der Vollstreckung derselben schnell und unerbittlich sein, wie ein rächender Gott.

Die Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit der Aufseher und der vom Staat anzustellenden Oberaufseher mußte sich nach seiner Einrichtung in Rücksicht jener sogleich bei dem ersten Rügegericht, bei diesen aber schon in ihrem ersten Jahresbericht an die höchste Behörde, der auf eine unerweiterliche Zeitfrist zu setzen sei, klar zu Tage legen.

Bei gedruckten Unterrichtsbüchlein würde man hier wohl nicht das zu besorgen haben, was leider so häufig mit dem Noth- und Hülfsbüchlein des trefflichen Becker und andern solchen nützlichen

---

*) Welche Vortheile müßte es z. B. dem Criminalrichter gewähren, wenn er bei Beurtheilung eines jeden Verbrechers vor allen Dingen jene seit der Kindheit desselben zwischen ihm und dem Staate gehaltene Rechnung einsehen könnte!

Volksschriften geschieht, daß nämlich der Bauer, wenn die Obrigkeit sie ihm mit schweren Kosten anschafft und in die Hände gibt, nur seine Kinder mit den Bildern spielen und sie verwüsten läßt, höchstens wohl einmal des Abends in seinen Biergesellschaften Etwas daraus liest oder hört, seine Späße über Bilder und Text macht, aber selten nur daran denkt, nach diesen Regeln zu leben. In unserm Falle hingegen ist der Unterricht zugleich Gesetz; und wenn die Aufseher, Oberaufseher und Untergebnen den Inhalt nicht erlernen und genau befolgen, so bestraft man sie.

Jetzt, da er in seiner Abhandlung bis zu den obrigkeitlichen Regionen, zum höheren Triebwerke der Maschine, gekommen war, gab er noch verschiedne ökonomische und andere Rathschläge, wovon wir Einiges ausheben wollen.

In Rücksicht der Obstsorten empfahl er vor allen die Birne, hauptsächlich ihre früheren Arten, weil man von diesen im Herbste noch einen großen Vorrath in feinen und dünnen Schnitten an der Sonne trocknen könne; weil die Birne beim Trocknen den wenigsten Abgang leidet und die kleinste Mühe verursacht, das beste Kaufmannsgut unter den Landleuten ist, wegen ihrer Süßigkeit sich zu mancherlei Verarbeitungen schickt, gut getrocknet im zehnten Jahre noch besser schmeckt als im ersten, und die wechselnde, ja selbst verschlossene Luft gut verträgt. Wilde Birnen und Aepfel, oder das leider sogenannte Feldobst, wollte er gar nicht mehr geduldet haben, da man von dem besten Obst auch den besten Essig erhalte.

Beim Versetzen in das Feld war noch mancherlei in Erwägung zu ziehen. In Ansehung der für die Gemeinde und den Staat bestimmten Pflanzung, schien ihm freilich dieß das Wünschenswertheste, daß sich überall ein der Gemeinde zugehöriger, entbehrlicher und schicklicher Platz finden lasse, welchen man in einen z. B. 6000 Stück Obstbäume fassenden Garten verwandeln könnte. Da man aber diesen Vortheil, zwar an sehr vielen, doch nicht an den meisten Orten

wird erlangen können, so muß nur da, wo die Schäfereien hindern, und wo die Stallfütterung noch nicht eingeführt ist, überall, so weit es immer möglich, der Regel nachgelebt werden: Je mehr Bäume an einem Orte beisammen stehen können, desto größere Vortheile kann dies der Pflanzung in Rücksicht auf Schutz, Schauer, Befruchtung und Tragbarkeit, Bewahrung vor Schaden, Diebstahl und Frevel gewähren. Zu den schicklichsten Plätzen rechnete er: Hutweiden, vom größten bis zum geringsten Umfange, selbst mitten in den Waldungen; Triften, welche meistens von großer Breite sind und guten Boden haben, sobald es nämlich angeht, dem Vieh für die ersten 8 bis 12 Jahre einen andern Weg anzuweisen; herrenlose Aecker oder Raine und Gemeinde-Raine; wüste Berghänge; einzufassende Wüstungen um die Wälder her; einzutauschende oder um geringe Preise kaufbare Aecker; Plätze um Brunnen und Quellen her; alle Plätze in der Nähe der Dörfer, welche unter dem Namen Gemeinde-Anger, Gänserasen, Gemeindefreiheit, Hutrasen, Gemeinde-Anspann u. s. w. bekannt sind; Gemeinde-Aecker und Wiesen; Raine an großen Hohlwegen und Fluthgraben; Feldwege, Straßen und Hauptstraßen, an welchen letzeren Plätzen freilich die Obsthut immer am lästigsten ist. „Ich mache mich verbindlich, behauptete er, sobald jedes Händchen einer ganzen Schuljugend mir sein Körbchen voll Erde beisteuert, selbst im elendesten Boden, in der unfruchtbarsten Sand-Oede meinen Baum so richtig und sicher anzupflanzen, daß er nun gleichsam für die Ewigkeit da stehen, nach zehn Jahren über seinen Boden mächtig zu herrschen anfangen, ja diesen für sich selbst nach und nach verbessern wird, und daß man mir sagen muß: „Siehe, er hat einen Baum gepflanzet, dessen Zweige ergrünen!“ Und es ist unsre Pflicht, meine deutschen Brüder, diesen Baum zu pflanzen und ihm viele Gefährten zu geben!“

Der Privatmann hingegen kauft entweder seine Bäume aus der Gemeindebaumschule, oder zieht sie sich selbst, und pflanzt sie, wenn der Aufseher die Stämme für tüchtig erkennt, unter dessen Aufsicht auf eigne Kosten an. Alle Befehle zum Auspflanzen, (wie z. B. für jedes neugeborne Kind einen Baum, für jeden Confirmanden einen, für jede neue Ehe zwei, für jedes neue Nachbarrecht zehn Bäume) sind recht gut, und werden nun von sichrer Wirkung sein. Zu Plätzen auf dem Privateigenthume sind noch zu empfehlen: alle Gränz- und Mittel-Raine, wo die Bäume meistens am allerbesten gedeihen; Wiesen, besonders da, wo sie an Ackerfeld stoßen; fast alle Arten von Gränzen, hauptsächlich in der Nähe der Gränzsteine, da diese durch den Baum geschützt werden, welcher immer einen kleinen doppelt gespitzten Rain erfordert. Der gewöhnlichen Ausflucht, „daß der Gränzbaum ein Zankbaum sei," kann durch ein einziges bestimmtes Gesetz sogleich für immer abgeholfen werden. Doch, der Landmann selbst kennt die unzähligen Oertchen am besten, wo die herrlichsten Bäume stehen könnten, und — wo schon oft Bäume gestanden haben! Die Hauptregel ist: Man lasse nur in jeder Flur keinen Platz unbeachtet, wo gute Bäume sicher und unschädlich stehen können, und überall wird sich noch viel mehr Raum hierzu finden, als wir oben für nöthig erachteten!"

Die Befestigung des jungen Baumes durch seine eigne schon erlangte kräftige Selbstständigkeit, oder durch Verbindung desselben mit einem Pfahle, schien ihm so wichtig, daß ihre Art durch eine besondere gesetzliche Vorschrift bestimmt werden sollte, wozu er seine aus eigner Erfahrung hergenommenen Vorschläge anfügte.

Um fast allen vorsätzlichen Schaden zu verhüten, bedurfte es nach seiner Meinung an jedem Orte nur einiger schnellen und gerechten Strafvollstreckungen, damit der feste, unwiderrufliche Wille der Obrigkeit kund und bewiesen werde. Bei andern Schäden

sollte man besonders dahin durch Strafbefehle wirken, daß Jeder, (vorzüglich aber Hirten, Pflüger und Schäfer) einen aus Unvorsichtigkeit verursachten Schaden sogleich dem Aufseher melde, und nach Befinden Ersatz leiste. „Der Mensch, sagte er, ist nicht so verderbt, daß er nicht endlich die Bäume seiner Flur ehren sollte. Auch hat der junge Baum eine Zeit, die oft schon im dritten Jahre seiner Pflanzung erscheint, wo er auf einmal in der jugendlichen Rinde zu schwellen beginnt, in der Schönheit und dem Schutze seines Gottes aufblüht, mit Kraft die blumigen Arme zum Himmel streckt, dem Menschen lieb und theuer wird, und sein Herz mit seliger Hoffnung erfüllt.'"

Alle Strafgelder, wünschte er, möge man, um den landesherrlichen Willen in das reinste und wohlthätigste Licht zu setzen, der Baumkasse jedes Ortes überlassen. Dieser neuen Gemeinde-Kasse, die ohnehin dem ganzen Staate gehöre und nur einzig zur Anwendung aller jener neuen Mittel verwandt werden dürfe, wodurch der Landesvater seine Kinder zur deutschen Sache erziehen und in die deutsche Menschheit emporheben wolle.

Noch handelte er die besten Arten des Obsttrocknens ab, widerlegte den möglichen Einwurf, den man hierbei von einem entstehenden Holzmangel hernehmen könnte, (durch die Regeln zu einer richtigen, sichern und beständigen Benutzung, Anwendung und Leitung aller Ofenwärme u. s. w., während des ganzen Herbstes und Winters) und bewies, daß auch eine so große Baumvermehrung in der Folge schon durch sich selbst alljährlich mehr dürres Holz abwerfen müsse, als Ein großer Darrofen in jeder Gemeinde erfordere.

„So wird dann, sagte er endlich, so muß unser Vaterland von Jahr zu Jahr sich allmälig durch wahre innere Kraft bereichern. Aber, die Obrigkeit lasse es nun nicht bei dieser Bereicherung bewenden, sondern verbrauche das neuerworbne gemeinsame Vermögen aller ihrer Gemeinden mit frommer Sorgfalt zu deren Erziehung

für jenen ächtdeutschen Weltbürgersinn, für das Heil ihrer Seelen, ihrer Mitwelt, ihrer Nachkommen, für das Ewige!"

„Dann werden die Deutschen, — schon von Jugend auf geübt in der Pflicht, das Ganze zu fördern, die Selbstsucht zu verachten und sich selbst für die Erhaltung des Allgemeinen zu opfern, — für alles Besserwerden und Bessermachen empfänglich sein, und das verschönerte Vaterland wird, im neuen Wachsthume seiner Millionen Blüthenbäume, auch reichliche Früchte einer tüchtigen Gesinnung hervorbringen. Dann wird der edelmüthige Fichte*) so manche seiner trefflichen Ideen schon zur Wirklichkeit aufgeblüht finden. Dann wird auch eine Kunstanstalt, wie sie Ernst Wagner vorschlägt**), durch eine einzige kleine Anweisung der deutschen Obrigkeiten auf jene neuen Gemeindekassen, überreich fundirt werden können. Dann endlich wird jede bisherige Armenanstalt überflüssig sein, und jede Gemeinde wird für ihre Armen selbst sorgen können, weil es keine Arme mehr gibt, sondern nur Elende. Ich fand sehr oft die reichsten deutschen Armenanstalten als die schädlichsten, weil alle Umstände bewiesen, daß man sich in ihrer Nähe mit wahrer Liebe der Armuth befleißige. — Ihr lieben deutschen Brüder! Stählet doch endlich Euer Gemüth in der edlen Flamme der Wahrheit! Laßt doch Euer allzuweiches Gefühl nicht länger von jenem Geschrei hinreißen und bestechen: „Tausend Nackte werden hier alljährlich gekleidet; tausend Hungrige alltäglich gespeiset; tausend Dürstende getränkt!" Waren denn Zehn von jenen Tausenden der

*) S. J. G. Fichte's Reden an die deutsche Nation, auf deren Erscheinung wir in der nächsten Ostermesse 1808 gewiß hoffen dürfen.

**) Im 1. Bande seiner Reisen aus der Fremde in die Heimath, der ebenfalls zu der nämlichen Zeit erscheinen wird, und worauf wir hier, wie schon in den „reisenden Malern" geschehen ist, unsre Leser nochmals aufmerksam machen wollen.

Wohlthat wahrhaft bedürftig? Blieben nicht Tausend wahrhaft Dürftige, jener Verschwendung wegen, wirklich hülflos? Wurden nicht Tausend dadurch niederträchtiger als vorher? Pflegen und nähren müßt Ihr nur Eure Kranken und Elenden; erquicken die verschämte Dürftigkeit; aber ausrotten sollt Ihr die Armuth; dieses eingebildete Ungeheuer, welches in ein Nichts zerfließt, sobald Ihr es fest ins Auge faßt. Vertilgen müßt Ihr diese lästigen Armen von einer so unermeßlich reichen Erde, wie die deutsche ist. Und das vermögt Ihr durch die Erziehung!"

Er schloß mit den feurigsten Wünschen für das Vaterland und seine Blüthenbäume. Er erflehte die Erfüllung dieser Wünsche von Gott, in jenen geweihten Tönen, die nur aus der schönen Tiefe eines frommen Herzens hervorströmen, rein, wie ein heiliger Quell, der sich aufthut, um das Vaterland zu erfrischen.

Ferdinand saß an diesem schönen Abende ruhig und glücklich da, und sein Gemüth wiegte sich auf dem lautern Strome jener guten Gedanken. Er beschloß nun, das ganze Werk (denn alle Beilagen und sogar die dazu gehörigen Formulare waren längst und zum Theil eher als die Abhandlung selbst fertig) vor allen Dingen seinem Vater, dann aber Richard und dem Geheimenrathe mitzutheilen, und durch letztern endlich dem Minister überreichen zu lassen. Ruhend in der Betrachtung des Ganzen, faltete er jetzt seine Hände und rief fröhlich zum Himmel auf: „Gott, du kennst mein Herz. Du weißt, daß ich redlich gewollt habe. Ist es gut, so laß mir Etwas für mein Vaterland gelingen!"

Eben wollte er noch nach einigen Stellen in seiner Abhandlung blättern, als ihn Jemand von hinten sanft auf die Schulter schlug.

Wie elektrisch getroffen, sprang er empor; denn im Walde erblickte er ein Paar Gardeofficiere, und ihm zur Seite stand lächelnd — der König.

„Es thut mir recht leid, sagte er, daß ich Sie vielleicht in guten Gedanken störe. Ich wollte dort unter den Bäumen eine Stunde lesen, fand aber, daß man mir kein gutes Buch gegeben hat. Sie scheinen mir hier (er zeigte auf das Manuskript,) eine bessere Lektüre zu besitzen, um die ich wohl bitten möchte."

Unser Freund rief seinen ganzen innern Menschen zur kräftigen Haltung auf; denn es stand plötzlich Alles auf dem Spiele. „Die kleine Schrift enthält Wünsche für mein Vaterland. Ich wagte es, dieselbe Ihrer Majestät zu weihen."

„Ich habe gerade jetzt Zeit, sie durchzulesen."

Er beugte sich in dankbarer Rührung. „Sie ist erst im Concepte fertig."

„Glauben Sie, ich lese keine Concepte? Aber sie ist doch vollendet?"

„Seit einigen Tagen nahm ich sie mit Kopf und Herzen für beendigt an. Und doch, gnädigster König, bitte ich ehrfurchtsvoll, sie durch den Herrn Minister von Salmen allerunterthänigst überreichen zu dürfen."

„Ich werde dem Minister sagen, daß Sie dieß gewollt haben, daß ich sie Ihnen aber dennoch abgejagt habe. Und wer weiß, ob sich immer so gelegne Zeit findet, wie heute."

Er griff darnach. Der hochentzückte Miller wollte ihm zu Füßen sinken, und seine Freudenthränen brachen unaufhaltsam hervor.

„Diese fromme Freude verdient ja schon den Händedruck eines ehrlichen Mannes; sagte der Monarch aufmerksam und schüttelte treuherzig seine Rechte: Ihr Name?"

Ferdinand zeigte auf seine Abhandlung, denn die Sprache wollte ihm für einen Augenblick versagen.

„Etwa gar ein Sohn des alten Herrn da drüben?" lächelte der König, indem er die Unterschrift erblickte. Miller bejahte es, und sein erhabner Gesellschafter zog sich nach dem Walde zurück. Im Lesen

sagte er noch: „Mit der Zeit sollen Sie auch mein Urtheil darüber hören; — und von mir ganz allein. Im Nothfalle sein Sie versichert, daß ich nichts ausplaudere.“

„Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele!“ rief unser überraschter Freund nach langer Zeit aus, und fand sich selbst erst wieder, als er zu seinem Erstaunen schon ein fernes Thal durchstrich. Sollte er nun diesen seltsamen Zufall für vortheilhaft oder nachtheilig halten? Er wußte sich hierüber nicht zu bestimmen. Denn vom Minister, den er noch nicht kannte, sprach man auf sehr verschiedne Art, und er hatte deswegen beschlossen, vor der Hand keiner von diesen sich widersprechenden Meinungen zu glauben. Zwar ängstigten ihn einige Korrekturen, deren er sich aus seinem Manuskript erinnerte, eine Zeit lang; — wie denn wohl jeder erst angehende und noch an große Reinlichkeit gewöhnte Geschäftsmann zu fürchten pflegt, sein Leser möge durch Abänderungen und Einschiebsel im Sinne gestört, durch Abwesenheit der schönen und richtigen Form beleidigt werden. Doch fand er bald zu seiner großen Zufriedenheit, daß der ganze Vorfall, der ja ohnehin nicht zu ändern gewesen war, jene Ruhe, die er seit einigen Tagen gefühlt, nicht im mindesten unterbrochen, ja vielmehr so ganz befestigt hatte, daß sein Herz nun fröhlich und guter Dinge war. Er wollte in Geduld und stillem Frieden ausharren, und fühlte jetzt eine neue, wahre Lust zu seinem juristischen Geschäften, falls der Himmel ihn ferner damit heimsuchen sollte. Ja er hätte in diesen Stunden selbst die Führung der abscheulichsten Injurienklage gern und ohne Murren übernommen.

Indessen hatte die lebhafte Caroline bald nach ihm ebenfalls die Stadt verlassen, um ihre Laune, welche Mutter und Schwester heute unerträglicher als je fanden, im Freien zu verbessern. Sie besuchte überhaupt gegen Abend gern einsame Spaziergänge, und zwar am

liebsten ganz allein, welches man denn, wie andere Launen, eben auch auf Rechnung ihres Eigensinnes schrieb. Für den heutigen Abend wählte die Zerstreute den Weg nach dem Finkenhauk, und hatte eben dieses lieblich grünende Wäldchen ins Auge gefaßt, als sie in der Ferne unsern Ferdinand zu gewahren glaubte, der auf demselben Wege vor ihr her wanderte. Ja es schien ihr einmal, da sie der Aussicht wegen stehen blieb, als habe auch er sie ebenfalls bemerkt; und von diesem Augenblick an sah sie deutlich, daß er seine Schritte verdoppelte. Sinnig stand sie da, und blickte trüben Auges nach dieser Erscheinung hin. Er war es gewiß, und jetzt wählte er sogar einen andern als den gewöhnlichen Fußpfad, nämlich einen weitern, der sich längs dem Walde hinzog, auf dem man aber von hinten her auch zu der kleinen Au des Wäldchens, ihrem gemeinschaftlichen Lieblingsplatze, gelangen konnte. Sie kehrte schnell um. — Er sollte dieses sehen.

„Flieht denn auch mein ältester Jugendfreund vor mir? rief sie auf einmal leidenschaftlich aus, und hemmte wieder ihren Schritt: Flieht mich denn Alles? Und sollte ich ihn heute wirklich gekränkt haben?“ Er war nun schon hinter dem Walde verschwunden, und erst nach einiger Zeit bemerkte das Mädchen, daß ihr Gang sich mechanisch wieder nach dem Finkenhauk zu gelenkt hatte. Sie fühlte Lust, sich mit Ferdinanden zu erklären und fing auch nach und nach zu glauben an, er müsse sie doch wohl vorhin nicht bemerkt haben.

Aber als sie nun mit klopfendem Herzen mitten im Haine stand, da verlor sich auf einmal der Muth, jene schöne Au zu betreten, die jetzt von ihrem Pfade nur noch zwei Schritte seitwärts lag. Mit ängstlicher Vorsicht spähte ihr Blick durch das dicke Gebüsch und — Ferdinand war n i c h t dort. Aber auf der steinernen Bank saß eine weibliche Gestalt, von welcher man, wegen des davorstehenden Busches, nur einen Fuß und zum Theil ihr weißes Gewand sehen konnte. Erschrocken trat die schüchterne Caroline zurück, und setzte schnell ihren

Weg fort. Allmählig machte es ihr Vergnügen, daß sie ihrer Neugierde die weitere Befriedigung versagt hatte.

Da es noch nicht spät war, beschloß sie, auf dem Trifthofe, der jetzt so nahe vor ihr lag, Ferdinands Mutter einen Abendbesuch zu machen, was sie öfters zu thun pflegte. Der Himmel war ungemein lieblich, und über dem Farbenglanze der hohen Wiese tönten volle Abendchöre der Haidelerchen um die Wandelnde her. Auf dieser schönen blumigen Wiesenfläche, die, mit zarten Büschen versetzt, so heiter und sonnig zwischen dem Finkenhauk und Trifthofe da lag, weilte das Mädchen immer am längsten. Auch heute konnte sie in der Fülle ihrer Reichthümer des Pflückens nicht satt werden. Und drüben auf der Haide sah sie wieder ihren geheimen Freund, einen jungen Schäfer, weiden, und hörte seinen Gesang zur Feldschalmei. Schon dreimal hatte sie ihn belauscht. Er sang mit reiner Stimme eine Melodie, welche ihr im Herzen wohlthat. Zwischen jedem Verse Text schalmeite er wieder einen Vers der süßen Melodie, und die Lerchen schienen ihn gern zu begleiten. Heute war sie auch so glücklich, den ersten Vers des Textes ihm vollständig abzulauschen. Er hieß so:

„Was hilft mich den mein Lieben,
Das ich hab' angewandt?
Ich wär' Dir treu verblieben,
So hast Du's nicht erkannt;
Ich hab' ja Tag und Nacht
Geliebet und gewacht,
Hab' manche liebe Stunde
Mit Lieben zugebracht."

Sie fühlte, daß eine süße Wehmuth mit diesen Tönen in ihre Seele drang, und beschloß endlich, den Menschen, an dem sie nahe vorübergehen mußte, um den ganzen Text zu bitten, weil ihr dieser heute erst werth und lieb ward. Aber als sie ihm nahte, sah er so still und traurig aus, und so ganz anders, als sie sich sonst seine Gestalt ge-

dacht hatte! Erröthend in schüchternem Gruße floh sie an ihm vorüber, und kam, beladen mit duftenden Blumensträußen, auf das Schloß.

Sie fand aber auch dort unsern Ferdinand nicht, wie sie gehofft hatte, sondern Beaten ganz allein. Vater Miller ging noch seinen Feldgeschäften nach.

„Und wo ist die stille Marie?" fragte Caroline, wie erschrocken vor einer gewissen Ahnung.

„Im Finkenhauk," sagte Beate trübselig.

„Wie? Im Finkenhauk?" wiederholte Jene erstaunt, indem sie sich schnell zusammennahm, um die weitere Rede zu verbeißen. „Soll ich Ihnen in Ihren Abendgeschäften hier helfen?" fuhr sie zerstreut fort.

„Ach nein, die alle besorgt Marie immer vorher sehr pünktlich."

„Verzeihen Sie; sagte Caroline, wieder zu sich kommend; ich wußte dieß selbst. Marie ist äußerst sorgfältig und gut."

„Gewiß! lächelte Beate mütterlich. Aber — das ist nun schon seit länger als vierzehn Tagen jeden Abend ihr beständiger Gang."

„Sagen Sie mir doch, fragte jetzt das Mädchen stockend, was fehlt wohl Marien?"

„Gott! ich weiß es nicht! seufzte die bange Mutter; ich vermag ihr nicht zu helfen. Sie vertraut sich Niemanden an!"

„Wollen Sie nicht dieses Kummers wegen eifriger in sie dringen?"

„Ach — und wenn ich ihr dann nicht helfen könnte!"

Caroline schwieg und seufzte. „Gute Mutter, sagte sie nach einiger Zeit mit weicher Stimme: möchten Sie doch die reinste Freude an Ihren Kindern erleben!". — Die Alte umarmte sie, und weinte ihre Sorgen an dem jungen Busen recht herzlich aus. Carolinens Augen entstürzten plötzlich häufige Thränen. Sie wußte nicht, wie ihr geschah und drückte nur die Mutter immer fester an sich. Aber ihr Herz schlug je länger je ängstlicher, und sie fand es nothwendig, sich bald von Beaten zu trennen, weil ihr der Trifthof zu enge ward.

Wie sie ins Freie kam, erwachte beim Anblicke des Finkenhauks ein gewisser Stolz in ihr, den sie noch nie gefühlt zu haben glaubte, der aber so mächtig ward, daß sie den geliebten Lusthain vermeiden mußte, und daher, um Marien nicht zu begegnen, die gewöhnliche Fahrstraße zu ihrem Heimweg erwählte.

Des andern Abends, als Ferdinand in das Kronfeldsche Haus kam, fand er dort viele Gesellschaft, weil man heute seines Freundes Richard Geburtstag feierte. Er bemerkte, daß Caroline sich diesen Abend außerordentlich anstrengte, um recht heiter zu sein, auch ihn selbst mit einer seltnen Freundlichkeit empfing. Sie spielten noch, und Caroline, — die aus Abneigung, wie sie selbst behauptete, oder aus Geiz, wie die Uebrigen glaubten, fast nie spielte, — hatte von der Mutter Befehl erhalten, Sophiens Spiel auf einige Zeit zu übernehmen. Ferdinanden wies man zu dem Tische hin, wo Richards sämmtliche Geburtstagspräsente aufgehäuft waren, und ging jetzt ihm selbst mit Kritiken über sein eignes Geschenk zu Leibe. Dies bestand in einem kleinen Gedichte, worin er versucht hatte, einige Charakterzüge seines Freundes aufzustellen. Wir wollen es hier unsern Lesern mittheilen.

An den glückseligen Advokaten.

Den Frieden Deiner Seele früh zu finden,
Hat Dich der Gott die sichern Felsenmassen
Der Emsigkeit, der Ordnung wählen lassen,
Des Lebensplanes Grundstein drauf zu gründen.

Des Rechtes Wachs zu rechter Form zu ründen
Ist liebend Streben Dir, ob's Viele hassen;
Wer darf, wie Du, sich kühn damit befassen
Durch Akten Lebensmelodie'n zu winden?

Gelassen siehst Du Themis Aftersöhne,
Die Leguleier, ihren Witz entladen
In leeren Formeln. Dein Bemühn ist: Klarheit.

Entreiße Du dem Staub die alte Wahrheit
Und leite recht geplagter Menschheit Töne!
Dir lächeln selbst die himmlischen Hyaden.

Indem unser Miller eben beschäftigt war, wegen des ihm von Richard gemachten Vorwurfes über heimliche Ironien in seinem Gedichte, sich standhaft zu vertheidigen, erhob sich an Carolinens Spieltische ein hitziger Streit.

„Gib nach, Caroline!" rief die Geheimeräthin hinüber.

„Ich darf nicht, liebe Mutter! — Ich habe Recht, und es ist ein sehr hohes Spiel!" antwortete Caroline flüchtig, und man zankte weiter.

„Der verdammte Geiz!" fuhr die Geheimeräthin leise, aber doch so heftig heraus, daß die meisten Anwesenden, Caroline selbst, und auch Ferdinand es hörten. Diesen ärgerte eine so unmütterliche Uebereilung jetzt recht im Innersten, und er wandte sich unwillig zurück, um nach dem Spieltische der Tochter zu gehen.

„Es ist schon Alles verglichen!" rief ihm Caroline abwehrend entgegen; und sie spielten bereits fort. Er setzte sich zu ihr. Sie war glühendroth.

„Stören Sie unser Spiel nicht, Ferdinand!" sagte sie imponirend.

„Du fürchtest nur Herrn Millers Untersuchung," lächelte eine ihrer Gegnerinnen.

„Nun dann!" zürnte die gereizte Caroline, indem sie ihre Karten weglegte, um die beiden übrigen Mädchen den Fall erzählen zu lassen. „Aber einzig unter der Bedingung erlaub' ich dieß, daß die Sache nun dennoch so bleibt, wie wir sie einmal ausgemacht haben."

Als der Fall völlig klar auseinander gesetzt, und Ferdinand im Stande war, zu urtheilen, sagte Caroline besänftigt und gleichsam entschuldigend: „Sie sehen wohl, daß diese Damen ihr Spiel nicht verstehen." Er fand dieß wirklich. Caroline hatte daher um so weniger nachgeben dürfen, da sie nicht für eigne, sondern fremde Rechnung spielte. Nachdem ihr jeder Versuch, die beiden Andern zu bedeuten,

mißglückt war, hatte sie schnell ihre Börse gezogen, und, statt das Spiel mit den Marken der Schwester zu bezahlen, ihren angeblichen Verlust baar berichtigt; — und die Mädchen waren dumm oder schlecht genug gewesen, dieß anzunehmen. Er überzeugte durch seine Bemühungen wirklich Beide doch so weit, bis sie schwiegen. Caroline blickte ihn freundlich an, reichte heimlich nach seiner Hand, drückte sie heftig und sagte dann laut: „Nun aber auch kein Wort mehr davon!"

„Nein, verzeihen Sie mir!" rief er und sprang begeistert auf und ging zum Spieltische der Mutter. „Caroline hatte vollkommen Recht! sagte er dort überlaut: und doch hat das gute Kind auf eine Art nachgegeben, die ihrem Verstand und Herzen gleich große Ehre macht."

„O das freut mich, Caroline, verzeih, daß ich Dir Unrecht that!" sagte die Mutter höchst betroffen, und Alles schwieg, als Ferdinand gesprochen hatte; denn diesen ewig wahrheitliebenden Zeugen ehrte jedes Mitglied der Gesellschaft.

Als man zu Tische ging, zog Caroline unsern Freund in das verdunkelte Zimmer zurück. „Retter meines Kostbarsten, meiner Ehre, — wie soll ich Dir danken! rief sie, von Dankbarkeit überwältigt, an seinem Halse, und ihr schlagendes Herz wallte ihm mächtig entgegen: Ach, daß Du redlich wärest!" Sie flog hinaus. Er wußte lange nicht, wie ihm geschehen war.

Der Geheimerath erschien erst, als die Gesellschaft schon bei Tische saß, und war heute besonders heiter. „Sitzt das alte Brautpaar wieder einmal beisammen?" sagte er, und wollte durch seinen Stuhl Ferdinand und Sophie von einander trennen. Jene Benennung hatte man übrigens Beiden schon in ihrer Kindheit gegeben und bis jetzt beibehalten. Heute aber erröthete Sophie zum erstenmale mächtig darüber.

„Apropos, lieber Müller, fing der Geheimerath nach einiger Zeit wieder an: rathen Sie einmal, wer sich heute nach Ihrem Thun und Treiben sehr genau erkundigt hat?"

„Nun?"

„Der König. Und das muß wohl irgend einen Zusammenhang haben.“

Alles sah erstaunt auf Millern, welcher erröthend schwieg, aber die erste Gelegenheit wahrnahm, um dem Geheimenrathe seine ganze Geschichte heimlich zu erzählen. Er hatte nicht geglaubt, daß ihm in dieser Sache nun noch Jemand rathen oder helfen könnte, fand dieß aber jetzt anders. „Der König, sagte der Geheimerath, fragte mich blos, womit Sie sich beschäftigten, und als ich ihm hierüber sehr genaue und treue Auskunft gegeben hatte, fing er herzlich an zu lachen. Allein, so wie die Sache jetzt steht, lassen mich alle Umstände mehr für Sie fürchten, als hoffen. Gleich morgen gehen Sie zum Minister und entdecken Sie ihm den Zufall eben so offen, als mir. Der König denkt sehr schön und herrlich; aber er vergißt manche Dinge schnell, und — ja Sie müssen sich eigentlich gleich heute beim Minister anmelden! — Es ist noch Zeit dazu. Thun Sie es geschwind in einem Billet.“

Während er dieß Billet an Sophiens Schreibtische ausfertigte, machte der lustige Zecher Richard an der Tafel allerlei Randglossen über ihn. „Wenn Dich der König gesehen hat, sagte er, so ist nichts gewisser, als daß man Dich unter die Soldaten steckt. Und das von Rechts wegen. Denn wer sich nicht entblödet, auf die alte gottlose Fabel von der wächsernen Nase der Gerechtigkeit in einem Geburtstagsgedicht officiell anzuspielen; — ja, wer ihr wirklich eine andichtet, wie Du in Deinen heutigen Versen thust, der muß endlich, allen Rechten nach, dem Kalbfelle folgen.“

Ferdinand, der die quästionirte Stelle seines Gedichts so gut und herzlich gemeint hatte, setzte sich jetzt zu dem Mißtrauischen hin, und trank von ganzer Seele mit ihm auf die Gesundheit der Justiz, — welches Richarden aber wieder nicht richtig und brav genug ausgedrückt schien.

Der Minister hatte ihn sogleich für morgen angenommen. Aber Richard, der dieß hörte, meinte, es werde ihn wohl nun kein Minister mehr von seinem Handgelde wieder befreien können. „Ich wette, sagte er, der Minister weiß Dir morgen frühe schon das Regiment zu nennen, das Du zieren sollst. Sieh mich nur nicht so unruhig an. Gott wird schon helfen. Vor allen Dingen mußt Du Deine Fechtübungen wieder anfangen. O hätten wir doch unsern prächtigen akademischen Fechtmeister hier, der alle seine Hau-Lektionen stets mit dem obersten Princip anfing: „Den Menschen zerhaut man bekanntlich in vier gleiche Theile, meine Herren!"

„O der abscheuliche Mensch! rief Sophie: Pfui, Richard, daß Du es ihm nur nachsprechen kannst!"

„Zwar, fuhr Jener fort, im Anfange bringt man Dich wohl, wegen Deiner blühenden Jugend und flüchtigen Gestalt, unter das leichte Fußvolk; aber mit der Zeit, mein Freund, muß Du noch, invita Minerva, unter die schwere Cavallerie; — denn, merke wohl, man ißt sich in Feindes Land nach Gelegenheit fett, wie, sans comparaison, mein alter feistgewordener Spitz, welcher in seiner Jugend Allegro hieß, und sich heute an meinem Ehrentage vom Musikdirektor Völker den warnenden und beruhigenden musikalischen Bei- und Spitznamen „ma non troppo!" noch zu seinem Hauptworte mußte anhängen lassen. Aber, weine nicht, Du auserwähltes Rüstzeug des Staats! Denn Dich, mit Deinem guten Herzen, werden die Bauern gewißlich als Feldjäger nicht „Geldfeger" nennen; und selbst als Karessirreuter wirst Du ewig noch im Marschiren scharmiren!"

„Richard, wenn Du weiter fortfährst, so machst Du mich krank!" bat Sophie, und trocknete schon die Augen.

„Es ist wahr, sagte jetzt Caroline, die den ganzen Abend still da gesessen hatte, mit heitern Blicken, ein solcher Scherz kann mir, — sein Gemeines nicht gerechnet, — wahrhaft wehe thun. Aber, laß doch den Bruder, Sophie! Was ist es denn weiter? Ein Paar

Freunde wollen mit einander spielen! Und wirklich, ich könnte oft gerade ein solches Spielen lieb gewinnen, das mir Thränen auspreßte, so lange es nur herzlich gemeintes Spiel bliebe."

Eben legte Sophie seufzend die Hand aufs Herz und mußte die Gesellschaft verlassen. Der Hofrath Reinhold that ängstlich.

„Siehst Du wohl, Richard, zürnte die bange Mutter, ihr Magenkrampf kommt schon wieder! — Gott, was das arme Mädchen immer leidet!"

„Gewiß, ein kränklicher Körper ist doch etwas höchst klägliches!" rief Caroline so laut, daß Sophie es noch hören mußte. Reinhold blickte sie betroffen an.

„Ich habe Sophien immer eine sehr feste Gesundheit zugetraut," sagte Ferdinand.

„Die hat sie auch wirklich, außer diesem leicht vorübergehenden Uebel," lenkte die Geheimeräthin ein, und gab jetzt Carolinen einen unwilligen Blick.

„Meine Schwester, sagte diese sehr ernsthaft, ist durchaus so vollkommen gesund, als man sein kann; sie sollte sich nur weniger nachgeben." Jedermann sah die schweigende Geheimräthin an.

Nach Tische, als diese mit Ferdinand im Fenster stand, rief sie Caroline herbei, und machte ihr bittere Vorwürfe darüber, daß sie durch ihr vorhiniges Betragen Sophie in den Ruf der Ungesundheit habe bringen wollen. Jetzt sitze die Schwester darüber weinend auf ihrem Zimmer.

„Sie selbst that es ja, liebe Mutter, entgegnete Caroline. Schon oft habe ich ihr dieses Verfahren angedroht; denn sie ist meine Schwester; und ich darf nicht zugeben, daß sie allen Dank gegen Gott für eine so blühende Gesundheit aus den Augen setze und sich vergebens in einen so traurigen Ruf bringe. Ich habe ihr schon zweimal durch den Arzt erklären lassen, welch ein hartes, ernstliches Uebel der Magenkrampf ist, den sie, Gottlob! nie gekannt hat.

Aber es half nichts. Mag sie doch meine Absicht verkennen, — genug, ich wette, daß meine Schwester sich nun niemals wieder auf diese Art ziert!"

„Ihre Kur ist strenge, meinte Ferdinand; aber ich kann sie nicht tadeln."

„O Caroline, Du bist ein hartes Geschöpf!" seufzte die Mutter.

„Sie wissen doch, liebe Miller, daß hartnäckige Krankheiten einen strengen Arzt erfordern?" sagte das Mädchen flüchtig und ging zu ihrer Gesellschaft zurück.

Ferdinand ward des andern Morgens von dem Minister auf eine Art empfangen, die er, nach Anhörung so vieler verschiedenen Meinungen über diesen Staatsmann, gar nicht erwartet hatte. Er war sehr schlicht, kurz, und drang in jeder Zwischenrede immer nur freundlich auf alles Sachdienliche, wie ein ächter Geschäftsmann. Unter einem wahrhaft einnehmenden Lächeln ließ er den Jüngling ruhig seine Geschichte zu Ende erzählen, und befragte ihn dann ziemlich genau und sehr gelehrt über die Studien und Geschäfte, die er auf der Akademie und bis jetzt getrieben habe. Kurz, er schien es, nach einem flüchtigen aber wohl durchdachten und überall eingreifenden Plane darauf anzulegen, um das Ganze des jungen Mannes kürzlich zu ergründen; und sein Schüler fand sich in Rücksicht der Antworten auf solche richtig gestellte Fragen, durch diese selbst so sehr erleichtert, daß er mit Vergnügen an das Sprüchwort „Gelehrten ist gut predigen" gedachte.

„Nun, es freut mich, sagte er zuletzt, daß Sie mir Gelegenheit geben, eine gute neue Bekanntschaft zu machen. Ich wußte übrigens noch gar nichts von Ihrer Sache, und kann daher, nach der Ansicht, die ich mir bis jetzt von unserm Könige gemacht habe, nur dieß zu Ihrem Troste sagen: Sie haben entweder eine scharfe, aber gewiß

recht gesunde Kritik zu erwarten; oder, wie wir wohl schon hoffen dürfen, eine Ehrenstelle. Denn diese ganze Sache macht er nun auf alle Fälle selbst und allein, so, daß ich Ihnen dabei weder zu nützen noch zu schaden vermag. Allein, für jeden, und hauptsächlich für den schlimmsten Fall, bitte ich Sie recht herzlich, mich wieder aufzusuchen, da Ihre Bekanntschaft mir Vergnügen gewährt."

Noch entzückt von dieser freundlichen Aufnahme, kam er Abends zu seinem Vater, um ihm Alles zu entdecken.

„Stelle Dir vor, rief ihm der Alte entgegen, diesen Morgen, zum erstenmal seit acht Jahren, war der König hier. Er ging im ganzen Schlosse umher, ließ sich alle Zimmer aufschließen, und bezeigte sein Wohlgefallen über das schöne, feste Gebäude. Besonders freute es ihn, daß wir hier oben so viel Wasser, und den großen Teich beim Schlosse haben. Was wird das werden? Gott behüte uns in Gnaden vor einem Bauwesen!"

„Eben wollte ich vom Könige reden;" — sagte der verwirrte Ferdinand.

„Höre nur! fiel Jener ein: Auch mit mir hat er sich eine Weile unterhalten, und noch obendrein von Dir. Sieh, Ferdinand, fuhr er bewegt fort, ich kann Dir es nicht verschweigen, — aber laß Dich's nicht niederschlagen! — ich klagte ein wenig über Dich, und konnte doch auch nicht verhehlen, wie lieb ich Dich habe. Denn einem so guten Manne gegenüber, wie der König ist, sitzt mir das Herz auf der Zunge. Da unten, sagte ich zuletzt, steht doch etwas Gutes von seiner Fabrik. Ich zeigte ihm Deine Baumpflanzung, und ich habe ihn nachher noch lange dort zwischen den Apfelblüthen herumreiten sehen. Wie er wieder zu Pferde steigen wollte, gab er mir die Hand und sagte: Seid nur ruhig über ihn, Alter! Das Alles wird sich gewiß bald geben; — und mich dünkt, Ihr habt da einen recht lieben Sohn. Du kannst glauben, Ferdinand, — (der Vater sprach es mit weichem Ton und nassen Augen, indem er den Sohn an die alte

treue Brust drückte,) Du kannst glauben, daß mich diese Worte rührten. Nun sage mir, wo bist Du ihm in den Wurf gekommen?"

Ferdinand erzählte, und der Alte schüttelte den Kopf noch bedenklicher, als gestern Abends der Geheimerath gethan hatte.

„Wenn Du mir nur wenigstens erst die Schrift hättest zeigen können! — Alles Uebrige möchte sein, wie es nun ohnehin ist! Aber, Du bist doch einmal noch kein praktischer Landwirth!

Zum Glücke konnte ihm der Sohn den ökonomischen Theil seiner Abhandlung, den der Vater hatte beurtheilen sollen, ja die ganze Schrift fast wörtlich aus dem Gedächtnisse mittheilen. Der Alte machte allerlei Einwürfe, ward aber allmählig ruhiger. „Du bist recht brav geworden, Ferdinand! sagte er zuletzt, — und zum erstenmal in seinem Leben: Mag es doch nun gehen, wie Gott und der König will! Ich selbst vertraue Dir aber von heute an vollkommen, und Du magst ein Geschäft für Dein Leben erwählen, welches Du willst, ich bin ruhig über Dich! Ja meinetwegen laß Dir nur gleich morgen eine Pachtersjacke machen. — Denn, lieber Sohn, ich sehe wohl, Du wirst so wenig aus der Art schlagen, als ich und mein Vater und Großvater."

Mit kindlichem Entzücken umarmte ihn der frohe Ferdinand. „Wie gern, sagte er, will ich des Königs Beifall und jeden andern entbehren, wenn nur Sie, mein theurer Vater, mit mir zufrieden sind! Sie, dessen Beifall mir ewig der wertheste bleibt. — Ich habe es gut mit meinem Vaterlande gemeint. Und, sollte es auch einzig bei meinem Willen bewenden, so werde ich zwar trauern, aber dann gewiß immer so ruhig und zufrieden meine Praxis fortsetzen, wie ich schon jetzt seit einigen Tagen that."

Die Mutter war zum Besuche in der Stadt. Marien sprach er auf dem Rückwege in der Nähe des Finkenhauses. Sie grüßten sich zärtlich, und nachdem er auf ihr Verlangen das Hauptsächliche seines Abenteuers erzählt hatte, bat er sie in den Ausdrücken der brüder-

lichsten Liebe, ihm die Ursachen ihrer bisherigen Niedergeschlagenheit zu entdecken, die ihm so sehr zu Herzen ging. Aber das bange Mädchen schwieg und blickte ihm nur wehmüthig ins Auge; und als er sich dringender auf seine Bruderrechte berief, fing sie an zu weinen, fiel ihm um den Hals und sagte: „O vergieb mir, bester Bruder! Fordere mein Blut, — aber dieß Einzige kann ich Dir nicht gewähren.“ Ihr Gesicht brannte jetzt in einer heftigen Gluth.

„Arme, gute Schwester! seufzte er: Vielleicht wäre es mir doch möglich, Deinen Kummer zu lindern!“

„Gute Nacht, mein Ferdinand! sagte Marie freundlich, indem sie schied: Laß alle Sorgen um mich fahren. Es wird noch gut werden; — und glaube mir, seit einigen Tagen ist ein großer Theil meiner Heiterkeit wieder zurückgekehrt!“ Sie ging leichten Schrittes von ihm, und er sah ihr in stiller Rührung nach.

Wir wollen aber unsern Lesern jetzt kürzlich die Ursachen erzählen, warum die gute Marie gerade einen so weitentlegenen Ort suchte, um hier täglich sich in ihren stillen Betrachtungen zu verlieren.

Es ist schon gesagt worden, daß sie auf dieser reizenden Au einst als Kind oft mit ihrem Ferdinand und den Kronfeld'schen Kindern gescherzt und gespielt hatte. Auch jetzt noch war und blieb der kleine Platz ihr Lieblingsgang, besonders gegen Abend, wo man dort fast niemals von den Städtern gestört ward, von welchen sich wohl des Morgens früh zuweilen Einer bis hieher verlief, die aber um die Abendzeit alle auf ihren nähern Promenaden blieben.

Einst saß Marie, still umgeben von den Gedanken ihrer geheimnißvollen Trauer, in der Kühlung jener Schatten, und strickte. Da war es ihr, als hörte sie zuweilen leise Töne von seltsamer Art aus der Ferne. So lange sie auf ihrer Bank sitzen blieb, ließen sich diese

Klänge von Zeit zu Zeit wieder leise wahrnehmen; so wie sie sich aber von ihrem Platze entfernte, um auf allen Seiten nach ihnen hinzuhorchen, tönten sie jederzeit schwächer und verlöschten endlich ganz. Allmählig überzeugte sich die Lauschende, daß sie nur in ihrer Nähe vernehmbar seien, und entweder aus den Lüften, oder aus der Erde kommen müßten. Alles erschien ihr endlich wie bloße Täuschung, und immer noch horchend rief sie: „Laß dich doch wieder hören, angenehmes Stimmchen!" Aber in diesem Augenblick überfuhr ein Schauder ihr ganzes Wesen; denn eben erklangen jene Töne wieder vernehmlicher als vorher; und in ihnen floß es, rührend wie eine bekannte Weise, und melodisch und ferne, wie aus einem schönen Alterthume herüber, in ihr Ohr.

Da war es, als tönte das liebliche Gesäusel neben ihr unter einer uralten Eiche aus der Erde herauf.

Marie umging jetzt aufmerksam diesen Baum und untersuchte jedes Plätzchen umher. Alles war wieder still geworden, nnd all ihr Suchen blieb vergebens. Der Baum selbst aber, den sie sonst nicht so aufmerksam betrachtet hatte, schien ihr heute so lieb und anmuthig, und, gegen die Anschauungen in vorigen Zeiten gehalten, so verjüngt und verschönert, daß sie sogar eine Zeitlang wähnte, es seien jetzt weniger Knoten und Risse an seiner Rinde zu merken, als ehemals, und daher zuletzt mit ihren Armen in einer Anwandlung von unbegreiflicher Sehnsucht den alten Stamm liebevoll umschlang. Sie glaubte eine Art von Schwindel zu fühlen, der sich aber bald wieder verlor. „Das ist doch eine höchstseltsame Träumerei!" sprach sie zu sich selbst, und ging, da nichts weiter zu hören war, nach Hause.

Mehrere Abende lang, — und sie versäumte keinen derselben, — blieb alles stille. Aber endlich glaubte sie doch einst wieder dieselben Töne zu hören. „Kehrst Du zurück, holdes Geflüster?" rief sie vor Freuden laut in die Lüfte hin, und fühlte die vorige wunderbare

Sehnsucht in ihrem Busen erwachen. Die Töne verstärkten sich, ließen aber bald gänzlich nach.

Unsre Schwärmerin übergab nun ihr ganzes Wesen an diese Erscheinung, und wiegte sich stillentzückt auf dem Strome ihrer Phantasien. Jede weitere Untersuchung kam ihr jetzt verhaßt und schlecht vor; denn die Liebe zu etwas Ueberſinnlichen hatte ihr schönes Herz gerührt und bewegt. In stiller Weihe saß sie da, und ihre ganze Seele war und lebte, sie wußte nicht, wo!

„Wunderliebliche Stimme, rief sie aus, die du mich so heilig umgibst, wie der Geist oder Schatten eines göttlichen Liedes; die du selbst meine Sinne mit honigsüßer Würze umrauschest, so wie der Gesang eines mächtigen Bienenvolkes am warmen Frühlingstage den Ermüdeten aus der Ferne erquickt! O wer bist du? Soll ich dich für den Schutzgeist meines Lebens halten, welcher liebend erscheinet, um meine liebende Seele zu trösten?“

Da bewegte sich vor ihren aufgeschlagnen Augen ein frisches Vergißmeinnicht, welches aus der Luft sanft zu ihren Füßen herabfiel; und leise erklang jetzt die wirkliche Melodie eines kleinen Liedes, das sie in ihrer Kindheit einst zu allererst mit Ferdinanden gemeinschaftlich erlernt hatte, und noch jetzt vor allen Liedern liebte. Das gute Mädchen war dem Umsinken nahe. Aber so wie die Melodie immer sanfter fortfuhr, zog in ihr Herz eine so brennende Liebe zu jenen Tönen der Kindheit ein, daß sie innig und selig zu weinen anfing und ihr Auge und die gefalteten Hände noch dem Himmel zuwandte, als der letzte Laut schon längst verrauscht war.

Von nun an blieb all ihr Denken und Sehnen einzig nach dieser Stelle hin gerichtet, wo der Wertheste ihres Lebens so wunderbar um sie her tönte und lebte. Täglich kam die stille Marie hieher, um aus dem Quell niegefühlter Seligkeit zu trinken, und ewig dürstend ging sie wieder von dannen. Oft lag bei ihrer Ankunft eine frischgebrochne Blume auf der steinernen Bank; oft, und am gewöhnlichsten, sobald

sie laut redete, hörte sie wieder den alten Ton; oft auch neue, stets aber halbbekannte Klänge, wie schöne Sagen aus alter Zeit. Zuweilen schwieg es viele Tage lang, und des Mädchens banges Harren und Rufen war vergebens. Dann kam es auf einmal ungerufen wieder, bald in wahren Melodien, bald nur seltsam harmonisch, wie ein Summen ferner Bienenschwärme; und immer war es ihr, als kehre mit dem ersten Laut auch in die Regionen ihres Innern ein reineres Leben wieder zurück.

Drei Abende vorher, ehe sie unserm Freunde am Finkenhauk begegnete, hatte sie die Stimmen wieder vernommen. „Wirst du mir niemals sichtbar werden, geliebter Schutzgeist?“ fragte sie da in ihrer innigsten Sehnsucht. Und horch! — es rief mit leisem Wehen: „Bald, bald, wenn Du mich liebst!“ Die Stimme war so unbeschreiblich hold, und Marie fühlte ihren Ton sich selbst so verwandt und ihrem Leben süßgewohnt, daß ein Schauer namenloser Freude durch ihre Seele drang. Von heute an erleuchtete eine gewisse Freudigkeit ihr Wesen, und jeden Abend bereitete sie sich zu dem heiligen Gange mit solcher Weihe vor, wie zu einem seligen Tode. Aber tiefes Schweigen für die übrige ungeweihte Welt umgab nach wie vorher das fromme Mädchen; und das Wort ihres tiefverborgnen Kummers wagte sie ja nicht einmal dem unsichtbaren Schutzgeiste zu nennen.

Unser Ferdinand ging einige Tage nachher des Morgens zu seinem Richard, um, wie er letzthin versprochen hatte, auch ihn noch mit dem Geheimnisse seines neulichen Vorfalles vollständig bekannt zu machen. Er war vorher immer Willens gewesen, auch diesen seinen besten Freund erst dann über jene Schrift urtheilen zu lassen, wenn sie in's Reine geschrieben sein werde; welches aber die plötzliche Dazwischenkunft des Monarchen verhinderte.

Allein er fand heute seinen Freund äußerst zerstreut und beschäftigt, weil er so eben Weisung erhalten hatte, wegen einer sehr wichtigen Sache noch diesen Vormittag abzureisen. Da seine Reise sich auch wohl in die Länge ziehen konnte, so hatte er so viel zu packen, in Ordnung zu bringen und Ferdinanden aufzutragen, daß er auf dessen Erzählung nur halb hören konnte. Als sie sich endlich trennten, wünschte ihm Richard Glück und Gedeihen für seine Angelegenheit. Dann besann er sich plötzlich, und blickte düster zur Erde.

„Was ist Dir noch?" fragte Ferdinand.

„Ja, höre! sagte er in höchstem Aerger: auch ich hätte wohl etwas Aehnliches auf dem Herzen, das ich Dir mittheilen könnte; und die verdammte Reise, — so ehrenvoll und einträglich sie auch eigentlich werden muß, so tief möchte ich sie doch dermalen verfluchen! Aber —"

Sein Freund drang mit lebhafter Wärme in ihn, er möge sich näher erklären.

„Nein, sagte er nach einigem Bedenken und ward immer mißmuthiger: nein, es läßt sich nicht thun; es könnte uns Beiden schädlich werden. Nein, ich muß vor der Hand Alles dem Schicksal überlassen! Es geht mir hart ein. Vielleicht bin ich ein Thor!"

Jede weitere Bitte um Mittheilung war vergebens. Ferdinand verließ ihn mit einiger Unruhe. Kaum befand er sich wieder zu Hause, als er zwei Befehle zu gleicher Zeit erhielt. Ihr Inhalt bestand in nichts Geringerem, als daß er um elf Uhr beim Könige, um zwölf Uhr bei dem Minister erscheinen solle.

Es war ihm seltsam zu Muth, als er, mitten im Rennen und Treiben der königlichen Vorzimmer elf schlagen hörte. Aber mit dem Schlage hieß es auch sogleich, der König habe bereits nach ihm gefragt, und von diesem Augenblick an fühlte er, daß sein ganzer Muth zurückgekehrt war.

„Guten Morgen, lieber Ferdinand Miller!“ tönte es freundlich. (Der König betrachtete ihn einige Augenblicke, und schien sich an des Jünglings schöner Gestalt zu laben.) „Es ist Schade, fuhr er dann fort: daß Sie keine Militäruniform tragen. — Aber wissen Sie wohl, daß aus jener angenehmen Stunde, die ich mir neulich von Ihrer Lektüre versprach, mehrere geworden sind? Ich konnte nicht so schnell damit fertig werden; denn Sie schreiben ein wenig enge, und kritzeln auch wohl mitunter ein Bißchen. Hören Sie, meine Zeit ist heute sehr eingeschränkt, und ich behalte mir es vor, bald einmal ausführlich mit Ihnen über Ihre Abhandlung zu sprechen. Sie hat mir im Ganzen gefallen. Nur müßten Sie doch wohl, wie ich hie und da mit Bleistiftstrichen darin bemerkt habe, Ihre Wärme etwas mehr mäßigen. Lieber Miller, man kommt damit heutzutage nicht mehr fort! Was Sie und mich erwärmt, (er sagte dieß mit einer ungemein freundlichen Rührung,) das erwärmt noch keinen Staatsmann, oder gar den Staat? — Indessen, bis wir wieder einmal zusammenkommen, reden Sie mit dem Minister. Diesem habe ich meine Meinung gesagt. Ich selbst trage dergleichen Sachen gern mit mir herum, und werde mich dabei Ihrer Person immer mit Vergnügen erinnern.“

Der Monarch nickte gnädig, und die Flügelthüren rauschten wieder für die Hoffnungen Anderer auf.

Unser Freund konnte, bis die Stunde beim Minister schlug, nicht recht darüber mit sich selbst auf's Reine kommen, ob er von dieser Privataudienz wohl mehr oder weniger erwartet habe, als er nun gefunden?

Im Vorzimmer des Ministers ließ man ihn so lange warten, daß er nach und nach ganz mißmuthig ward. Doch trat er zuletzt mit aller Fassung ein.

Der Minister lachte. „Sie sollten nicht so freundlich aussehen, sagte er, denn ich mußte Sie doch erschrecklich lange warten lassen!

Noch dazu kommen Sie, wie ich weiß, vom Könige, der uns alle so selten warten läßt, und der, wie ich gestehen muß, seine Zeit viel weislicher und richtiger einzutheilen versteht, als ich bis jetzt gelernt habe."

„Man darf nicht vergessen, sagte Ferdinand lächelnd, daß der König auch mächtiger ist, als Ihre Excellenz."

„Das ist freilich Etwas, versetzte er heiter, aber es müßte doch auch uns eine bessere Zeitordnung zu halten möglich sein. Wir lernen sie nur meistens erst dann einsehen, wann es schon zu spät ist. Nun, lieber junger Mann, es freut mich, daß Sie Frieden mit mir machen wollen! Nach Allem, was mir unser Geheimerath Kronfeld von Ihnen gesagt hat, läuft Niemand bei Ihnen Gefahr, Ihr Herz durch Tadel oder Lob zu beugen oder stolz zu machen. Daher lassen Sie mich Ihnen recht aufrichtig meinen Beifall über Ihr liebenswürdiges Machwerk bezeugen, welches mir gestern Abends so vieles Vergnügen gewährt hat, daß ich Sie dafür recht herzlich umarmen muß!"

Er verbreitete sich nun, gleichsam mit vollen Geistesflügeln, über die Sache. Mitten im stärkenden Lobe ließ er Ferdinand oft einen verständigen Tadel erblicken, dessen Zartheit diesem Bewunderung abnöthigte, dessen belehrende Gründlichkeit seinen Verstand, so zu reden, auf der Stelle besserte. Für das Ganze schien er leidenschaftlich eingenommen, und seine Zurechtweisungen gingen fast überall nur auf den aus der Schrift ersichtlichen Verstandesmenschen des Autors überhaupt. Seine Kritik erschien dem Lehrlinge wie eine theoretische Saat, deren ganze reiche Ernte von Nutzanwendungen er bereits in der schönsten Nähe seiner Zukunft vor sich zu erblicken glaubte.

Daß der Minister seine Abhandlung durchgängig für vollkommen deutsch gedacht erklärte, und Allem, was er darin über deutsches Wesen sagte, unbedingt betrat, dieß that unserm Freunde von Herzen wohl, und beruhigte ihn über vieles andere.

„Besonders, sagte der Kritiker, finde ich vielen Sinn in dem, was Sie, vorn in mehrern Sätzen, über die Kennzeichen des deutschen Gemüthes zum Besten geben; und ich habe mich hie und da beim Lesen gar mancher selbst erlebten Beispiele von Aeußerungen dieses Gemüthes mit der größten Freude erinnert."

„Der Zufall läßt uns gerade in der Nähe ein solches Beispiel bemerken," fiel Ferdinand ein, (der jetzt auf seinem Steckenpferde saß,) und machte dem Minister ein Kind bemerklich, das in diesem Zimmer auf dem Sopha mit einem kleinen hübschen Spitzhunde spielte. Der Spitz nahm es, mit dem diesen Thieren eignen, durch die klaffenden Zähne komisch hervorknarrenden Gelächter bei Nase und Ohren, küßte es freundlich wedelnd, zwickte es wieder sanft, schlug mit den Pfoten nach ihm, zerrte kopfschüttelnd an seinem Gewande und beleckte dann plötzlich wieder einmal das ganze Gesicht, worüber das Kind, welches sich nicht mehr vor ihm zu retten wußte, so leise, und doch so herzlich und schmerzlich, ja bis zum Ausbleiben des Odems lachte, daß beide Männer sich bald ebenfalls vor Lachen die Seiten halten mußten.

„In seinem Lachen malt der Mensch sein eignes Gemüth; sagte Ferdinand: Und dieses gänzliche Hingeben an das Spiel des Lachens, dieses holde Leiden in einem lachenden Gesichte, dieser wahre Schmerz vor reiner Spiellust, ist ein ächtdeutscher Zug. Das anständige Lächeln, das kluge, boshafte, schallende, spöttische, grinzende, selbstgefällige, alberne, ja selbst das gutmüthige Lachen u. s. w. vermögen andere Nationen viel besser zu machen, als wir. Allein ein bloßes, reines, menschliches Lachen, zu welchem uns einzig die Liebe zur gemüthlichen Freude nöthigt, zu dessen Vollständigkeit es zuweilen gehört, daß sich der Deutsche, er sei Kind oder Greis, ordentlich niedersetze oder lege, um zu lachen, — wodurch endlich der Deutsche einen ganzen um sich versammelten Kreis von sach-, und selbst von landfremden Menschen gewaltsam zum Mitlächeln, wo nicht zum Mit-

lachen, nöthigt, — bloß weil sein ganzes Gemüth gerade lachend erscheint, — dieß vermag keine andere Nation zu äußern. Der einzige Holländer kommt uns beinahe gleich; aber man muß nicht vergessen, daß dieser auch wirklich ein Deutscher ist, und vielleicht der ächteste unter den Deutschen sein würde, sobald er nur „hooch," oder wenigstens platt reden könnte. — Und so bleibt denn wieder die Sprache überall die Hauptsache."

„Ein anderer Gedanke, fuhr der Minister nach einiger Zeit fort, war mir in Ihrer Abhandlung ebenfalls so willkommen als einleuchtend. Seit unsern neuesten Kriegen hält man es nämlich in Deutschland gar nicht mehr für zweckmäßig, möglich, oder nur der Mühe werth, Befehle und Veranlassungen zu der Herstellung jenes innern Heils unsrer Länder zu geben, das doch gleich in seiner ersten endlichen Entstehung in sich unzerstörbar sein würde und müßte. Statt durch Gründung des innern wahren Heils die Leiden der Gegenwart zu lindern und in den Räumen der Zukunft einen unverlöschlichen Hoffnungsstern zu befestigen, schiebt man nur Alles auf den Druck des Auslandes, hält sich, ewig jammernd, für gänzlich verloren, versteckt die eigne Faulheit, Verderbtheit und Feigheit weislich hinter dem Andrange fremder Gewalt, und ergibt sich überall, wo man wahrhaft bereuen, das heißt, sich auf der Stelle bessern sollte, nur einer nationalen (und, wie Sie sehr richtig sagen, höchst komischen) Verzweiflung! Wollte man doch endlich diese abscheuliche Gottlosigkeit ablegen, und sich mit redlicher Gesinnung von der großen Wahrheit überzeugen lassen, daß an unserm wahrhaft Besten uns nie irgend eine fremde Gewalt, am wenigsten eine wirklich große Macht hindern kann und wird!"

In allem aber, was Ferdinand über den eigentlichen Gemeingeist gesagt hatte, fand der Minister vor der Hand nur fromme Wünsche. „Deutscher" public spirit, sagte er lachend, kam mir von jeher stets

höchst wunderlich vor, und klingt meinem Ohre schon so seltsam, wie ein deutsches „God save the King.“

„Ich hasse sogar diese Benennungen, sagte Ferdinand mit einiger Lebhaftigkeit, weil sie aus der ärgsten und mir widerwärtigsten aller deutschlateinischen Sprachverstümmelungen, dem Englischen, herstammen. Aber, fuhr er lächelnd fort, was würden Ihre Excellenz sagen, wenn ich Sie dennoch mit einem deutschen „Domine salvam fac patriam“ bekannt machte, das ich vor einiger Zeit wirklich zu dichten versuchte, und im Nothfalle gleich heute im Theater absingen lassen könnte?“

„Darauf wäre ich denn doch sehr begierig!“ rief Jener, und schlug vor ironischer Verwunderung in die Hände. Er versprach auf der Stelle, morgen Abends im Kronfeld'schen Hause zu erscheinen, wo ihm Ferdinand eine kleine, aber doch richtige, und noch dazu vierstimmige Privatidee von diesem unglaublichen und seltsamen Kunstwerke zu geben hoffte.

„Und nun, fuhr der Minister fort, da ich doch Ihr Herz so ganz bescheiden und unbefangen finde, nun sollen Sie auch das Resolut selbst lesen, was unser König unter Ihre Abhandlung geschrieben hat. Gewiß, Sie werden mir dabei nachfühlen, welche Lust es ist, einem Könige zu dienen, der selbst so denkt und beurtheilt, und handelt, wie dieser!“

Unser Freund las Folgendes: „Diese Abhandlung, die mir ausnehmend wohl gefällt, habe ich zufällig einem jungen Menschen abgenommen, der mir fast noch besser gefällt, als seine Abhandlung. Sie soll unter seiner Aufsicht sogleich auf meine Kosten gedruckt, an alle geistliche und weltliche Beamten in meinen Staaten vertheilt, und dann in öffentlichen Verlag gegeben werden, damit man bald das Urtheil guter Köpfe in Deutschland darüber erfahre. Da ein Theil dieser Vorschläge, welcher die Obstbaumzucht und eine Erweiterung der Stadt- und Landschulen betrifft, auf den unbestrittensten

und einleuchtendsten Grundsätzen beruht und wohl auch im deutschen und fremden Auslande Beifall finden wird, weil er auf alle deutschen und manche andere Länder zu passen scheint, auch in Rücksicht der Ausführung ungemein leichte, sichre und schon an sich nützliche Mittel darbietet, so habe ich mich fest entschlossen, diesen Theil derselben in Gottes Namen unverzüglich in meinen Staaten zur Ausführung zu bringen. Die Ausführung soll aber auch sogleich überall, wo es irgend thunlich ist, wirklich angefangen werden; und sie ist hiermit dem Verfasser der gedachten Schrift übertragen, welcher unter meiner und des Ministeriums unmittelbarer Aufsicht stehen soll, und welchem zwei oder drei von ihm selbst zu wählende Individuen zur Hülfe untergeben werden müssen. Da Miller und seine Untergehülfen, — ersterer etwa mit dem Titel Landschuldirektor, — von heute an in königliche Dienste treten, so muß ihnen freilich einstweilen eine ausreichende und anständige Besoldung ausgemittelt werden, bis sich dazu ein eigner Fonds ergibt. Demnächst glaube ich gestern sogar in der Nähe um die Residenz her an bloß wüsten Strichen, zu meinem Erstaunen, wirklichen Platz für mehrere Hunderttausende der größten Bäume gefunden zu haben. Da ich nun wünsche, daß Miller, wenn ihm Zeit dazu übrig bleibt, sich zugleich einer Specialeinrichtung für hiesige Gegend unterziehen möge, die ein schönes Muster für das Königreich abgeben könnte, so soll man ihm das Schlößchen auf dem Trifthofe zur Aufstellung seines Büreaus eingeben, welches Gebäude ich hierzu noch in hinreichend gutem Stande gefunden habe; auch soll ihm zugleich ein schickliches Stück Land von dieser königlichen Domäne angewiesen werden, um dort die ersten Versuche zu machen, und etwa von da aus manchen Gemeinden in der Nähe die erste Hülfe und Belehrung zufließen zu lassen. Der Rath seines Vaters, eines anerkannt rechtschaffenen Mannes und geschickten Landwirths, kann ihm wohl zu Statten kommen, und in dieser Wohnung wird er auch von der Sorge für sein Hauswesen frei sein; oder, es wäre

wohl am besten, er heirathete bald, und dann mag er sich dort selbst einrichten."

Im Ministerium war bereits über die Sache debattirt. „Denn Sie können denken, sagte der Minister, daß er dabei nun keinen langen Aufschub duldet."

Ferdinand verbarg die Gefühle seiner Freude nicht, und der Minister schien über die frommen Gesinnungen des guten Menschen innig gerührt, und sicherte ihm freundlich seinen beständigen Schutz und Beistand zu, dessen er so sehr bedurfte. Sie redeten noch über die Ausführung des ersten Anfangs. Miller hatte hierzu schon Alles fertig und versprach, gleich morgen ihm alle nöthigen Concepte zur Genehmigung vorzulegen.

Den Rest dieses Tages und den nächsten Morgen brachte er mit Verbesserung seiner Abhandlung zu, und erst des folgenden Tages, nachdem alle Papiere in des Ministers Händen waren, dieser auch sein herzlich gemeintes Dankschreiben dem edelmüthigen Könige selbst zu überreichen versprochen, und ihm beim Weggehen noch mit dem für ihn bereits ausgefertigten höchst ehrenvollen königlichen Dekret überrascht hatte, — sprang der selige Mensch dem geliebten Trifthofe zu, nannte diese herrlichste aller Wohnungen entzückt, und heute schon zum erstenmal mit vollem Rechte „sein," und eilte in die Arme des treuen Elternpaares.

Er traf Vater und Mutter in der schönen Gartenlaube an. „Ich bin glücklich, liebe, theure Eltern! — Ich gehe dem seligsten Beruf entgegen!" rief er, und hielt den Erstaunten die königliche Urkunde entgegen. Sie lasen mit gespannter Erwartung; — da bildete sich während des Lesens eine dreifache Umschlingung. Sie nannten ihn ihr gutes, frommes, wohlgerathenes Kind, ihr Einziges und Alles auf dieser Erde, und dankten Gott mit jenen Thränen, deren Quell in den Thälern einer schönern Welt entspringt.

„Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt! schluchzte Beate und blickte zum Himmel: Mutter, Mutter! — Es war Dein letzter Wunsch für mich, als Du von hinnen schiedest. Fromme, selige Mutter, blicke herab! Er ist erfüllt in meinem Ferdinand!“

Nach einiger Erholung von der Gewalt dieser Gefühle trat die Familiengruppe freundlich zusammen, und der Sohn theilte seinen Lieben Alles mit, was der edle König unter seine Abhandlung geschrieben hatte. Den einzigen Punkt des Heirathens verschwieg er jetzt, aus einer plötzlich empfindenden Anwandlung von jugendlicher Scham.

„Ferdinand,“ sagte Beate mit einem mütterlichen Kusse, und lehnte sich an ihn, versunken in der Betrachtung der schönen Gestalt: „Ferdinand, Du bist jetzt auf einmal genöthigt, hier eine nicht kleine Haushaltung einzurichten. Sage mir, lieber Sohn, sollen wir diese für Dich übernehmen? Oder, — erröthe nur nicht! — willst Du uns nun eine gute Tochter aussuchen? Sieh, ich bin nicht mehr jung; wenigstens keine von den Stärksten.“

Er ging endlich schüchtern mit der Aeußerung des Königs über diesen Punkt heraus. Denn die Sorge für die Mutter fiel ihm auf's Herz, und das Bild des wirklichen Lebens mit allen seinen Nothwendigkeiten trat jetzt zum erstenmal groß und deutlich vor ihn hin. „Glauben Sie, daß es gut wäre? fragte er mit niedergeschlagenen Augen: Ich hielt mich für zu jung.“

„Du hast am Ende nicht Unrecht; sagte der Alte: Laß ihn ruhig, Beate!“

„Nun, fuhr der Sohn nach einigem Stocken heraus und ward glühend roth, was meinen Sie zu einem Manne von einundzwanzig, und einem Mädchen von siebzehn Jahren? Denn — ich läugne es nicht, daß ich zu lieben glaube.“

„Ich wünschte freilich wohl zehn Jahre mehr Unterschied; sagte der Vater bedenklich: Indessen, — Beate, war es nicht gerade auch

unser Verhältniß? Und hat es nicht dennoch gut gethan, du liebes bestes Weib?"

„Erkläre Dich, Ferdinand!" rief die gespannte Mutter, indem sie ein wenig zitterte.

„Caroline Kronfeld; sprach sein Mund wehmüthig und sein Auge glaubensvoll: Ich fühle, daß sie mir innig werth ist, und daß ich ohne sie nicht mehr ganz glücklich sein würde.

Die Mutter setzte sich, faltete ihre Hände und sah flehend zum Himmel.

„Du hast ein Hartes ausgesprochen! rief der erschrockne Vater und ergriff, wie außer sich, des Sohnes Hände. Und — sagt Dir denn auch Dein Verstand, daß Du mit ihr glücklich sein werdest?"

„Er sagt mir, daß sie mich liebt. Das Uebrige muß sich finden!" Er blickte fröhlich zu Gott auf.

„Vater im Himmel! — Du hast meine heißen Wünsche und Thränen für dieses theure Kind gezählt!" schluchzte Beate.

„Halt! ermannte sich jetzt der Alte: Mutter, fasse in diesem Augenblick alle Kraft zusammen! Mache Deines Sohnes Herz nicht schwer. Du siehst, wie freudig es ist? Und Du, Ferdinand, verlaß uns jetzt. — Ich muß mit Deiner Mutter reden. Gehe nach der Stadt zurück. Alles ist zu spät. Du hast eine Wahl getroffen, — Ferdinand, Du willst viel wagen!"

„Und viel, unsäglich viel gewinnen!" sagte der Liebende, und beugte sich tröstend zu der weinenden Mutter nieder.

„Du bist ein guter, verständiger und wahrer Mensch! sprach Miller mit einiger Ruhe: Geh und nimm unsern ganzen Segen! Der Segen rechtschaffener Eltern ist ja, wie man sagt, ein erhörtes Gebet! Geh, Sohn, aber ach! stammelte er, mögest Du so selig mit ihr leben, wie Fritz mit seiner Beate!"

Sie trennten sich unter häufigen Thränen. Die Stimmung war sehr ernst geworden. Es galt dem Glück eines ganzen Lebens.

Unser braver Alter wandte Alles an, um seine geliebte Beate zu beruhigen, die sich jetzt ganz ihrem Grame hingab.

„O Marie! rief sie aus: Arme, herzensgute Marie! Deine stille Liebe hat es nicht verdient, daß er Dich nun verwirft! Wie soll ich der Armen diese traurige Geschichte entdecken! Es ist nur allzugewiß, daß sie ihn liebt, — und ach, es war mein theuerster Wunsch!“

Nach des Vaters Meinung hingegen schien es noch gar nicht ausgemacht, ob Ferdinand der geheime Gegenstand von Mariens Trauer sei, wie Beate glaubte. Marie hatte sich den Eltern niemals vertraut. Auch Ferdinand schien nichts zu muthmaßen; und seine Unbefangenheit, die er mitten in der brüderlichsten Liebe gegen sie zeigte, gab in Millers Augen der Sache überhaupt viel Unwahrscheinliches. Auf der andern Seite betrachtete er Ferdinands Liebe zu dieser Caroline, deren Charakter freilich nicht in gutem Rufe stand, als ein unvorhergesehenes Unglück, woran Niemand, und der Sohn selbst nicht Schuld sei, und welches auch Niemand zu ändern vermöge; im besten Falle aber, der ihm bei einer wahren Liebe immer sehr möglich schien, sah er darin ein unverhofftes, von Gott ihnen zugesandtes günstiges Ereigniß. Und so hielt er es für Sünde, Ferdinanden von ihren Vermuthungen in Rücksicht Mariens jemals nur das Geringste zu entdecken, da die elterlichen Wünsche doch einmal vereitelt waren, und der Sohn deshalb in einer glücklichen Unwissenheit lebte.

„Ich darf nicht ungerecht sein! warnte die gewissenhafte Beate nach einigem Ueberlegen ihr eignes Herz: Denn ich vermag es nicht zu läugnen, Caroline hat mich stets mit einer wahren Zärtlichkeit

geehrt und geliebt; — nur freilich, wie ihre Stiefmutter sagt, auch mich allein unter allen Menschen; — und, Gott, wer weiß denn, welche Absichten ihr dabei vielleicht vorschwebten? Doch nein, ich will nicht undankbar gegen sie sein; ich will sie von ganzer Seele wieder lieben! Aber — soll ich denn meine theure Marie verschmachten sehen? Glaube mir nur, guter Miller, sie liebt ihn; aber ihr bescheidnes Herz hält sich seiner Gegenliebe nicht für würdig. Dazu kommt das Gefühl ihrer Armuth. Sie weiß, daß Du nicht geizig, aber ein strenger Wirth bist. Auch hast Du, — verzeihe mir diese Bemerkung, — von jeher Dich Mariens zu wenig genähert, um das blöde Kind Deinen ganzen Werth, oder nur Deine wahren Gesinnungen über das Zeitliche, einsehen zu lassen. Und so trägt sie ihre Liebe nur im stillen Herzen, und stirbt daran!"

„Es scheint mir, Du hast Unrecht, Beate! entgegnete der sinnige Miller: Wahr ist's, daß mir Marie von jeher nicht wacker genug schien, oder soll ich sagen: zu furchtsam, oder nicht offen genug gegen mich selbst? Und doch liebte ich sie stets so zärtlich und väterlich! Nun freilich — ich bin rauh, und es ist immer möglich, daß die Schuld mein war. Allein, seit Ferdinand wieder da ist, hat sich ja dieß geändert, und sie hängt mit gleicher Liebe an Dir und mir. Und so viel muß sie gewiß immer von meinem Charakter gekannt haben, daß sie mir bei einer Wahl für meinen Sohn keine Geldabsichten zutraut. Ich gestehe Dir jetzt, daß unsers Sohnes Verbindung mit Marien insgeheim auch mein liebster Wunsch war; aber Veranlassung dazu wollte ich niemals geben, rieth auch Dir davon ab. Denn man darf nie eine Liebe veranlassen, — sie muß von sich selbst kommen. Und jetzt siehst Du doch, meine Beste, daß der Himmel unsere Wünsche nicht erhören will. Ich bin ruhig über Marien. Wir haben sie nach unsern Kräften erzogen, gleich unserm eignen Sohne; das wird uns ihr guter Vater in der Ewigkeit bezeugen! Außer einer reichlichen Ausstattung habe ich ein hübsches

Kapital für sie bestimmt, da Gott unsern Fleiß so sehr gesegnet hat. Ihr Kummer ist der meinige. Gott helfe ihr! Doch unter diesen Umständen mag ich nicht weiter auf Mittheilung desselben dringen. Aber ich will ihr sogleich die Neuigkeit sagen. Dort kommt sie aus dem Finkenhauk zurück. Vielleicht entdecken wir Etwas. Sey ruhig!"

Als Marie vor ihnen stand, sagte er lächelnd: „Marie, hättest Du es wohl für möglich gehalten, daß Dein Bruder Ferdinand vielleicht Carolinen heirathen wird?"

Sie veränderte die Farbe und blickte auf die weinende Mutter. „Sie erschrecken mich, bester Vater, denn ich sehe meine Mutter in Thränen. Aber für möglich habe ich dieß immer gehalten. Ferdinand war von jeher der Einzige unter uns Allen, welcher einige Gewalt über ihren Willen hatte, und diese auch wirklich mit einem gewissen wohlthätigen Eifer ausübte." Sie schwieg und sah zur Erde.

„O Marie! rief Beate und zog die Geliebte wehmüthig in ihre Arme: Welches Schicksal prophezeihst Du ihm?"

„Ich glaube an die göttliche Vorsehung, gute Mutter! Möge sie für meinen Ferdinand das schönste, herrlichste Loos bereiten!" Sie hob das volle Auge, und entfernte sich bald von den Eltern.

„Sie betet oft im Stillen, und brünstiger als je," sagte Beate, indem sie seufzend ihr nachsah.

„Wohl ihr! beschloß Miller: So dürfen wir uns beruhigen. Auch, liebe Beate, ersehe ich aus diesem allen bis jetzt weder eine unglückliche Neigung zu Ferdinanden, noch sonst ein bestimmtes Uebel. Behalte Du ihre stille Trauer im Auge; und sollte diese so drohend werden, daß man endlich selbst für Mariens Gesundheit fürchten müßte, — dann wollen wir einen eindringenden Versuch zu seiner Entdeckung wagen."

Während dessen wanderte Ferdinand langsam und gedankenvoll der Residenz entgegen.

Er glaubte einmal fest an die reizende Caroline, war aber in Rücksicht ihrer des Widerspruchs von Jedermann längst gewohnt, und hatte daher auch jene Besorgnisse seiner Eltern schon vorher erwartet.

„O wie sollt Ihr Alle doch bald erstaunen, rief er aus, über das, was Caroline ist, wann nun meine treue Liebe sie fest umklammert und schützt und neu belebt, — und wann in schmelzender Zärtlichkeit der lang gefesselte Geist eines innigen und gläubigen weiblichen Wesens wieder frei aus ihrem sanfteren Auge glänzt!" Mit dem eifrigsten Forschen durchging er in dieser Stunde nochmals jeden ihrer Charakterzüge, den er bis jetzt belauscht hatte, und überall glaubte er das Herrlichste zu finden.

Und was war und blieb denn zuletzt schlimm an ihr? Eine ungewöhnliche, stets mit Blitzesschnelle hervorbrechende Lebhaftigkeit. Diese mußte bekämpft, und durch die Erziehung der sorgsamen Liebe zu einer schönen ruhigen Wärme gemildert und ausgebildet werden. Denn, was ihre jetzige tiefe Verschlossenheit in sich selbst betraf, so hielten nur Andere dieselbe für eine bösartige Verstocktheit; ihm machte sie keine Sorge, ihm war sie nur das Werk einer Stiefmutter, die sich zwar nicht böse, aber selten unbefangen, und niemals liebreich gegen sie gezeigt hatte, und zu wenig Geist besaß, um dieses allverkannte, stillmurrende, nur in innerster Tiefe geniale Wesen zu durchschauen; zum Theil auch das Werk einer Schwester, welche, selbst dem Gemeinen nahe, mit einer an das Schwächliche grenzenden Gutmüthigkeit allen Menschen willig entgegenkam, und, ohne von persönlicher Eitelkeit frei zu sein, Carolinen doch nichts zu geben hatte, als — Langeweile.

So urtheilte der Liebende; — zwar er allein, aber doch mit festem Muth und der frohesten Ueberzeugung. Schon wollte er die

erfreuliche Rechnung schließen, als ihm plötzlich noch einmal das Schlimmste von Allem, schwer wie Bergeslast aufs Herz fiel, — der Geiz.

Hier ward ihm ein wirklicher Flecken im Charakter selbst sichtbar, — und sein Herz erbebte. Er für seine Person hatte noch keine Proben von ihrem Geize bemerkt; allein Jedermann nahm diese Eigenschaft an ihr für längst bekannt an. So viel war richtig: sie hatte nie Geld — d. h. sie ließ es nie sehen. Ihr monatliches Taschengeld, welches beträchtlich war, verschloß sie immer sogleich mit größter Sorgfalt. Daß ihre höchstsparsamen Ausgaben die Einnahme nicht zur Hälfte erreichten, darüber waren ihre Aufpasser einig. Sophie that den Armen viel Gutes, und Jedermann wußte, — wie ihr die spöttelnde Caroline einmal vorwarf, — von ihren geheimen Wohlthaten zu erzählen. Sie hingegen gab bekanntlich Nichts. Wo kam also ihr Geld hin? Er hatte bisher immer gehofft, sie verwende Alles auf ihre Garderobe, die besonders in Rücksicht der Wäsche an Pracht ihres Gleichen nicht haben sollte. Aber heute, wo unsern Freund die äußerst wichtige Meinung seiner besorgten Eltern einmal in Unruhe gesetzt hatte, fand er weniger Gründe für jene Hoffnung als sonst; und mit Schaudern dachte er zum erstenmale „Geldliebe“ und „Geldsammeln,“ — diese scheußlichen Ideen, die ihm bisher bei dem Gedanken an Carolinen unmöglich, und heute ganz unerträglich vorkamen.

Er sann auf Heilmittel, und ach, er fand und wußte keins! „O Gott! rief er im reinsten menschlichen Schmerze: Sollte denn die reizendste Hand, die ich je auf Erden faßte, sich dem Elende der Menschheit gegenüber verschließen? Nein, es ist unmöglich, daß in diesem Tempel Gottes ein Opferfeuer für den schändlichen Mammon flamme! Nein, verzeih, meine Caroline! O verzeih dem Kleingläubigen! Deine reinen, anmuthigen Züge können nicht so heuchlerisch das Abbild ihres Gottes lügen, der auch

barmherzig ist! Ha! was darf mich die Sorge über dein Thun oder Unterlassen noch kümmern: — denn wahrlich, du bist viel! Und sollte mein Herz jetzt dennoch irren — o Gott im Himmel, so leuchte mir!“

Ferdinand war während dessen bei einem kleinen Gebüsche stehen geblieben, und schaute noch betend in die Abendröthe, als er einen Mann bemerkte, der bisher ihm auf seinem Pfade langsam entgegengewandert war, und nun, statt vorbei zu gehen, ihm gegenüber, in Betrachtung seines Gesichts verloren, stillstand. Indem er sich nach ihm hinwandte, nahte ihm der blasse, dürftiggekleidete Mann mit einer raschen Bewegung. „Verzeihen Sie, mein Herr, fing er schüchtern an, Ihre schönen freundlichen Züge flößen mir ein gewisses Vertrauen ein — — Sind Sie reich?“

„Was verlangen Sie von mir?“

„Ich wage es, Sie um ein Geschenk von zwanzig Thalern zu bitten, mit dem ich einen nicht unwürdigen Freund diesen Abend noch vom Untergange zu retten vermag.“

„Wer sind Sie? Ich habe Ihr Gesicht wohl einmal gesehen.“ —

„Ein armer Gelehrter; mein Name Grollmann; meine Wohnung Königsstraße Nummer zweiunddreißig.“

Der Name und das Haus waren Ferdinanden bekannt, und die Züge des Mannes gaben jedem seiner Worte größere Wahrscheinlichkeit. Schnell fuhr ihm ein Gedanke durch die Seele: er wollte diesen Menschen zum Werkzeuge gebrauchen, um Carolinens Herz insgeheim zu prüfen.

„Ich selbst, fuhr Jener fort, als er unsern Freund in Gedanken sah, bin zwar ebenfalls äußerst arm, bedarf aber dieser Gabe nicht für mich; denn ich lebe mit meiner ganzen Familie seit einiger Zeit von fremder Wohlthat, — einzig von der Unterstützung eines edlen Menschen, die ich noch drei Monate lang zu genießen habe, wo end-

lich eine Besoldung für mich anhebt, welche mir dann meine vollkommne Nahrung gewähren wird. Vielleicht bin ich in jener günstigen Lage sogar im Stande, Ihnen nach einiger Zeit die zwanzig Thaler wieder zu erstatten, wozu ich mich von Herzen erbiete. Uebrigens bitte ich um gütige Erkundigung nach mir bei meinem Hauswirthe."

„Und warum half Ihnen nicht auch heute jener edle Wohlthäter?" fragte Ferdinand, ein wenig erröthend und mit leiser Stimme.

„Dieß wäre wahrscheinlich, — ja wahrlich, es wäre geschehen! sagte Grollmann lebhaft, und ich hätte auch eine solche kühne Bitte für meinen Freund gewagt, da er es gerade noch werth ist; allein, ich konnte heute dort nicht vorgelassen werden." —

„Gut! er zog seine Börse: hier sind zwei Doppellouisd'or."

„Großmüthiger, trefflicher Mensch! rief er jetzt begeistert, und schlug ein Paar fromme Augen dankend zum Himmel auf: Lassen Sie mich Ihren Namen wissen!"

„Er thut noch nichts zur Sache; erwiderte der sinnige Miller: Aber ich werde Sie gewiß selbst aufsuchen, und — um eine Gegengefälligkeit bitten."

„Alles, Alles, was ein Mensch mit Ehre und Gewissen nur irgend zu leisten vermag!" rief Grollmann voll Freude und eilte mit fliegenden Schritten nach der Stadt zurück.

Ferdinand folgte ihm langsam, indem er darüber nachsann, wie er wohl morgen sich am schicklichsten dieses Menschen zu seinem Zwecke bedienen könnte.

Bei seiner Ankunft in der Stadt ging er sogleich in das Kronfeld'sche Haus, und bat sich dort zu Tische. Die Familie war so eben von einer Fahrt auf das Land zurückgekehrt, und der Geheime-

rath befand sich schon bei der Gesellschaft, da man den Minister von Salmen gemeldet hatte.

Die Freude über Ferdinands Glück, welches der Geheimerath, und von diesem die Uebrigen bereits wußten, war allgemein und herzlich. Besonders theilnehmend schien der Vater.

„Ich hätte wohl dabei sein mögen, sagte er, als die Eltern es von Ihnen erfuhren. Ja, ich hätte gern Deine Freude mitempfunden und mitgelebt, mein alter braver Miller! Und, fuhr er mit einer gewissen Bedeutung fort, daß der König ein Wort vom Heirathen gesprochen hat, — nicht wahr, das schien der Mutter noch die allerherrlichste Veranlassung bei der ganzen Sache?"

Ferdinand erröthete, und konnte deßwegen das Erröthen Anderer nicht bemerken. Sehr bemerklich kam es ihm aber bald vor, daß die Geheimeräthin diesen Abend von einer auffallend übeln Laune war, wovon er zwar schon seit mehreren Tagen Proben gesehen hatte, aber auch heute keine Ursache dazu begreifen konnte.

Indessen wußte er jetzt nichts Nothwendigeres zu thun, als sein deutsches Vaterlandslied, welches er schon gestern dem Hofrath Reinhold zugesandt hatte, mit diesem und den zwei Schwestern noch vor Tische vollends einzustudieren, um es nachher mit Begleitung des großen Flügels feierlichst zu geben.

Der Minister erschien spät, war aber desto heiterer. Man verlor sich bald in einer lebhaften und angenehmen Unterhaltung und scherzte mit Ferdinanden so freundlich, wie mit einer Braut, über sein neues Verhältniß zu König und Staat. Nur Caroline war stiller als sonst. Sophie hingegen saß heute in ihrer glänzendsten Laune neben Reinholden, und lachte viel, und selbst die Hausmutter gewann endlich ihre gewöhnliche hübsche Leichtigkeit wieder, mit welcher sie ihrem Platz dem seltnen Gaste gegenüber große Ehre machte.

Nun sollte Miller sein neues Opus darstellen. Er gab aber vorher, mit einiger Beklommenheit, folgende Einleitung dazu. „Die verehrten Anwesenden, lächelte er, werden wohl mit mir fühlen, daß ich mich an ein schweres Unternehmen gewagt habe. Auch konnte es, in dem noch demüthigern Gefühle meiner eignen unzureichenden Kräfte, nicht sowohl meine Absicht sein, die Sache selbst schon in ihrer Vollendung, als vielmehr eine Theorie derselben im Beispiele zu liefern. Ich wollte nur zeigen: so ungefähr muß ein deutsches Domine salvam fac patriam gedacht sein, — und so muß es klingen. In Rücksicht des Textes lag mir dabei die deutsche Denkform zwar sehr am Herzen; aber, ich gestehe es, mehr noch in Ansehung einer deutschgedachten, das heißt, nicht einfachen, sondern, (soll ich sagen Gottlob oder leider?) gemischten Musik. Ich wählte zur Melodie einen Chorgesang, den man in vielen Gegenden noch unter dem Namen „das alte Leipziger Gloria“ kennt und liebt, und dessen Dichter mir leider unbekannt ist. Das ganz eigne, und, nach den Erfahrungen mehrerer Musiker stets wachsende Wohlgefallen an dieser Melodie, kann sich indessen bei meinen Zuhörern nicht schon heute entwickeln, sondern erst in der Folge; besonders aber erst durch mehrere Anhörungen im großen Chore. Und so lassen Sie mich Ihnen denn geben, so viel ich habe!“ — Er überreichte dem Minister das Textblatt.

Deutsches Vaterlandslied.

Ueberall, Germania,
Tönen deines Ruhmes Lieder,
Unsrer Heimath Preisgesang
Hallt von deutschen Hügeln wieder,
Strömt durch des Vaterlands Lüfte so schön!
:||: So schön! :||:
Mächtiges Leben,
Liebe und Reben
Blüh'n durch die heiligen Thäler und Höh'n.

Heil Euch all, Ihr Fürsten groß,
Männer unter Deutschlands Söhnen!
Euch soll stets der schönste Ruhm,
Freier Völker Dank, umkrönen,
Die Ihr für Vaterlands Sicherheit wacht!
:||: Wacht, wacht! :||:
Nebel entfliehen,
Künste erblühen,
Wann es der Herrscher gebietet mit Macht.

Vaterland: Dir kehre bald
Goldner Zeiten Fülle wieder!
Geist des Friedens, schwinge dich
Zu der Heimathflur hernieder,
Laß uns als Brüder vereinigt bestehn!
:||: Bestehn! :||:
Heilig Getümmel,
Schalle zum Himmel,
Gott über Alle, erhör' unser Flehn!

Still merkte der Staatsmann auf, und ließ sich dann das Ganze mit allen drei Versen in kurzen Pausen, worin das kleine Singchor verschnaufte, noch zweimal wiederholen, um, wie er sagte, zum Texte, welchen er einsteckte, auch die Melodie auswendig zu lernen, und das Ganze einige Zeit mit sich herumzutragen. Er war zum Glück ein Bischen musikalisch.

„Kritik, meinte er dann, dürfte hier wohl nicht anwendbar sein, und ist überhaupt erst nach der eigentlichen Weihe durch mehrere öffentliche und große Aufstellungen des Ganzen möglich. Gestehen darf ich Ihnen aber wohl einstweilen, daß in den wachsenden Füllungen der zweiten und vierten Zeile mich etwas Völkermäßiges anspricht, dessen Gewalt ich mich, besonders bei der dritten Aufführung im letzten Verse, mit einer wirklichen Rührung überließ; daß unstreitig die dritte Aufführung mir überhaupt die angenehmste schien; daß ich schon bei der zweiten die ganze leichte Melodie vollkommen

auswendig konnte; daß ich mich dabei einiger glücklichen Momente eines ächten Deutschen, des Dr. M. Luther, (welcher sein Leben lang deutsche Heimath, Obrigkeiten, Wein, Weiber und Gesang so sehr liebte und so gerne pries) mit Vergnügen erinnerte; daß ich das Lied je eher je lieber von unserm Opernpersonal und einigen hundert Logen- und Parterre-Stimmen im Theater zu hören wünsche, und hören werde; daß ich hingegen künftig noch erschrecklich viel am Ganzen aussetzen zu müssen glaube, daß es mir noch allzuverwickelt erscheint, — daß mich der Minor bis jetzt sehr genirt, wiewohl ich seine Volksmäßigkeit und Deutschheit nicht abläugnen will; daß ich gegen das „Allegretto" besonders viel einzuwenden hätte, wenn mich nicht auf der andern Seite die phlegmatische Bewegung in der Melodie des berühmten engelländischen Liedes auch ein wenig langweilte: kurz — daß ich mich erst künftig näher zu erklären vermag.

Ferdinand ließ alle Meinungen, die er nun eifrig über die Sache einsammelte, vor der Hand dahin gestellt sein, glaubte übrigens, daß er erst von der Folgezeit das Meiste darüber zu hoffen und zu fürchten habe, und äußerte für jetzt nur den warmen und herzlichen Wunsch: diesen seinen ersten Versuch recht bald und weit, weit übertroffen zu sehen.

Des andern Morgens war sein erster Gang nach Grollmanns Wohnung. Der Hauswirth benachrichtigte ihn, daß er zwar hier wohne, aber heute früh verreiset sei. Uebrigens fand er jedes Wort seines gestrigen Angebens vollkommen bestätigt, und seinen Charakter sowohl als das stille armselige Leben der ganzen Familie im besten Ruf. Auch mit seiner bevorstehenden Anstellung in einem öffentlichen Amte hatte es seine Richtigkeit. Dieser durch die Abwesenheit Grollmanns entstehende Verzug in der Ausführung seines gestrigen Planes war unserm Freunde höchst unangenehm, da seit gestern der Ge-

danke an seine Caroline jeden andern aus seiner Seele zu verdrängen anfing.

Sein Rückweg trug ihn dem Kronfeld'schen Hause vorüber. Mechanisch trat er dort ein und wandte sich gleich unten mit einigem Zittern gegen die wohlbekannte Thüre, die zu Carolinens Wohnung führte. Sein Herz schlug ihm immer mächtiger, als er das Zimmer öffnete, aus welchem der Gesang ihrer geliebten Lerche und die Düfte ihrer wohlgepflegten Blumen ihn grüßten. Eben trat sie in der leichtesten Morgenkleidung aus ihrem Kabinetchen, blickte ängstlich nach der Schelle, und erröthete über seine Gegenwart so sehr, daß sie kaum seinen Gruß zu erwiedern vermochte.

„Vergeben Sie, beste Caroline! — ich komme zu früh" — entschuldigte er verwirrt.

„Ja! sagte das Mädchen furchtsam, indem seine Annäherung sie in ein Fenster trieb: ich erhalte niemals solche frühen Besuche. — Eben habe ich erst mein Schlafkabinetchen aufgeränmt und — noch dazu, ohne anzupochen, Ferdinand?"

„Dies einzigemal werden Sie nicht zürnen!" bat Ferdinand, und suchte sehnend einen Blick aus ihren lieben Augen zu erwerben, die an den Liedern, vom frischen Morgenbade oder einer nächtlichen Beunruhigung her, noch ein wenig wund waren.

„Ich bin heute so übernächtig, klagte sie mit einem matten Glanzblick: ich konnte erst gegen Morgen einschlummern. — Aber, wenn Sie mir oben sogleich meinen Mantel holen wollen, lispelte sie jetzt in der glühendsten Röthe, so dürfen Sie dann hier bleiben. Die Schelle habe ich vorhin zerrissen. — Da! Nehmen Sie etwas mit auf den Weg!" Sie brach ihr Frühstück, das sie noch in der Hand hielt, freundlich mit ihm und schlug mit ihren Perlenzähnen in die andere Hälfte eßlustig ein, aber immer ohne ihn anzusehen.

„Nur essen lassen Sie mich erst noch hier! bat er wieder zärtlich: Und erlauben Sie mir zu sagen, daß ich Sie doch wirklich, —

auch ohne Erwägung unsrer Mode des Tages, — höchst anständig, und noch dazu recht eigentlich schneeweiß gekleidet finde! Und, liebe Caroline, — ist es nicht eine Regel für den Menschenbeobachter, daß er die Reinlichkeit, um sie in ihrer wahren Liebenswürdigkeit zu schauen, früh Morgens aufsuche, gerade vor der ersten Toilette?“

„So muß ich selbst gehen, guter Ferdinand!“ sagte das Mädchen mit sanftem Ernst und niedergeschlagnen Augen, indem sie hinter ihm fortzukommen suchte. Es lag in dieser demüthigen Scham so viel Süßes für ihn, daß sein Herz in der reinsten Liebe aufwallte. Er hatte sich Carolinen immer reizend gedacht, aber der Augenblick dieses günstigen Zufalles riß ihn auf einmal bis zur inbrünstigen Bewunderung ihrer frisch aufschwellenden Jugendblüthe und reinen glänzenden Gestalt hin.

Schnell lief er, essend, hinaus, um zu gehorchen, und die Keusche nicht länger zu quälen. Auf der Treppe kam ihm aber schon das Mädchen mit dem Mantel entgegen, an dem sie geschwind etwas hatte bessern sollen, und bat ihn erschrocken, er möge Verzeihung für ihre Langsamkeit bei der Gebieterin auswirken.

Er fand Carolinen ganz anders wieder, als er sie verlassen. Durch sein Zurückweichen hatte sie Freiheit erhalten, in das Kabinet zu schlüpfen, — und ach, der schöne Hals war schon wieder verhüllt! Ihr Blick strahlte jetzt in der alten imponirenden Hoheit, sie erlangte gute Laune und feste Haltung, und nöthigte nun ihren Freund zum Klaviere hin.

Aber er hatte ihr gegenüber keine Ruhe mehr. „Süße, keusche Caroline! sagte er in der höchsten Angst, und faßte ihre beiden Hände mit dem Zittern der Liebe in die seinigen: Wir haben gestern Abends vom Heirathen geredet. Wollen Sie mein Weib sein?“

Sie erblaßte, hielt sich mit bebenden Händen immer fester an ihm, und ein Strom von Thränen brach aus den aufgeschlagenen Augen hervor.

„Caroline! Ich fühle es fest, daß Du mich lieben wirst," fuhr er fort, und wollte das zitternde Mädchen an sich drücken.

„Ferdinand! — sagte sie jetzt mit einer gewaltsamen Fassung: Ferdinand, treibe es nicht weiter! Du hast nun bewiesen, welch ein guter, herrlicher Sohn Du bist! — Willst Du ein unglücklicher — und dann vielleicht ein schlechter Gatte sein?"

„Ich verstehe Dich durchaus nicht, Caroline! sprach er verwundert: Schenke mir wenigstens Dein Vertrauen! — Du hast irgend Etwas gegen mich, welches die Zeit schlechterdings bald aufklären muß."

Sie hatte während seiner Worte gedankenschwer zur Erde geblickt. Jetzt betrachtete sie ihn tiefgerührt und sagte leise und ruhig: „Nein, schlecht vermag dieser Mensch wohl niemals zu handeln."

„O was kümmern mich Deine unbegreiflichen Gedanken! rief er brünstig zu ihr hinüber: Ich begreife nur Deine Liebe! Dein Herz und Dein ganzes Vertrauen soll und wird bald meine Beute sein! Sage mir, ob Du mich liebst, — ob ich Dich besitzen soll!"

„Ferdinand — sie sprach es mit einem Blick, aus dem ihre ganze Seele den Geliebten himmlisch grüßte: ob ich Dich liebe? — Geh' und verlaß mich auf ewig!"

„O dieser Blick, Caroline! Was bedürfte ich noch außer ihm? — Nein, wahrlich, die ächte Liebe kennt keine Täuschung. Ich rede in diesem Augenblicke mit den Eltern!" — Er bedeckte ihren Mund mit Küssen, und entfloh.

„Ferdinand, Ferdinand! — Unglücklicher, was willst Du thun!" rief sie, und sank, die Hände ringend, auf einen Stuhl. Denn ihr Ruf konnte ihn nicht mehr erreichen, — und Alles war unwiderruflich entschieden!

Oben fand er die Geheimeräthin ganz allein, deren gestrige trübe Laune auch heute wieder merklich war.

So wie er von „Absichten auf ihre Tochter" sprach, fiel sie ihm trübselig in die Rede: „Leider ist meine Tochter seit fünf Tagen schon dem Hofrath Reinhold zugesagt!"

„Ich rede von Carolinen!" rief er, zusammenfahrend, und erholte sich schnell von seinem Schrecken, da er der Mutter eignes Erschrecken sah. Sie bedurfte Zeit, um ihm zu antworten, und blickte ihn mit einem gewissen innigen Mitleiden an, welches er kaum von ihr erwartet hatte, und worin sich für den freudig Ueberraschten zum erstenmale das geheime Bild ihres wirklich guten Herzens abspiegelte.

„Lieber, trefflicher Miller! sprach sie mit rührendem Tone, und drückte seine Hand fest in die ihrigen: Von diesem Augenblicke an ist mir Caroline eine Geweihte. Ich betrachte sie als ein geheiligtes Wesen, denn dies wird sie mir durch Sie, mein edler Freund, und Ihre alles heiligende Liebe. Aber — verzeihen Sie, — das hatte ich nicht erwartet! Vergeben Sie mir, wenn ich zu dieser ganzen Sache kein einziges Wort zu reden wage! Fühlen Sie sich wirklich entschlossen und kühn genug für diesen mißlichen Schritt, so richten Sie Ihren Antrag lediglich an meinen Mann. Der Himmel lasse Sie nicht verzweifeln, edler Mensch!" — Sie ging gerührt von ihm, in ein anderes Zimmer. Ihre letzten Reden enthielten indessen wieder etwas Feindseliges für den Liebenden; und wirklich konnte auch das Gemischte ihrer Rührung ihn nicht vollkommen für ihr Herz einnehmen, da der Grund davon nicht zur Hälfte im reinen Mitleiden mit seinem eignen Schicksale, sondern größtentheils in dem Verdrusse lag, nun die gehoffte Verbindung zwischen ihm und Sophien vereitelt zu sehen, deren Erwartung sie ihn seit einiger Zeit leise hatte ahnen lassen.

„Das ist doch überall ein ziemlich seltsamer Empfang für einen angehenden Freier!" rief unser Ferdinand in der besten Laune, indem er die Zimmer des Geheimenraths suchte.

Dieser hörte ihn ruhig an, und sagte dann, freundlich die Hand ihm reichend: „Ihr Antrag, lieber Miller, überrascht mich zwar, aber ganz unerwartet kommt er mir nicht. Denn ich bemerkte schon oft, daß Caroline in einem gewissen Entzücken da saß und lauschte, sobald die Rede auf Ihre Handlungsweise kam. Dieß mußte seine Gründe haben. Auch hörte ich Sie selbst zuweilen Carolinen mit einem allmälig wachsenden Feuer vertheidigen, welches nur von einer schlummernden Liebe Nahrung erhalten konnte. Ihr Antrag ehrt mich wahrhaft; und, sobald Sie mit dem eignen Herzen des seltsamen Mädchens einig sind, erwartet Sie mein väterlicher Segen. Sie kennen ihre Art zu sein besser als ich. Indessen kann ich, als ehrlicher Mann und Vater, nichts gegen Carolinen sagen, als daß sie — wenigstens ist dies seit einem halben Jahre den Leuten höchst wahrscheinlich geworden, — an einem Capitale sammeln soll; — daß Sie daher in meiner Tochter vielleicht eine allzugenaue Hauswirthin erhalten werden. Untersuchen Sie diesen Punkt selbst, lieber Freund. Doch habe ich in ihrem gemeinen Leben, und sogar in ihren kleinen mit Schwester, Bruder und Mutter gemachten Geschäften, stets zu meiner großen Freude eine musterhafte Redlichkeit, und, was noch mehr ist, viele Neigung zum Anstand, und dabei eine gewisse Rechtlichkeit an ihr bemerkt, die mir auch schon ihr natürlicher Stolz mitzubringen scheint, und die mich über ihren Charakter beruhigt. Auch ist sie ungemein wahr, und haßt jede Art von Täuschung als eine wirkliche Sünde."

Dies Alles bestätigte der entzückte Ferdinand aus voller Seele. Uebrigens schien ihm das Wichtigste, bald ihr volles Vertrauen zu erhalten, dessen jungfräulichen Schatz noch Niemand auf Erden besaß. Aber ihrer Liebe glaubte er gewiß zu sein.

Er fand den Geheimenrath willig dazu, sogleich seine Familie zu versammeln. Auch Reinhold erschien an Sophiens Hand. Caroline nahte mit wankenden Schritten, und hatte trübe Augen. Sie

schien vor dem Hofrath heftig zu erschrecken, den die Schüchterne für einen Fremden hielt, und beim ersten Wort des Vaters hing sie sich plötzlich mit einer Gewalt der Empfindung an diesen, wovon er tief gerührt ward. Zuletzt nahm sie alle Fassung zusammen und ihre Seele schien auf einmal frei zu werden. „Ja, ich liebe Ferdinanden!“ sagte sie laut mit wehmüthigem Lächeln, und blickte dabei, die Hand aufs Herz gelegt, so heilig und glorreich zum Himmel, wie die Wahrheit.

Aber als Ferdinand sie in die Arme schloß, fing sie heftig zu zittern an, und bat, auf ihr Zimmer gehen zu dürfen. Alle zeigten ihr und dem Freunde die lebhafteste Theilnahme, und die Mutter wirklich am rührendsten. Ehe sie ging, umarmte sie noch einmal Sophien, die mit Wehmuth zu ihr hinblickte, und zog diese in ein Fenster. „Ich weiß, Schwester, sagte sie sanft, was Du mit dieser Miene des Vorwurfs mir sagen willst. Auch Du weißt, was Du mir damals versprechen mußtest, und — Wort hast Du mir immer gehalten! Glaube mir, Sophie, ich bin noch in diesem Augenblicke meiner damaligen Meinung. Aber Ferdinands unglückliche Ueberraschung, — mein unsäglich liebendes Herz, — doch ach, Schwester, Du verstehst mich nicht!“ — Sie faltete die Hände über ihrer Brust und seufzte tief. Sophie konnte nur weinen; ihre wahre Empfindung drückte sich aber selten aus.

Ferdinand wollte die Geliebte begleiten. Doch sie drängte ihn ängstlich zurück. „Ich bitte Dich, flehte sie, daß Du mich jetzt der Wonne meiner Einsamkeit überlassest! — Ach, werde ich denn auch gewiß Deinen theuren Eltern willkommen sein? — Und — sie erbebte, sage mir, Ferdinand — liebtest Du sonst wohl Marien?“

„Niemals!“ sagte er zerstreut.

„Und, hättest Du wohl Sophien lieben können, Ferdinand?“

„Viel weniger!“ antwortete er. Sie blickte ihn scharf an und floh nun aus seinen Armen in ihre Einsamkeit.

Während dessen hatte man bei dem Geheimenrath einen vornehmen Mann angemeldet. Alles war mit dessen Empfange beschäftigt, und der Vater fand kein Bedenken, seine beiden Schwiegersöhne demselben sogleich vorzustellen. Man blieb beisammen, es ward ein Frühstück proponirt, mehrere Hausfreunde erschienen, und die Sache erhielt durch alles dieß, zur größten Freude unseres Ferdinands, schnell ihre volle Publizität.

Ferdinand hatte unglücklicher Weise auf das Aengstliche in Carolinens beiden Fragen, Marien und die Schwester betreffend, nicht gemerkt, ja diese Fragen selbst kaum beachtet. Sonst würde ihm in dem Blicke, welchen die scharfsichtige Caroline ihm bei seiner letzten Antwort, „Viel weniger!“ gab, sicherlich ihr ganzer geheimer Verdacht gegen ihn und Marien offenbar geworden sein. Aber, so wie die Geliebte seine Eltern nannte, traten die Bilder dieser Theuren in so wonnevoller Gestalt vor seine Seele hin, daß er einzig im Gefühl ihres und seines nun gewißlich errungnen Glücks sich ganz verlor, und jetzt nur mit doppelter Liebe die erworbne Braut und Tochter fester an sein Herz drückte, aber keinen andern Gedanken außer diesem fassen konnte.

Und des Nachmittags, als nun Alles auf dem Triftbofe versammelt war, und die Eltern ihn umfingen und seine Caroline segneten, und die betende Mutter selbst ihre Hand in die seinige legte, und Caroline so lieb, so gut war, und selig dankend vor das ehrenwerthe Paar hinkniete und ihnen dann so „unterthan“ war — da verachtete und vergaß er sogar seinen ganzen Plan, den er durch Grollmann hatte ausführen wollen.

Aber Caroline zog einmal Marien beiseite, stellte das Mädchen vor sich hin und sagte in der größten Spannung: „Marie, wir müssen uns nun näher kommen! — Sieh', ich will Dir recht herzlich gut sein! Aber sage mir, bestes Mädchen — liebst Du etwa?“

Marie erblaßte, ward in demselben Augenblicke wieder glühendroth, und vermochte vor großer Bewegung nicht zu antworten.

„Liebst Du wohl Ferdinand, Marie?“ fuhr Jene fort, und heftete einen großen, leidenschaftlichen Blick auf sie, vor dem das arme Mädchen erschrak.

„Nein, liebe Caroline!“ stammelte sie schnell und leise; aber sie fing aus wirklicher Furcht vor der lebhaften Caroline zu zittern an, und diese fiel ihr jetzt um den Hals, suchte sie durch andere Reden zu erheitern und mit zärtlichen Liebkosungen zu beruhigen. Sie vermochte von jeher viel über Marien.

Die stille Rührung der heutigen Versammlung ging nach und nach in frohen Jubel über. Die Jugend ergötzte sich im Freien, die Alten sprachen über die Zukunft. Zuletzt kam die Rede auf wirkliche Bestimmung eines Tages für die Doppelhochzeit. Da man in den Ausstattungen beider Bräute, welche längst in Ordnung waren, keine Ursachen zu einiger Verzögerung fand, so drangen alle Männer auf möglichste Beschleunigung dieser Hochzeit, und wirklich setzte man den Tag dazu schon heute über vier Wochen fest, wo auch auf Richards Wiederkunft zu rechnen war.

Nunmehr eilte unser Freund, sich in seiner herrlichen Wohnung ordentlich einzurichten, wobei die Gnade seines Königs ihn überall große Erleichterung finden ließ. Er stellte die Expedition für seine weitläuftigen Geschäfte gleich Anfangs nach einem wohlüberlegten Plane her, und führte diesen mit solcher Genauigkeit und Sorgfalt aus, daß ihm und seinen Obern in der Folgezeit die Uebersicht des Ganzen eben so leicht, als die schnelle Auffindung des Einzelnen werden mußte, und daß nur Alles auf einmal in Stockung, aber kein Theil des Ganzen in allmälige Unordnung oder Vergessenheit gerathen konnte. Das Ministerium bezeugte ihm besondere Zufrieden=

heit über seine Einrichtung und ertheilte dieser die gesetzliche Sanction, und der edle König gab Ferdinanden mündlich sein Vergnügen darüber zu erkennen, und versprach ihm bald einmal die Vorrichtung zu dem Geschäft an Ort und Stelle selbst einzusehen. Hierauf nahm Miller auch seine Gehülfen zu sich, da durchs Einlaufen der ersten Berichte von den Unterbehörden das Werk bereits in vollen Gang gekommen war, und von nun an beständige Aufmerksamkeit und Leitung, als volle Arbeit, erforderte.

Und so war denn nun alle Kraft und Freude seines reichen Lebens zwischen Vaterland und König, Braut und Häuslichkeit, Eltern und Familienpflicht, auf das Herrlichste vertheilt, und unser Mensch fing an, in der anmuthigsten Fülle der Menschheit zu leben und sich zu freuen.

Seine Geliebte sah er oft, aber nur in so kurzen Momenten, als ihm der schwere Anfang seines Geschäftes zur Erholung verstattete. Sie ward immer heiterer; und da ihre Mutter, ja Alles, was zu ihrer Umgebung gehörte, sie jetzt, wenigstens im Aeußeren, mit zuvorkommender Liebe behandelte, so schien jedes Bittere, was man bisher noch an dem Mädchen gefunden hatte, sich vollends aus ihrem Charakter zu verlieren, und Ferdinand glaubte sie täglich liebenswürdiger wieder zu sehen. Die meisten Menschen, und selbst die vier Eltern, fingen jetzt auch an, ihn für einen klugen Freier zu halten und ihm viel Glück zu weissagen. Nur ein gewisses stilles Nachdenken, aus dem noch zuweilen die alte Verschlossenheit in sich selbst hervorblickte, ward ihm einigemal an Carolinen wieder merklich; er hoffte aber, dieß letzte Uebel werde sich gleich in den ersten Tagen ihrer wirklichen Vereinigung von selbst vollends verlieren.

Sophie gab sich noch oft, Carolinen gegenüber, insgeheim das Ansehen, als seufze sie für Ferdinanden; und die Mutter, welche hierin, ungeachtet des guten Zutrauens der getäuschten Caroline, dennoch schon längst ihre Vertraute war, — seufzte mit ihr. Zwar

hatte sie ihn nie geliebt, war also einst schnell genug von ihrer damaligen Einbildung durch die Schwester geheilt worden, und liebte auch wirklich Reinholden, so wie sie — konnte, und so wie er sie wieder liebte; weßhalb ihre Liebe dem Glücke zweier kleinen gleichgesinnten Kaufleute glich, die der Firma wegen, und um ein wenig sichrer zu leben, eine Compagnie suchen, und, weil gerade Keiner bessere Anklänge zu finden vermag, ihren kleinen Kram mit vielen Umständen und Feierlichkeiten zusammentragen. Allein Sophie fand nun einmal eine Art von Behagen daran, sich selbst für jene Mitleidswerthe zu halten, der die böse Schwester ein Herz geraubt hatte! Ein solches Betragen diente freilich nicht dazu, ihr die wahrheitliebende Caroline näher zu bringen, und einst sagte ihr diese: „Du gehörst zu den vielen Leuten, bei welchen, auch mitten im erfreulichsten Wohlbefinden, immer etwas geseufzt und gelitten sein muß, — das heißt zu den Unwahren. Oder, setzte sie scherzend hinzu, willst Du etwa gar, daß ein Dritter unsern Fall beurtheile? Reinhold? oder Ferdinand selbst?"

So hart dieser letztere Vorschlag war, wenn sie ihn im Ernste gethan hätte, so gute Wirkung machte er doch auf Sophien, deren vollkommene Heiterkeit nun mit einemmale zurückzukehren schien. Von jetzt an war sie lauter Scherz und Lachen, und dabei öffentlich und zum Sterben in ihren Reinhold verliebt. Caroline schämte sich zwar anfänglich ein wenig in ihrer Schwester Seele, fand aber bald, daß jener lustige Antrag die Schwester zufälliger Weise wohl einmal zu ernstlichem Nachdenken über ihr Betragen bewegt haben müsse. Denn Sophie ward von Stund an wirklich in ihrem ganzen Wesen viel froher, wahrer und leidlicher, ja sie schien sogar mit geheimer Dankbarkeit ihre Schwester für jene Zurechtweisuug ein Bißchen zu lieben, und Etwas von ihren reinen Absichten dabei zu begreifen.

Zwei Tage vor der Hochzeit kam endlich auch Richard zurück. Er hatte gute Geschäfte gemacht, uud freute sich im ersten Augenblicke

mit den lautesten Ausbrüchen über das, was sich während dieser Zeit in seiner Familie ereignet hatte. Nachdem er aber mit der Mutter allein gesprochen, sah man ihn öfters die Achseln zucken; seine Freude mäßigte sich, und mußte einer übeln Laune weichen; auch schien er seine ehemaligen Heirathsgedanken ganz vergessen zu haben, so freundlich auch manches artige Gesicht der Residenz ihn daran erinnern zu wollen schien: kurz, er kam, wie man sehr bald merkte, nicht so glücklich zurück, wie er gegangen war. Selbst Ferdinand, der sonst Alles über ihn vermochte, fand ihn erkaltet wieder, und konnte ihm keine Rede über die Ursachen seiner Verdrießlichkeit abgewinnen.

Man wollte den Abend nach Richards Zurückkunft in voller Familie auf dem Trifthofe, und den letzten vor der Hochzeit in der Stadt zubringen. Richard äußerte hierüber laut sein Mißbehagen, da eine ungeheure Geschäftslast auf ihn wartete. Doch, sobald er nun wirklich auf dem Trifthofe war, erwachte auf einmal seine alte Fröhlichkeit, und willig stimmte sein gutes Herz in die allgemeine Freude mit ein.

Der letzte Abend im Kronfeld'schen Hause war der heiterste. Die Bräute schienen sich noch einmal recht ausrasen zu wollen; die Alten lachten viel, und selbst die stille Marie, — welche noch immer so trübselig wie vorher fortlebte und täglich den geliebten Finkenhauk heimsuchte, — kam hier in eine Art von Lustigkeit, die Jedermann entzückte. Der alte Miller war sehr bewegt darüber, und stellte einmal die Fröhlichkeit liebkosend zwischen seine Knie. „Werde auch Du endlich wieder, sagte er sanft, was Du sonst warst; — sieh', dann sind wir Alle glücklich!“ Jedermann schien sie heute doppelt zu lieben, und Ferdinand ging oft Arm in Arm mit der geliebten Schwester durch den Saal.

Man trennte sich spät, und beim heutigen Abschiede wallte die Brust von manchem geheimen Seufzer empor, welcher der bald dahinscheidenden Jugend galt.

Und so brach dann endlich der schöne Morgen des hochzeitlichen Doppelfestes im reinsten Himmelslichte an, worüber das Miller'sche Hausgesinde, als über eine gute Vorbedeutung, sogleich seiner Herrschaft nach alter Sitte die treugemeinten Glückwünsche abstattete, und sich nun desto gemüthlicher beim prächtigen Frühstück und im Sonntagsgewande der Aussicht auf einen Tag des allgemeinen Wohllebens überließ, das der gütige Himmel heute über den „Herrn Pachter," und dieser wieder über jeden seiner Diener bis zum Truthühner- und Gänsejungen herab reichlich ausgoß.

Die wirthliche Frau Beate hatte es sich nicht nehmen lassen, die Hochzeit in ihrem Hause „selbst auszurichten," weil sie ihren Leuten, unter welchen sie doch stets am ruhigsten, und selbst am vergnügtesten lebte, die Freude des Tages nicht verderben wollte, und weil sie auf dem Tristhofe solcher großen Eß- und Trinkanstalten schon gewohnt, und bei Einrichtung derselben mächtiger war, als die Geheimeräthin in der Stadt.

Bis die Gesellschaft ganz zusammen kam, ereigneten sich noch mehrere günstige Vorzeichen zum Glück und Wohlstande der neuen Ehe, von welchen allen die gutherzigen Landleute den Sohn ihres braven Herrn zum Helden machten, und worüber Ferdinand, und noch mehr seine Braut, die dergleichen Dinge nie gehört hatte, sich mitunter, und zuweilen mitten im Lächeln, tief gerührt fühlten.

So berichteten sie noch während des Frühstücks, das frische Hochzeitbrod schneide sich wunderschön und glatt, woraus man reiche Kornjahre weissagte; denn wenn sich das Brod an die Messer hängt, so bedeutet dieß bekanntlich theure Zeit. Früh Morgens war eine schneeweiße fremde Taube dem Tristhofer Schwarme zugeflogen, — das zeigte den Einzug einer tugendsamen Hausfrau an. Die Hähne hatten den Aufgang der Sonne beschrien, — das bedeutete eine fruchtbare Ehe. Ein Knecht war nach den Gränzsteinen gelaufen, und fand sie wie überströmt von Morgenthau, — das verhieß Segen, so wie ein-

zelne Thauperlen daran nichts als Jammer würden verkündigt haben. Aus allen Ställen brachte man vierblättrigen Klee, den das Vieh bei der Morgenfütterung gefunden, ausgestoßen und in den Krippen zurückgelassen hatte, — das deutete auf Fülle und Ueberfluß, und jede Braut mußte ein Kränzchen davon unter dem Brautkranze befestigen u. s. w.

Reinhold wollte hierbei etwas von „Possen und Aberglauben" murmeln; aber Ferdinand verwies ihn zur Ruhe. „Du liebes, gutherziges Volk von Kindern! rief er aus: Du glaubst noch an deinen Gott; du siehest die Schrift Seines allmächtigen Fingers und Seine weissagende Leitung noch überall im Wurm und Halme, und siehest Ihn über das Schicksal jedes einzelnen Menschen walten; und nur darum, weil du glaubst, schauest du auch seilig Seine Zeichen und Wunder! Wahrlich, ich trüge kein fühlend Herz im Busen, und wäre jenes ohnehin nur wenig helleren Zwielichtes, womit Aufklärung und Bildung mich umgaben, ganz unwürdig, wenn ich dein gläubig frohes Fortwanken in deiner frühern Morgendämmrung, neben mir, verspotten könnte!"

Die Trauung geschah in einem Saale des Schlosses, gerade um die Mittagszeit. Sie sollte eine Stunde früher geschehen; allein die Zehendschnitter verzögerten sie bis dahin durch einen feierlichen Aufzug, den man nicht stören wollte. Der älteste Mann gestand aber zuletzt Beaten heimlich, sie hätten diese Verzögerung absichtlich verursacht, damit die Trauung doch gewiß zwischen Zwölf und Eins geschehe, und der Glockenschall in die Traurede falle, wie man denn dieß überall „gern habe." Und wirklich bewegte sich unter den Zuschauern gar manche Lippe in freudiger Wehmuth, als gerade beim Anheben der Trauungsformel das Mittagsgeläute aus der nahen Stadt heraufτönte.

Als Ferdinand sein Ja aussprach, blickte Caroline, schön, wie ein Engel, zu ihm hinüber, ihre Augen füllten sich, und sie rief

dann das ihrige mit einem aufblühenden Lächeln und einer Weihe zum Himmel auf, wodurch alle Anwesenden sich zu Thränen gestimmt fühlten, da diese Erscheinung für die Meisten eine frohe Ueberraschung war.

Im Trauungssaale und während des häuslichen Festes ließ Caroline ihre Schwester überall die Erste sein. Sie war auch so innig gerührt und froh über das Ganze; ihr Blick lauschte so sorgsam auf jede Möglichkeit zur Unterstützung der Mutter; sie wußte mit so anmuthiger Leichtigkeit ihre Stelle als Braut aufzugeben, und erwarb sich dagegen schon jetzt als thätige Tochter des Hauses so große Bewunderung, daß Beate sie mit Augen voll Liebe betrachtete, und der frohe Vater sein neues Kind oft an das Herz drückte.

Es war bereits gegen Abend, und eben stand das zweite Brautpaar, so wie die übrige Gesellschaft, im Begriffe, sich wieder nach der Stadt zurück zu begeben, als Marie, die heute besonders liebevoll um Ferdinanden beschäftigt war, im Vorübergehen bei diesem stehen blieb, einen seelenvollen Blick auf ihn richtete, seine Hand flüchtig faßte und die leisen Worte sagte: „Morgen Abends, bester Ferdinand, im Finkenhauk!“

„Guter Engel!“ flüsterte er, nach einer freundlichen Bejahung, und blickte ihr mit stiller Liebe nach.

Beide ahneten aber in dem gesellschaftlichen Gedränge nicht, daß Caroline, mit ihrem Bruder sprechend, dicht neben ihnen stand, und sie betrachtete. Richard fuhr schnell herum, und blickte dann die starrsehende Schwester neugierig an, als wollte er fragen: Hörtest Du dieß wohl? Aber Caroline floh eilig aus dem Zimmer.

Man vermißte beim Abschiede der Gesellschaft die Braut des jungen Hausherrn. Da sie auch nachher nicht wieder erschien, ging Ferdinand, um die Geliebte aufzusuchen. Er vermuthete sie in ihrem

Zimmer, welches bereits völlig eingerichtet war, fand aber, daß sie sich dort eingeschlossen hatte. „Ich wünsche ein wenig zu ruhen!" rief sie inwendig leise, uud man ließ sie nun anderthalb Stunden lang ungestört. Endlich, als der Tag zu sinken begann, pochte er wieder sachte, und sie öffnete ihm die Thüre.

Das Mädchen sah so blaß und verstört aus, daß unser Freund erschrak und sogleich nach dem Arzte schicken wollte. „Ich bin vollkommen wohl, sagte sie kalt: ich fühle nur eine Art von Bangigkeit, die ich Herzensangst nennen möchte, deren Druck mich schon einigemal überfallen hat, und die ich allein durch Ruhe und Einsamkeit bezwingen werde.

„Theure Caroline! — solltest Du aber krank werden; — sieh, die Stadt ist so nahe." —

„Lieber Freund, sprach sie schmerzlich lächelnd, wenn Du mich so treu liebst, wie Du oft sagtest, so wirst Du mir jetzt eine Bitte nicht abschlagen, um deren Erfüllung ich Dich bei unsrer Liebe beschwöre. Erlaube mir, fuhr sie mit sichtbarem Beben fort, daß ich diese Nacht auf meinem Zimmer schlafe: — daß ich — höre mich zu Ende — einige Tage — der Einsamkeit weihe. — Sei ruhig — es ist schlechterdings zu unserm Glücke nothwendig."

„Caroline!" Er wandte sich mit einer heftigen Empfindung zur Seite.

„Ferdinand, zweifle nicht an mir! Gib mich bei den Eltern für krank aus. Ich werde dem Mädchen dasselbe sagen. Ach, wenn die Angst des Herzens eine Krankheit ist, so bin ich herzlich krank! Bedenke, theurer Freund, es ist meine erste Bitte. Sollte ich körperlich krank werden, so laß ich Dich augenblicklich rufen. — Nein, guter Ferdinand, gewiß, ich frühstücke morgen mit Dir! — ja, dann bleibe ich auch den ganzen Tag um Dich, Ferdinand. Es soll nur die erste und allerletzte und einzige Bitte dieser Art sein!

Aber nun kein Wort mehr, — geh jetzt, und denke nicht übel von Deiner Braut!"

Sie rang die Hände, — es schien sich in ihrem Busen ein heftiger Kampf zu erheben. Ihre zitternde Hand drängte ihn in sein Zimmer; — hinter ihm ward die Thüre verschlossen.

Bald nachher ließ sie ihn durch ihr Mädchen noch um einen Boten ersuchen, den sie an ihren Bruder sandte.

„Warum kommt Caroline so spät zu Tische?" fragte endlich der Vater aufmerksam, als Ferdinand trübsinnig hinter seinen Stuhl trat und die Frauen sich ansahen.

„Sie ist nicht wohl."

„Und warum bist Du hier, Ferdinand?"

„Gott weiß es! Sie will allein in ihrem Zimmer bleiben." Er erzählte, was er wußte.

Aber die Mutter blickte schwerseufzend zum Himmel, und Marie schlang ängstlich die Arme um den Bruder. Auch sie hatte zu Carolinen gewollt, und war nicht eingelassen worden.

„Das ist noch nichts; sagte der Alte nach einigem Ueberlegen: Sie liebt die Mutter, und würde nach ihr verlangen, wenn es etwas von Bedeutung wäre."

„Sie hat mich bitten lassen, unten zu bleiben," fiel Beate traurig ein.

„Nun also, fuhr Jener fort: wer kann immer wissen, was ein junges Mädchen vorhat! Aendern muß sich dieß freilich, und bald. Aber ich sage Euch jetzt: Caroline gefällt mir bis diesen Augenblick recht von Herzen wohl. Drum ist mein Vorschlag dieser: Stört sie nicht, sondern laßt sie mit sich einig werden."

Er redete dem Sohne freundlich zu, und selbst die Mutter suchte diesen zu beruhigen. Man versammelte die übrige Tischgesellschaft

und aß in ziemlich guter Laune. Eine trübe Stunde hate unser armer Freund noch auf seinem öden Zimmer zu bestehen, doch, sie ging vorüber. Aus dem geliebten Nebenzimmer war kein Laut mehr zu vernehmen. Er fand zuletzt, als er seine ganze Denkkraft vergebens erschöpft hatte, noch den allervernünftigsten Sinn in der vorhinigen Meinung seines Vaters. „Es wird, — rief er im Gefühl der innern Ehre und eines reinen Gewissens aus, ja, es wird es muß sich bald ändern!"

Aber als der Tag anbrach, fuhr er aus einem irren Schlummer empor: — und da traten auf einmal alle die schrecklichen Unglücksgestalten um sein Lager her, welche die Phantasie dem Menschen unterm Bilde eines freudenlosen Lebens erscheinen läßt; und jetzt fiel die Erinnerung an jene kalte Wirklichkeit, zu welcher er wieder erwacht war, mit solcher Schwere auf sein Herz, daß er angstvoll die sonst so süße Ruhestelle fliehen mußte.

Kaum war er angekleidet und in seinem Zimmer, als man schon das Frühstück für ihn und Carolinen brachte, welches diese selbst besorgt hatte. Sie trat zu ihm ein, wie eben die Sonne herrlich heraufstieg, und grüßte ihn freundlich, aber mit der gestrigen erzwungnen Kälte. Seine Bewillkommung war nicht kalt, aber ziemlich ernst; — und ihre niedergeschlagenen Augen und das demüthige Harren auf seine Worte bewiesen genugsam, daß ihr unruhiges Gewissen keinen freundlichen Empfang erwartet hatte. Als er nach ihrem heutigen Befinden fragte, antwortete sie schnell und mit sichtbarer Freude: „Ich habe mehr als fünf Stunden recht sanft geschlummert, und mir ist viel besser. Nach unserm Frühstück erlaubst Du mir wohl einen Gang ins Weite; denn ich sehe, daß Du Arbeit vor Dir hast, und der Morgen ist so schön für einen langen Spaziergang. Sieh, lieber Freund, ich hoffe nun ganz gewiß, bis diesen Abend geht Alles vorüber!" Sie seufzte aus tiefem Herzen.

„Aber diese Verschlossenheit, — beste Caroline!" —

„Ist die allerletzte, die Du an mir bemerken wirst!“ fiel sie wieder schnell ein, legte ihre Hand dabei feierlich an's Herz, und reichte sie ihm dann zur Bekräftigung.

Sie fing jetzt von Haushaltungs-Gegenständen an zu reden. Aber er konnte ihr, — sie konnte ihm gegenüber nicht mehr ruhig sein. Bei jedem Worte, das er sprach, veränderte sie die Farbe. Ungeachtet der nächtlichen Ruhe war sie merklich erhitzt; ihr Auge flammte in einer matten Gluth, und das ganze schöne Wesen schien von Liebe oder einer andern Leidenschaft gewaltsam bewegt.

Der Arme! In Lieb und Sehnsucht aufgelöst, saß er der göttlichen Frauengestalt gegenüber, deren eigne Sehnsucht sich in jedem Blicke zu malen schien! Immer wollte er in ihre Arme fliegen; — immer schienen diese selbstverlangend sich für ihn zu öffnen, und der kleine süßgeröthete Mund schmachtete, reizender als je, seinem Kusse entgegen: — und immer trieb wieder ein Blick des Erschreckens, und eine von neuem sichtbar werdende Angst des bebenden Mädchens, ihn zurück.

„Nein, Caroline, rief er endlich im Tone der Leidenschaft ihr zu: ich halte lieber den Tod aus, als noch länger dieß!“

„Und ich, mein geliebter Ferdinand? fragte sie wehmüthig, auf ihr Herz zeigend: Aber Du gabst mir ja Dein Wort! Halte nur überall Dein gegebnes Wort, Ferdinand!“ Sie war unvermögend, ihm gegenüber noch länger in diesem Schmerze zu leben, und hatte sich jetzt schon ängstlich bis zur Thüre geflüchtet, um den Eltern ihre Morgengrüße zu bringen.

Lange saß er starr da, ohne einen andern bestimmten Gedanken zu fassen, als den alten und ewigen: daß er ohne die Liebe dieses theuern Geschöpfes unaussprechlich elend sein werde.

Mit wankenden Schritten ging er endlich in den Arbeitssaal. Aber dort steigerte sich erst sein Schmerz zu einer Höhe, die bisher dem Glücklichen noch unbekannt geblieben war. Er versuchte zu arbeiten, — und — konnte es nicht. Sein guter König wollte in einigen Tagen kommen, um die Einrichtung des neuen Dieners zu untersuchen; der Edle, welcher ihn so huldvoll hatte beglücken wollen, und nun vielleicht — elend wieder fand! Carolinens Eltern und Schwester sollten heute Abends wiederkehren, um einige Tage und Nächte sich in dieser wunderschönen Natur zu freuen, — ach, um Zeugen seines Jammers zu sein!

Im dumpfen Nachsinnen verloren, durchzog er fast alle Gemächer des Schlosses, und gerieth endlich in einen ganz unbewohnten Theil desselben. Dort stemmte er sich in den Mauerwinkel eines offnen Fensters, schaute zu den fernen Gebirgen hin, das Haupt an die kältende Steinwand zurückgelehnt; — sein Sinn ward düster, und bittre Tropfen rannen über die Wangen des guten Jünglings nieder.

Plötzlich glaubte er Carolinens Stimme unter seinem Fenster zu vernehmen. Er schaute hinab, und fuhr, von einer Ahnung erschüttert, schnell zurück. Denn unten stand im Dickicht eines Hollundergebüsches sein theures Mädchen, und zu ihr trat so eben — Grollmann.

„Hier ist das Plätzchen, hörte jetzt der vorsichtig Hinabspähende Carolinens Silberstimme tönen: hieher, lieber Grollmann, unter diese Gebüsche kommen Sie den nächsten Dienstag. Doch ich hoffe, daß ich Sie dann auf mein Zimmer rufen, oder künftig es Ihnen jederzeit in die Stadt senden kann. Uebrigens bleibt es bei unsrer Verabredung.“

„Wohlthätiger Schutzgeist meines Lebens! schluchzte der dankbare Mensch: Ich habe erst vor Kurzem erfahren, daß Sie nicht so reich sind, als ich anfangs glaubte. Nein, ich kann nicht mehr von Ihnen

annehmen, als das, welches Ihre Güte seither mir wöchentlich bis zu meiner Erlösung bestimmte, und das für mich und meine Familie hinreicht. Aber Ihre Goldstücke nehmen Sie zurück; denn es überfällt mich bei Betrachtung derselben ein gewisser Schmerz."

„Sie sollen meine Vermählung feiern, guter Mann. O behalten Sie! Mein Bräutigam hat mich reichlich beschenkt. Grollmann, Sie sollen nicht für mich sorgen, — ich werde reich sein, — ja Sie müssen den gestrigen Tag feiern! Ach, Grollmann, Sie sind die redlichste Menschenseele, die ich bis jetzt außer meinem Ferdinand kannte. Sie sollen, — ewiger Gott, verzeihe mir, daß ich deine Gunst bestechen will! — Sie sollen für mich beten. Lassen Sie Ihre schönen Kinder für Ihre Freundin beten; — denn mir naht eine bange Stunde, damit ich nicht verzweifle! Das Gebet der unschuldigen Kinder dringt ja zu Gott! — Aber glauben Sie nur fest, Grollmann, — ich werde glücklich sein!"

Sie flog jetzt nach der Allee hinaus, die ins Feld führte. Grollmann sank auf seine Knie und rief gläubig zum Himmel auf: „Nein, es ist unmöglich, daß ein solches Herz je dem Kummer zur Beute gegeben werde! Und du, Gott, an den ich glaube, — ach, wenn deine Weisheit für den Menschen schon hier auf dieser Erde ein vollkommnes Glück bestimmt hat, — o so gieße es gnädig über diesen schönen Engel in Menschenhülle aus!"

Wie schmerzlich wohl war unserm Freunde geworden! In sein Gemüth zog süße Stille ein. Denn der erste Augenblick seiner himmlischen Flitterwochen war nun gekommen und umgoß schon sein ganzes Wesen mit so reinem jugendlichem Glanze, wie die magische Weihnachtsbeleuchtung ein frommes Kinderleben erhellet. Drum schwiegen seine Sinne nun, — stilllauschend auf die Töne aus einer heiligern Region.

„Und dieser Engel ist mein! Und ist unglücklich, — oder doch bedrohet?" Er wollte fort, — hin zu ihr. Aber da fiel ihm seines Vaters Befehl wieder ein: „Laßt sie mit sich einig werden!"

„Was Dich drückt, Du Engel, rief er wieder in zärtlichem Schmerz aus: das will und muß ich bald erfahren. Ach, sei es auch das Thränenwertheste; sei es ein schweres, bitteres Unglück: treu, meine Caroline, treu und freudig will ich es mit Dir tragen! — mit Dir, Du gute Seele!"

Seine Eltern begegneten ihm auf dem Rückwege nach seinem Zimmer. Sie hatten den Sohn gesucht, und kamen, um ihn zu trösten.

„Vertraue Du Gott, lieber Sohn! sagte der Vater, denn Du hast ein liebenswürdiges Weib gefunden. Caroline ist Deiner werth, und Du wirst gesegnet sein mit ihr."

„Ja, Ferdinand! fiel die innig gerührte Mutter ihm bei: Wer die Eltern des guten Sohnes so zärtlich ehrt und liebt, wie Caroline uns, ja die wird auch noch die Freude des Mannes sein!"

„Sieh, fuhr der Vater bewegter fort, wenn Du wüßtest, welche glückliche Minuten sie uns heute gegeben, — wie herzlich sie uns und Dich liebt. Aber es drückt irgend ein Kummer ihr Herz."

„O daß ich ihn erst wüßte, um wenigstens seine Last mitzutragen!" seufzte Ferdinand und umschlang seine Eltern. Von jetzt an sann er noch viel eifriger nach, als vorher, und die seltsamsten Vorstellungen quälten seine mitleidige Seele.

Man aß recht heiter auf Ferdinands Zimmer. Als die Eltern sich wieder entfernt hatten und er nun abermals allein ihr gegenüberstand, und ihm sein Herz vor Sehnsucht nach Theilnahme an ihrem Kummer entbrannte, da ging sie von ihm und brachte aus ihrem Zimmer ihr Rechnungsjournal. „Lieber Mann, sagte sie freundlich: Du bekommst mich gegenwärtig an baarem Gelde ganz blutarm."

„Ich will Dich reich machen, meine Caroline!" rief er mit dem Glanzblick einer wahren Seelenfreude.

Sie betrachtete seine Augen liebevoll und sagte lächelnd: „Ich habe niemals Geld gesammlet, wie einmal meine Mutter von mir argwöhnte.“

Er sah nach dem heute gemachten Abschlusse des Buchs, und fand, daß nur wenige Thaler noch in ihrer Casse waren. Während dessen fuhr sie mit der vorigen schönen Offenheit fort: „Die Vorlegung dieses Buchs glaubte ich Dir nun schuldig zu sein. Und für die Zukunft steht Dir die Einsicht desselben jeden Augenblick zu Befehl; Du kannst mich vielleicht in Ansehung meiner Geldwirthschaft hie und da noch bessern. Indessen, (sie erröthete ein wenig,) wirst Du darin einige ständige Ausgaben finden, die ich Dir zwar nicht verschweige, worin ich aber auch in Zukunft nicht eingeschränkt zu sein wünsche, da mir Dein guter Vater heute mit so vieler Freundlichkeit sagte, daß wir wohlhabend sein werden.“

Der Freund wollte ihr in die Arme fliegen, — da begegnete ihm wieder ein Blick der Angst, — und seines Vaters Befehl fiel ihm ein und hielt ihn noch einmal in den alten Schranken zurück.

„Nimm Dein Buch wieder, süßes, liebes Weib; denn ich ehre, — ja tief ehre ich Deine Geheimnisse,“ sagte er und holte ihr ein Paar Geldrollen.

„Ich danke Dir, sprach sie ruhig, und wollte die Rollen zu sich nehmen: Aber hebe mir dieses Geld lieber noch bis morgen auf. Morgen will ich meine Rechnung ganz von neuem anfangen.“

„Caroline!“ rief der Innigbewegte, als sie wieder gehen wollte.

„O wahrlich, es wird mir noch heute wohl, — das fühle ich fest. Ich will wieder ins Freie.“ Sie küßte ihn, und mußte sich dießmal große Gewalt anthun, um von ihm zu scheiden. „Adieu, mein Ferdinand! Ja, wir sehen uns froh wieder!“

Die Rechnung war offen liegen geblieben. Mechanisch setzte er sich vor das Buch hin, nahm es, lange erwägend, in die Hand, und sah endlich hinein. Neben den Geldauswürfen fand er überall Recht-

fertigungsgründe, biographische Notizen, Wirthschaftsgedanken, Lebensregeln, Herzensergießungen und die trefflichsten Casualbemerkungen eingestreut. Das Ganze sprach ihn durch einen schönen historischen Charakter an.

Welche Ordnung, welche wohlgefällige Klugheit überall! Wie sparsam war sie in Rücksicht ihrer Vergnügungen gewesen, und wie manchen Elenden hatte sie dafür erquickt! In welcher praktischen Bedeutsamkeit erschien ihm jetzt jene tadelnde Rede, welche er sie einst gegen Sophien hatte äußern hören. „Wer Gutes thun will, sprach sie damals ärgerlich, der thue es doch entweder öffentlich; oder — wenn er sein Gemüth wirklich zu zart für das öffentliche Lob fühlt, so thue er es dann auch so wahrhaft geheim, daß die Welt davon nichts erfahre und nichts zu reden vermöge!“ Dieß Buch schloß dem Geliebten ihren ganzen Charakter auf, insoweit er denselben bis jetzt noch nicht gekannt hatte, und von manchem Räthsel, das ihm ehemals Sorgen gemacht, lag nun auf einmal die erfreulichste Lösung vor ihm da. Stets treu und wahr gegen sich selbst, — ewig wachsam und scharf gegen ihre Schwachheiten, hatte sie hier sich, und seit heute nun auch ihrem besten Freunde, nichts verschweigen, und im Grunde mehr ihrem Gewissen als dem Gedächtnisse Rechnung ablegen wollen.

Allmälig verlor er sich ganz in diesen neuen Ansichten und Bildern ihres Charakters, und gerieth in so süße Träume, daß er das Herrannahen des Abends nicht bemerkte.

Da fiel ihm plötzlich ihr langes Außenbleiben, und mit diesem eine heiße Sehnsucht nach der Geliebten aufs Herz, welcher er nun nicht länger widerstehen konnte, und hätte es auch sein Leben gekostet. Es trieb ihn fort, zu allen schönen Plätzen der Flur; aber in der Nähe war sie nirgends zu finden. Aengstlich lief er zuletzt nach dem Finkenhauf, da man ihm sagte, daß auch Marie abwesend sei.

Doch wir müssen endlich die geheimnißvollen Wege Mariens wieder aufsuchen, die wir bisher ganz unbeachtet ließen.

Marie war seit etlichen Tagen durch den hochzeitlichen Aufruhr abgehalten worden, ihren stillen Lieblingsort zu besuchen. Heute aber ließ sich das Mädchen durch nichts in ihrem Vorsatze stören, und gegen Abend trat sie mit süßem Schauer in jene lieblichen Schatten ein.

Seufzend aus leiseklagendem Herzen, ließ sie sich auf der werthen steinernen Bank nieder, denn ach, schon lange, lange hatte ihr Ohr die Töne jener wunderbaren Stimme nicht mehr vernommen, für die noch immer ihre Liebe im Herzen so unauslöschlich und heilig fortloderte! Doch, der heutige Abend strahlte in so reiner Schönheit um sie her, die Sänger des Haines umtönten sie mit so fröhlichen Melodien, und die Gewürzlüfte, die ihr Busen sog, waren so köstlich, daß die Trauernde unvermerkt sich erheitert fühlte.

Sie .sammelte ihr volles Gemüth zu einem herzlichen Gebete für das Eheglück des theuern Bruders Ferdinand, das ihr und gar manchem seiner Freunde immer noch so zweifelhaft schien! Sie liebte ja den Bruder von Kindheit auf mit der reinsten und wärmsten Zärtlichkeit, und Keiner ihrer Lieben und keine menschliche Seele kannte ja bis jetzt einen Gegenstand auf Erden, der ihrem Herzen noch theurer sein könnte, als Ferdinand! Auch heute blieb sie diesen Gefühlen treu, und es kam bald in ihr frommes Gebet eine heiße Innigkeit und mächtige Weihe, deren Töne in lautem Rufe zu Gott emporstiegen.

Wohl ihr! die fromme Seele fühlte zuletzt jene wohlthätige Ueberzeugung in sich erwachen, daß die neuvermählte Freundin, für deren Heil sie so rein und kindlich gebetet hatte, ihres schönen Looses würdig und den Bruder hoch zu beglücken fähig sei. Ja, es zog in die Brust der Beterin eine ganz neue, untrügliche Liebe für die willkommene Schwester ein, und mit dieser ein gewisser Reichthum eigner Freudigkeit, der ihr schon längst nicht mehr zu Theil geworden war.

Selig saß das Mädchen noch lange da, umspielt von den Nachklängen ihrer heiligen Gedanken.

„O warum bist du von mir geschieden, — rief sie dann in die Abendlüfte hinaus: du holdes Wesen, das ich meinen Schutzgeist nannte! Bin ich deiner nicht mehr werth? Ach, wo rauschen sie jetzt auf Erden, deine süßen Bienenlieder?“

In diesem Augenblick hörte sie wieder die alten anmuthigen Melodien tönen, und ihre Seele zerfloß in wehmüthiger Wonne.

„Wirst du mir bald erscheinen, süßes Wesen? Wahrlich, du bist der Geist und die Kraft meines bessern, heiligern Lebens; denn mein Herz ist arm ohne dich, und ich werde vergehen in dieser schmachtenden Liebe zu dir!“

„Ich darf nicht erscheinen, rief es sanft, denn Du verhehlest mir noch den irdischen Kummer, der Deine Seele drückt.“

Sie fiel auf ihre Kniee und blickte flehend zum Himmel. „Ach, diesen Kummer kennt keine Menschenseele! Nur du, Gott, allein, kennst ihn.“

„Es ist die Liebe, tönte es feierlich; aber, nenne mir Deine Liebe.“

Thränen entstürzten ihrem brechenden Auge, sie verhüllte das glühende Gesicht und rief es zu den Waldgipfeln empor: „Richard!“

„O meine geliebte, süße, einzige Marie! Dein Richard ist Dir nahe; — er ist da und fliegt in Deine Arme. Dein Richard eilt, Dich als seine Braut zu umfangen!“ So rief jetzt die Stimme des Geliebten! Der alte Eichbaum öffnete sich, — Richard sprang mit seiner Guitarre heraus, — hob die Halbohnmächtige in seine Arme, und sein Mund hauchte dem ihrigen ein neues, seliges Leben ein.

„Verzeih, verzeihe mir, Du gutes, treues Kind! Verzeih meiner arglistigen Liebe, die hier so lange ihr süßes Spiel mit Dir trieb! Seit meiner Zurückkunft von der Akademie stand ich in dem unseligen Wahne, Du liebtest Ferdinand, und die Weigerung seiner Eltern sei Dein geheimer Kummer. Kannst Du mir vergeben, holdes Geschöpf?

— Aber Marie, Marie! — warum verhehltest Du Dein Herz so lange, so tief vor mir?"

„Sollte ich denn, flüsterte sie und verbarg ihr Gesicht, sollte das blutarme Mädchen, die einsame Waise, zum Sohne solcher reichen und vornehmen Eltern, — in die ich niemals volles Vertrauen setzen konnte, — ihre sehnenden Augen erheben?"

„Du verkennst meinen Vater, Marie! Er billigt meine Wahl vollkommen. Er liebt Dich sogar schon jetzt."

Sie sank ihm freudig an's Herz. Ihr Sehnen war gestillt, und die Liebenden erklärten sich nun Alles, was Jedem bisher im Betragen des Andern noch dunkel geblieben war.

„O gesegnet seist du, rief der fröhliche Richard zu der alten Eiche hinüber, und dreimal gesegnet sei der alte Zimmermann, — ja, ich will jede Woche seines Lebens mit einem baaren, patentmäßigen Thaler versüßen! — durch dessen Hülfe ich einst jenen gebrechlichen Würmerkasten, an dem wir noch als Kinder so manchen Frevel ausübten, mit einer Thüre versah, mit der schönsten neuen Rinde wieder ausflickte, und mit den herrlichsten Gucklöchern ausrüstete, hinter welchen je ein mißtrauischer Liebender geschwitzt hat! Marie, liebe Marie! Ich habe Dir das Leben sauer gemacht, — aber das meinige gehört nun auch so ganz, so unwiderruflich und ewig Dein! Sieh, meine Liebe nahm im Aeußern einen romantischen, im Innern einen juridischen Gang; — aber, liebes Mädchen, sie kam vom Herzen und soll ewig im Herzen wohnen."

In diesem Augenblick öffnete sich in ihrer Nähe ein Gebüsch, aus dem Caroline hervorbrach, — und vom Pfade her flog der unruhige Ferdinand herbei.

„Caroline! rief er froh: Gott sei Dank, daß ich Dich endlich wieder finde!" Er wollte sie an's Herz drücken.

„Nein, mein Freund! sagte sie, und hielt ihn wehmüthig von sich

ab: Das, was Du hier suchtest, mußt Du erst ganz kennen lernen, ehe Du es so gütig wieder in Deine Liebe aufzunehmen wagst."

„Schwester, schrie Richard: ich wette drauf, Du hast uns hier belauscht. Kannst Du es läugnen? — Hier, Ferdinand, umarme meine Braut! Caroline, wir haben schwer gesündigt! Sieh nur, dieser Engel, diese reine Marie hat gestern ihrem geliebten Ferdinand die ersten Minuten ihrer wiedergesammelten Ruhe nach den bisherigen Tagen der Zerstreuung zu einem stillen Gebete für ihn und Dich gelobt! Und wir Unwürdige hörten es, und — argwöhnten hier eine Zusammenkunft sträflicher Liebe, — hier, wo ich Worte eines Engels zum Himmel aufwallen hörte! — O wir Sünder!"

„Meine arme, redliche Marie!" klagte Ferdinand ganz erstaunt, und wußte nicht wie ihm geschah, als die verkannte Marie ihm jetzt so wehmüthig, und doch so freudig in die Arme fiel, und Richard nun fortfuhr, ihm alle hier geschehenen Wunder zu deuten.

Aber Caroline sank vor dem Geliebten und der Schwester nieder, und umfaßte ihre Kniee, sie hielt sich aller Verzeihung unwerth und war untröstlich.

„Hier noch ein Aktenstück! sagte Richard: Denn wir wollen ehrlich sein, arme Schwester! Hört, lieben Freunde! — Es ist und bleibt doch immer ein großes Unglück, wenn ein Häuflein von Kindern seine wahre Mutter zu frühe verliert! Auch die beste zweite Mutter ist doch einmal, — da sie nur nach einer Auswahl zu lieben vermag, — Stiefmutter! Er zog Carolinens gestriges Billet hervor und las: „Mein Bruder! Es wäre möglich, — und Gott wende den Fluch dieser Möglichkeit gnädig ab! — daß ich morgen Abends im Fluge zu Dir eilte, um von da schnell zu meiner Tante nach Petersburg abzureisen. Auf diesen schrecklichen Fall bitte ich Dich, mir eine hinlängliche Summe und einen Wagen zur Reise zu verschaffen, weil ich ganz ohne Geld bin. Sei, bis ich Dich sehe, verschwiegen wie das Grab, wenn Dir die Ehre Deiner Schwester lieb ist. Auch unser

guter Vater erfährt kein Wort von diesen Zeilen! Caroline." Seht, Freunde, — und ich, — ich eben so verstockter Sünder, verstand sogleich jedes Wort dieses Billets, und hatte doch nie eine Sylbe mit Carolinen über die Sache geredet! So tief verwildert man unter einer Stiefmutter. Aber so ist es nun! — Verzeiht uns — wir waren Eurer nicht werth, Ihr holden Geschwister!"

Ferdinand, von dessen Augen es wie Schuppen abfiel, konnte seine Wehmuth nicht verbergen. Diese „Reise nach Petersburg" war ihm ein unerträgliches Bild, bei dem sein angstvolles Herz zum erstenmal deutlich fühlte, wie so gar nichts auf dieser Erde sei, was ihm die Geliebte ersetzen könnte. Er zog sie ängstlichfroh zur schöneren Reise nach dem Trifthofe fort. „Armes, armes Weib! seufzte er: Wie unglücklich, wie elend mußt Du gewesen sein! Bis zu welchem Grade der Angst und des Unglaubens konnte doch einzig die Geistesschwäche und zurückstoßende Kälte einer Mutter das köstlichste Geschöpf bringen, das je ein Liebender auf dieser Erde fand! Wie wichtig erscheint mir jetzt die Regel des guten Doktor Luther in seiner Haustafel: „Ihr Eltern, reizet eure Kinder nicht zum Zorne, daß sie nicht scheu werden!" Und so verzeiht mir, ihr sämmtlichen Stiefmütter in der Welt, wenn ich euch allen in diesem Augenblicke von Herzen zürne!"

„Nur der meinigen nicht mehr, Ferdinand! Sie wußte nicht, was sie that, als sie mich einst von sich stieß. Aber sie wird, — sie soll mich noch lieben. Ach, ich war nicht glücklich!"

„Gutes, duldendes Geschöpf! Aber was wolltest Du nun in Deiner Angst thun, Unglückliche, wenn ich — Gott, wenn ich schuldig war?"

„Dir den Scheidebrief senden, schluchzte sie: Dich bitten, daß Du Marien ehelichtest; — denn nur in Deinem Glücke schimmerte mir noch ein Stern der Tröstung; — und dann in einer Hütte am kalten Meere des Nordens mein ödes Leben ausweinen."

„Und das Alles, Caroline, — diesen ungeheuern Schmerz hast Du ertragen, während ich kaum die ersten bangen Ahnungen davon empfand!“ Er faßte ihre Hand fester. Aber auch sie schien noch einmal jenen großen Schmerz nachzufühlen, und blickte ihm wehmüthiger ins Auge, und ließ nicht ab, seine theure, unter unsäglichen Bedrängnissen neuerworbne Hand immer fester an ihr zitterndes Herz zu halten. „O dieses Herz, rief sie feierlich aus, es ist nun so rein, Ferdinand! — so ganz entsündigt und geheiligt! Es kennt nichts mehr, als Gott und Dich! — Aber glaube mir, ich habe schon am heutigen Morgen fest gefühlt, daß Alles so enden müsse. Mein Ferdinand, wie süß ist dieser stille Augenblick nach dem Sturme! Wie sicher will ich an diesem treuen Herzen ausruhen; — ja, ich verdiene Deine Verzeihung. — Ach, Ferdinand, ich habe viel gelitten um Dich!“ Sie blieb stehen mit ihm, und weinte aus voller Seele an seiner Brust. Es war eine unermeßlichreiche Minute für unsre Liebenden; und da schien es dem Manne, als blühe sein Weib nun erst schöner auf in seinen Armen.

Sie bezeigte das reinste Verlangen, den Eltern die ganze Sache aufrichtig zu erzählen. Aber alle Uebrigen waren der Meinung, daß die Begebenheit einzig unter den trauten Vieren bleiben müsse; außer dem, was jeder Kluge bald selbst davon merken werde.

Erst im Kreise der Familie, von Allen geliebt, begriff sie ganz die volle schöne Verzeihung ihres Gatten. Und als nun auch Richard und Marie sich mit dem Segen des elterlichen Doppelpaares beglückt fühlten, und die glückliche Sophie an Reinholds Seite um sie her scherzte und der Schwester von nun an eine ewige Freundschaft zuschwur — da ward auch Caroline unter geheimen Seufzern wieder froh.

„Ich finde es so herrlich, sagte sie mit glänzendem Blicke zu ihrem Bräutigam, daß an diesem schönen Sommerabend eine Gesellschaft freundlicher Menschen sich versammelt; — und gerade erst am Abend zusammenkommt, um unter einem glücklichen Dache mehrere schöne

ländliche Nächte zu verschlummern, mehrere fröhliche Tage gemeinsam zu genießen!" Es war ein göttlich schöner Abend.

„Und heute, meine Caroline?" sprach Ferdinand, als man aus dem Gesellschaftszimmer aufbrechen wollte.

Sie verbarg das reine, glühende Antlitz an seinem Busen. „O mein Alles, mein Bräutigam! flüsterte melodisch die Verzagende: Sieh, ich habe nun keinen Trost mehr auf Erden für dieß ängstlich klopfende Herz, als Dich allein; — und mir ist so unsäglich bange und wohl; — und es bangt mir so anders als gestern, — aber war ich gestern wohl werth, an dieser himmelreinen Brust zu schlummern, die ich für eine Wohnung der Sünde hielt? Doch — hast Du mir nicht verziehen?"

Die Liebe und seine Küsse lösten ihre letzten Worte in liebliche Seufzer auf, und er führte sein herrlich errungnes Eigenthum der Brautkammer zu.

„Aber, mein süßer Freund, fragte sie dort: was zog Dich immer und immer so redlich hin zu mir, — zu der Verkannten, — zu der Verdorbenen?"

„Die wunderbaren Liebesblitze aus diesen reinen blauen Himmeln," sagte er, und küßte ihre Augen, daß sie süß erzitterten.

„Und, — ach! — Ferdinand — was vermochte noch gestern Deinen Glauben an mich zu erhalten?" lispelte sie matt zwischen seinen Lippen.

„Deine Schönheit, holdes Mädchen!" sagte er; und die Geister seiner nie entweihten Lippen wiegten sich auf den bangen Bebungen ihrer keuschen Brust.

Apologie.

Verzeiht dann, schöne Leserinnen! verzeiht uns, daß wir auch dieses unser Heldenpaar wieder mit einem Kusse von Euch scheiden lassen; — daß wir auch in diesem kleinen Buche abermals viel und redlich geküßt, und abermals so manche bange Thräne geweint haben! Ist denn aber nicht das ganze höhere und schönere Leben des Menschen aus Liebes- und Thränenstoff gewebt? — Ach, welcher Kunstrichter wird wohl deßhalb den ersten Stein auf uns zu werfen wagen, wenn Ihr uns verzeiht? — Und so vergönnet, holde Mädchen, daß auch wir nun wehmüthig mit einem Kusse scheiden!

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)